This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

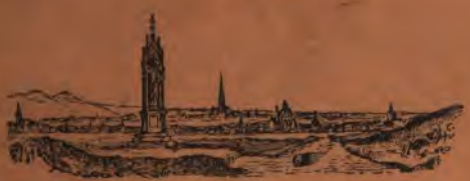
Wien

seit sechs Jahrhunderten.

Von

Karl August Schimmer.

Erster Band.



WIEN.
Verlag von Matthäus Kuppitsch, Buchhändler.
1847.

Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Des Graf Stayrum schneller Ritt von Neustadt nach Wien

WIEN

seit sechs Jahrhunderten.

Eine chronologische Reihenfolge von Thatsachen, Begebenheiten und Vorfällen in Wien von 1200 bis auf die neuere Zeit,

mit einer

quellengetreuen Darstellung des öffentlichen und geselligen Lebens in dem alten Wien

und Nachrichten

über die aufgehobenen Klöster und verschwundenen Gebäude in der Stadt und den Vorstädten.

Nach seltenen und bewährten Quellen

bearbeitet von

Karl August Schimmer.

Erster Band.

STANFORD LIBRARIES

Mit einem Titelkupfer.

WIEN 1847.

Im Verlage von Matthäus Kuppitsch,

Buchhändler und k. k. Hofbibliotheks-Antiquar, am Franziskanerplatz Nr. 911, im 1. Stock.

STANFORD LIBRARIES

F2952

DB847
S29
v.1

Dem wohlgebornen

Herrn Herrn

Ignaz Czapka,

Ritter von Winſtetten,

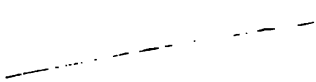
Ritter des kaiſerl. öſterreichiſchen Leopold-Ordens, k. k. nied. öſterr. wirklicher Regierungsrath, Ehrenbürger der Hauptſtadt Prag und der Freiſtadt Peſth, Mitglied des niederöſterr. Gewerbvereines und mehrer anderer Vereine,

Bürgermeiſter von Wien und Oberſt des geſammten Bürgermilitärs,

hochachtungsvoll gewidmet

von dem Verleger

Matthäus Kuppitſch.



Vorwort des Verlegers.

Indem der Gefertigte durch die Gnade Sr. k. k. Majestät den Titel eines Hofbibliotheks-Antiquares erhalten hat, hält er es vor Allem für seine Pflicht, dieser ehrenden Auszeichnung durch fortwährendes gemeinnütziges Wirken für die vaterländische Literatur zu entsprechen, und sowohl seine eigenen bibliographischen Kenntnisse, als auch seine Vorräthe an seltenen vaterländischen Werken solchen strebsamen Talenten zur Verfügung zu stellen, welche geeignet sind, durch ihr eifriges Wirken der vaterländischen Literatur Ehre zu machen.

Aus diesem Grunde hat der Gefertigte dem bereits durch mehre werthvolle vaterländische Schriften vortheilhaft bekannten Literaten Karl August Schimmer seit lange her und namentlich bei dessen Werke: „Türkische Belagerungen Wiens," wovon kürzlich eine zweite Auflage erschien, mit reichen Quellenwerken unterstützt und ihm auch bei dem gegenwärtigen Werke nicht nur seinen ganzen Vorrath an seltenen Materialien zu Gebote gestellt, sondern ihn auch auf anderweitige Schätze dieser Art aufmerksam und ihm dieselben zugänglich gemacht. Das vorliegende Werk enthält daher eine inhaltsreiche und höchst interessante Schilderung der Sitten, Gebräuche, Vorfälle

und auch Bauwerke in und um Wien in einem Zeitraume von 600 Jahren und zwar von 1200 an bis auf die neuere Zeit, und der Gefertigte glaubt diesem, mit besonderer Vorliebe, ernstem Fleiße und nach den reichhaltigsten Quellen gearbeiteten Werke eine desto ausgebreitetere Theilnahme versprechen zu dürfen, als er auch seinerseits an der Ausstattung nichts gespart, den Preis äußerst billig gestellt, und jeden Band auch mit einer werthvollen Kupferbeilage, nach seltenen Originalen, versehen hat. Zur hohen Zierde gereicht es dem Buche daß der würdige Vorstand der Wiener Bürgerschaft, dessen Humanität und eifrigem Wirken die Residenz bereits so vieles Gute und Nützliche verdankt, es würdig befunden hat, dessen Widmung anzunehmen.

Das Weitere über Plan und Zweck des Buches besagt die Vorrede des Verfassers.

Der Verleger

Matthäus Kuppitsch.

Vorrede.

Meine, von Zeit zu Zeit in verſchiedenen Zeitblättern erſchienenen hiſtoriſchen Wiener-Skizzen hatten ſich, wie ich wohl ohne Anmaßung behaupten darf, allgemeinen Beifalles zu erfreuen. Mindeſtens wurden dieſelben jederzeit gern aufgenommen und begehrt. Männer von Einſicht und Bedeutung in der vaterländiſchen Literatur hielten dieſe zerſtreuten Aufſätze einer eigenen Sammlung werth und munterten mich auf, dieſelben zu einem ernſteren Zwecke, als die Journal-Literatur nothwendig ſeyn kann, zu bearbeiten, durch neue intereſſante zu vermehren und geſammelt herauszugeben. — Ich bin, von der Richtigkeit ihrer Anſichten gerne überzeugt, ihrem Rathe um ſo bereitwilliger gefolgt, als ſich auch der Hofbibliotheks-Antiquar und hieſige Buchhändler, Herr Matthäus Kuppitſch, ein Mann, der ſelbſt in allen

Fächern älterer vaterländischer Literatur heimisch ist, sogleich zur Herausgabe bereit erklärte, wie er mich denn auch schon seit lange mit den reichen Schätzen seines Lagers an alten vaterländischen Werken unterstützte.

Auf solche Art ist dieß vaterländische Erinnerungsbuch entstanden, welches ich somit dem gebildeten Publikum übergebe und seinem freundlichen Antheile an meinem literarischen Wirken, dessen ich mich schon seit einer Reihe von Jahren zu erfreuen habe, auch bei diesem Werke mit Achtung und bescheidener Zuversicht entgegen sehe.

Wie bei meinen früheren Werken habe ich mir es auch hier zum Ziele gesetzt, weniger abstract und profund gelehrt, als populär, allgemein verständlich und ansprechend zu schreiben. Es ist endlich wohl an der Zeit, das Wort ins Leben treten zu lassen, dem großen Publikum die reichen Schätze vaterländischer Erinnerungen zugänglich zu machen und ihm Interesse dafür einzuflößen.

Leicht wäre es mir gewesen, mein Buch mit historischen Citaten, polemisirenden Parallelen und Originalurkunden zu überhäufen und dadurch sowohl das Volumen als den Preis bedeutend zu vergrößern. Die wenigen Forscher und Sammler jedoch, welche daran Gefallen finden dürften, wissen sich leicht an den Quellen

ſelbſt in deren Kenntniß zu ſetzen und würden, offenherzig geſtanden, ſowohl mich, als auch vielleicht meinen Verleger, ſchwerlich für den Beifall eines größeren Leſekreiſes entſchädigt haben.

Überdieß gibt es ja mehre Material- und Quellenwerke, die, als Studien betrachtet, ihrer Vortrefflichkeit wegen, allgemein bekannt und geſchätzt ſind und worunter in dieſem Fache beſonders des verdienſtvollen Schlager: Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, fünf Bände mit Kupfern, Wien 1836 — 1846 *), mit großer Auszeichnung zu nennen ſind.

Eben ſo hätte es mir keine Mühe gekoſtet, ein weitläufiges Regiſter von Materialien, deren ich mich bediente, dem Werke authentiſch beizugeben, ich habe es aber ebenfalls aus der oben angegebenen Urſache unterlaſſen, da es für die meiſten Leſer ganz unintereſſant und gleichgiltig geweſen wäre; Fachgelehrte aber ohnehin überzeugt ſeyn müſſen, daß ein Werk dieſer Art ohne Beihilfe zahlreicher und wichtiger Quellen nimmermehr entſtehen könne. Überdieß ſind im Werke ſelbſt größtentheils die Quellen angegeben.

---

*) Dieſes ſchätzbare Werk iſt ſtets in der Buchhandlung meines Verlegers vorräthig zu finden.

Im Allgemeinen kann ich daher nur getrost versichern, daß meine Aufsätze nach den besten und seltensten Materialien bearbeitet sind, welche mir die hiesigen reichen öffentlichen Institute und mehre Privatbesitzer schätzbarer Sammlungen mit großer Bereitwilligkeit darboten; ja wo es an der Stelle und von Interesse war, habe ich nicht auch unterlassen, den Originaltext derselben anzuführen. So weit nur irgend verläßliche Urkunden oder gute bildliche Darstellungen mir einen Anhaltspunct boten, habe ich mich gewiß nie einer Fiction bedient, oder gar, wie dergleichen wohl vorgekommen ist, bedeutende historische Personen willkürlich zu meinen Marionetten zugeschnitzt und ihnen nach eigenem Belieben Sentenzen und Redensarten in den Mund gelegt, die sie vielleicht gesprochen haben *könnten*, wenn sich die Gelegenheit dazu ergeben *hätte*. Überhaupt benützte ich die eigene Darstellung nur zum Behufe einer zu meiner Absicht nöthigen gefälligen Einkleidung oder in solchen Fällen, wo sich die Überlieferung selbst im Dunkeln oder in das Bereich der Sage verliert, was ich jedoch nie anzudeuten vergaß. Am wenigsten Spielraum habe ich der eigenen Phantasie und Darstellung bei monumentalen Erinnerungen erlaubt, sondern mich in diesem Falle lediglich an vorhandene gute Urkunden, noch sichtbare Überreste und alte, gut gear-

beitete bildliche Darstellungen gehalten, wie das beinahe in der ganzen zweiten Abtheilung der Fall ist. Denn bei Weitem wichtiger, als man auf den ersten Anschein glauben sollte, dienen zur richtigen Auffassung und Darstellung nicht nur solcher Erinnerungen, sondern auch historischer Momente alte, seltene und gute bildliche Gegenstände, wodurch allein manche Localität gehörig constatirt, Richtigkeit des Costumes — im weitesten Sinne — erzielt und in Wort und Schrift lang gehegte Irrthümer aufgeklärt werden können, wie ich im Verlaufe des vorliegenden Werkes mehremale dargethan zu haben glaube. In dieser Hinsicht aber fühle ich mich besonders gedrungen, dem Herrn k. k. Obersten von Hauslab meinen innigsten Dank abzustatten, der mich durch seine reiche Sammlung vaterländischer, höchst seltener Druckwerke und Ikonographien auf das Freundlichste unterstützte und in den Stand setzte, manches bisher gänzlich Unbekannte, dabei aber höchst Interessante meinen Lesern mitzutheilen. Die bildlichen Beigaben des Werkes sind daher auch nicht bloß willkürliche Scenerien, sondern nach höchst seltenen Originalien, von geschickter Hand treu copirt und liefern nebst der gefälligen Ausstattung den Beweis, daß mein Verleger keine Mühe und Kosten scheute, dem Buche, so weit es des mäßigen Preises

wegen nur möglich war, auch eine würdige Außenseite zu verleihen.

So sei denn auch dieß mein neuestes Product meinen Gönnern unter dem gebildeten Publikum, deren ich, Gottlob! nicht wenige zähle, bestens empfohlen und meine, ebenfalls Gottlob, nur wenigen Ungünstigen mögen mir verzeihen, daß ich es auch dießmal wieder vorzog, dem Gründlichen das allgemein Genießbare beizufügen und nicht nur für das Wissen allein, sondern auch für den Geschmack eines größeren Lesekreises zu sorgen, so weit dieß nämlich meinem besten Willen und meinen Kräften, die ich übrigens genau zu bemessen weiß, möglich war.

Wien, am neuen Jahrstage 1847.

Karl August Schimmer.

Inhalt.

Erste Abtheilung:
Historische Skizzen und Scenen aus Wiens früherer Zeit.

Seite

1. Die Sage vom Basilisken und das Basiliskenhaus in Wien 1212 1
2. Herzog Heinrich der Grausame. Historische Novelle in zwei Abtheilungen:
   a. Die erhebende Weihnachtsfeier in Wien 1226 . 6
   b. Das alte Pilgramhaus in Mödling 1226—1227 20
3. Seltsame Mähr von dem Pfaffen auf dem Kahlenberge 1332 38
4. Die große Landplage in Österreich 1338 45
5. Der geheimnißvolle Fremde in Wien 1485 . . . 49
6. Die folgenreiche Doppelheirath in Wien 1515 . . 54
7. Ein frommer Aufruf an die Christenheit, dann ein höchst merkwürdiges Tagebuch vom Jahre 1529 . 64
8. Der Einzug des Erzherzogs Maximilian und der erste Elephant in Wien 1552 83
9. Der seltsame Wettritt von Wiener-Neustadt nach Wien 1678. Mit einer Kupferbeigabe 90
10. Die Schenke zum rothen Dachel am alten Fleischmarkt und die große Pest in Wien 1679 94
11. Der Allarm in der Schottenkirche 1681 101
12. Die Gräuel der Türkenzeit in Österreich 1683 . . 106
13. Des Helden erste Sporen 1683 127
14. Das Moldauerkreuz am Gatterhölzel 1683 . . . 134

Die Sage vom Basilisken und das Basiliskenhaus in Wien.

Den 26. Juni 1212 entstand Frühmorgens großes Geschrei und Lärmen in und um dem Hause des Bäckermeisters Garhibl, in dem Stadttheile von Wien, welcher dazumal unterm Tempelhof*) genannt wurde. Das Haus hieß aber zum rothen Kreuz und es versammelte sich auf solchen Wehe- und Hilferuf vor demselben eine große Menge Volkes, ungeduldig und vorwitzig, was wohl solch klägliches Geschrei zu bedeuten habe. Da kam endlich auch der Stadtrichter, Herr Jakob von der Hülben mit seinen Knechten und Scharbienern geritten und forschte, ob etwa Jemand ungebührlicher Weise Schaden und Gewalt geschehen, oder der Stadtbann durch freventlichen Friedensbruch verletzt worden sei. Meister Hans aber trat bleichen Angesichts aus dem Hause und erzählte folgendermaßen die Ursach all dieser Unruhe: „Eine seiner Mägde sollte in der Frühe aus dem im Hofraume stehenden Ziehbrunnen Wasser schöpfen. Dieselbe war aber mit leerem Kruge und großem Geschrei zurückgekommen, meldend, es sei ein gräulicher Gestank aus dem Brunnen hervorgegangen, der sie

*) Von dem Tempelgebäude, welches einst an der Stelle gestanden, wo in der Folge Dominikanerkirche und Kloster gebaut wurden, also genannt; gegenwärtig die Schönlaterngasse.

Spannring, damaligen Eigenthümer, renovirt und mit folgender Aufschrift versehen worden:

Anno Domini MCCXII.

Ward erweldt Kayser Friedrich der II. Undter seynem Regiment ist von aynem Hann entsprungen ain Basilisk, welcher obstehender Figur gleich, und ist der Brunn voll angeschütt worden mit Erden, darinnen solliges Thier gefunden worden ist: ohn Zweiffel, weil ob seyner gifftigen Aygenschafft vill Menschen gestorben und verdorben seyndt.

Renovirt A. 1577 durch den Hauß-Herrn Hannß Spannring Buchhandler.

Soweit entlehne ich die Relation aus alten Urkunden, namentlich aus **Lazius Rer. Vienn. Lib. 3. cap. 6.** und **Nessel Catal. Bibl. Vindob., part. VIII. pag. 164.** — Wie sich aber eigentlich die Sache in unverfälschter Wahrheit verhalten haben mag, darüber finden wir in keinem gleichzeitigen und nachfolgenden Schriftsteller genügende Aufklärung. Wir müssen uns daher mit den wahrscheinlichsten Vermuthungen helfen. Daß die Tradition, wegen des gefährlichen und tödtenden Brunnens, selbst begründet sei, darüber kann wohl kein Zweifel obwalten, da jeder Geschichtschreiber Wiens von dieser Zeit an denselben erwähnt. Daß aber kein Basilisk daran Schuld gewesen, ist wohl noch einleuchtender, indem die Existenz eines derartigen Ungethümes längst auf das Überzeugendste in das Reich der Fabel verwiesen wurde und das wirklich existirende Thier dieses Namens nicht nur allein ganz unschädlicher Art ist, sondern sich überhaupt wohl schwerlich von den Wäldern Guyana's oder Amboina's, wo es allein heimisch ist, nach Wien verirren konnte. Es mochte sich also wahrscheinlich in dem Brunnen, durch was immer für eine Ursache, durch was immer für eine Zuströmung, schädliche

Luft entwickelt haben, die gefährlich, ja tödtlich auf die Einathmenden wirkte. Fand man noch obendrein einen, muthmaßlich todten, Hahn in demselben, der sich vielleicht dahin verflogen hatte, oder, wie es damals nicht selten, muthwilliger oder boshafter Weise hinabgeworfen worden war *), so erklärt sich die Geschichte mit dem Basilisken auf die einfachste und natürlichste Weise, besonders in jener leicht- und starkgläubigen Zeit, wo der fabelnde Plinius selbst für Gelehrte das einzige Orakel in den Naturwissenschaften war.

Das Abbild des Basilisken ist übrigens noch heute, obschon in sehr verwittertem Zustande, an dem Hause Nr. 678 in der Schönlaterngasse, worin sich auch noch, seit Alters her, ein Bäcker befindet, in einer Nische zu sehen. Das Standbild ist aus Stein gehauen und stark übertüncht. Der gezackte Schweif ist aus Eisen verfertigt, von welchem Materiale das Thier auch früher eine Krone auf hatte, die aber längst verschwunden ist. Die erwähnte Inschrift war schon zu Vater Fuhrmanns Zeit (1736) nicht mehr vorhanden.

---

*) So entstand nach 1669 großer Rumor in Wien, da man in einem Brunnen auf der Bastei, der zur kaiserlichen Mundküche benützt wurde, einen Truthahn, eine gewöhnliche Henne, einen Hund und zwei Katzen, sämmtlich todt und schon halb verfault, gefunden hatte. Damals gab man, nach den Ansichten jenes Zeitalters, vorzüglich den Juden Schuld, welche das Wasser damit hätten vergiften wollen und dieser Umstand gab vielleicht mit Anlaß zu deren Vertreibung um Wien, die bald darauf erfolgte. (S. Fuhrmann Alt- und Neu Wien, 2. Bd. S. 955).

Herzog Heinrich der Grauſame.

Hiſtoriſche Novelle in zwei Abtheilungen.

Erſte Abtheilung.

Die erhebende Weihnachtsfeier in Wien.

Am heiligen Chriſtabend des Jahres 1226 zeigte ſich auf den Gaſſen der, durch den glorreichen Leopold, dieſer höchſten Zierde der Babenberge, erneuerten und erweiterten Fabiana, damals ſchon Wienne im Munde des Volkes genannt, viel freudige Bewegung. Edle Ritter in ſtolzen geſchlitzten und faltenreichen Kleidern, anſehnliche Bürger mit ſtattlichen, weitfaltigen Gewändern, dunkler Farbe und ehrbaren Schnittes, minnigliche Frauen und Jungfrauen jeder Claſſe in der bildſamen Tracht dieſes ritterlichen und poetiſchen Zeitalters, wogten in den krummen und eckigen Gaſſen und Lucken *) voll fröhlicher Miene umher; beſonders lebhaft war es in der Gegend des Schweins- **) und Kohlenmarktes wegen der Nähe der neuerbauten Herzogburg, dann am Kohlenmarkte und in der durch Leopold erſt neu geſchaffenen Wollzeile, damals die ſchönſte Straße Wiens, und wegen der Nähe der eben in Aufnahme begriffenen, im byzantiniſchen Style erbauten Kirche zu St. Stephan, ſehr belebt. Hier ſah man auch Züge der von Leopold neu aufgenommenen Mitglieder des Prediger-Ordens von St. Dominik in ihren fremdartigen weißen Gewändern ehrwürdig und Ehrfurcht gebietend

*) Lucken hießen bis zur zweiten türkiſchen Belagerung 1683 jene unanſehnlichen Häuſerreihen und Gruppen, deren manche bis an den Stadtwall reichten und welche den Grund zu den heutigen Vorſtädten legten.

**) Der heutige, ſogenannte Bürgerſpital- und Lobkowitzplatz, welcher jenen Namen erſt um 1700 verlor.

einherwallen und Alles deutete auf ein großes, ungewöhnliches Fest, das an diesem Tage Statt finden sollte.

Es war aber dieses die schon damals mit großer Feierlichkeit und heiterer Fröhlichkeit begangene Feier des heiligen Weihnachtsabends zur Erinnerung und zum frohen Gedächtnisse der gnadenreichen Geburt des heiligsten Erlösers; eine schöne Sitte, die, vom glanzbestrahlten Morgenlande herstammend, in Wien bald Eingang gefunden hatte, und alljährlich auf das Freudigste und Festlichste gefeiert wurde. An diesem heiligen Tage ruhten alle Gewerbe, nicht ertönte mehr in der Traibotenstraße *) das klirrende Getöse der Waffenschmiede, in der geräuschvollen Nadlergasse **) war es still und friedlich, die rußigen Balken der vielen Schmiede, Schlösser und Klempner waren geschlossen, selbst das monotone Geschrei der Ausrufer und Herumträger von Lebensmitteln verstummte und es trat eine erhebende feierliche Sabbatstille ein, wo sich das Herz von dem gewöhnlichen Treiben und den gemeinen Bedürfnissen des Lebens abkehrte, und sich in reiner Weihe und heiliger Begeisterung zu dem erhabenen Geiste des Weltalls wendet, um ihm seine Freuden und Leiden, seine Bitten und Hoffnungen mit kindlichem Vertrauen vorzutragen und aufzuopfern. Des Tages über wurden zu diesem Zwecke die ehrwürdigen Tempel Gottes besucht, vorzüglich jene zu St. Stephan; die damals schon altehrwürdige, um 800 im fränkischen Style gebaute St. Peterskirche ***), dann die Klosterkirchen zu den Schotten und zu

*) Jetzige Rauhensteingasse.

**) Jetzige Naglergasse, worin vor Alters Schmiede, Schlosser und andere lärmende Gewerbe zu finden waren.

***) Nach der Tradition von Karl dem Großen erbaut. 1700 wurde die

Maria Rotunda bei den Dominikanern. Aber auch die kleineren Kirchen und jene extra muros *) waren voll von andächtigen Seelen, die Heil und Segen vom Allmächtigen, nicht allein für sich und ihr Haus, sondern vorzugsweise auch für den allgeliebten Herzog Leopold, dem Vater des Vaterlandes, inbrünstig erflehten, so z. B. das alte Kirchlein zu St. Pankraz auf dem Herzogshof; Wiens ältestes Nonnenkloster zu St. Magdalena ante portam Scotorum **), das neu erbaute Kirchlein zur Himmelspförtnerin, das zu St. Rupprecht und andere.

Indessen blieben doch auch die Bedürfnisse des Lebens nicht ganz unbeachtet. In den roth angestrichenen Fleischbänken am Eingange des tiefen Grabens und am Fleischmarkte prangten auf weißen Tüchern die einladenden Festbraten, die Bäcker hatten in den eng und bauchig gegitterten Fenstern ihre weißen Semmel und Wecken, Festtagsflecken und Kringeln zu Schau gestellt, und auf dem Petersplatze befand sich der fröhliche und wohlbesuchte Markt mit Christgaben aller Art, Krippen und weiß besäeten Bäumchen, übergüldeten Früchten und Christkindlein mit großen Strahlen von flimmerndem Rauschgolde auf weichem Moos liegend, zur Augenweide und Belohnung artiger und fleißiger Kindlein, die an der Hand ihrer Eltern diese Herrlichkeiten mit weit aufgesperrten Augen betrachteten, und deren Händchen nach solch erfreulichem Besitz zitterten. Auch waren schon damals in dieser Ge-

---

alte Kirche mit dem starken, viereckigen Thurme abgebrochen und bald darauf die jetzige erbaut.

*) So wurden damals die Gebäude außerhalb der Stadtmauern, wie jene innerhalb infra oder intra muros genannt.

**) Wurde bei der ersten türkischen Belagerung 1529 zerstört.

gend einfache Bretertände mit allen Gattungen Dürrobstes, das zum Austheilen für die Kinder und Hausleute des Abends nach althergebrachter Sitte häufig angekauft wurde.

Mit einbrechendem Abend aber pflegte es gewöhnlich stiller und einsamer auf den Gassen zu werden; nur einzelne Lungerer, müssige Leute ohne Weib, Familie und Vaterhaus, fremde fahrende Ritter und Söldner schweiften langsamen Schrittes in den Gassen und Gäßlein auf und nieder, verwundernde und neugierige Blicke auf die mit geöltem Papier, Blätter des Marienglases und auch wohl in ansehnlicheren Gebäuden mit kleinen, achteckigen Glasplatten, in Blei gefaßt, versehenen und hell beleuchteten Fenster richtend. Denn nun begann im Innern der Häuser ein geschäftiges, fröhliches Leben zu erwachen. Die holzgetäfelten Gemächer wurden durch Wachskerzen, Wand- und Hängeleuchter, bei Armen durch Talg und Thran, ja selbst durch Kienspäne freundlich und festlich erhellt. Die Marmortische der Reichen, so wie die achteckigen eingelegten eichenen der bemittelten und die derben Pfosten- und Klapptische der ärmeren Bürger und Handwerker trugen Christgeschenke für Kinder und Hausgenossen, dann mancherlei Speise und Trank, sich des festlichen Abends zu erfreuen und Gott dabei zu loben. Darum erklang auch aus manchem Gemache süßes Saitenspiel und anmuthiger Gesang, mit Frauen- und Männerstimmen wundersam gemischt, dazwischen aber ertönte immer auch das Lob des guten, edlen Herzogs, welchem die Stadt und die Bürger so viele Wohlthaten zu verdanken hatten, und man ließ ihn aller Orten, die Becher zusammenklingend, hoch und freudig leben. So verfloß der Abend unter Fröhlichkeit und sittigem Wohlleben, bis um 10 Uhr der Hausvater mit dem gewichtigen Thorschlüssel auf den Tisch klopfte und an die am heutigen Tage stets unwillkommene Ruhezeit mahnte. Dann

vereinigten ſich die Hausgenoſſen zum lautgeſprochenen Dankgebete, die Becher des herkömmlichen, ſogenannten Johannisſegens wurden geleert, darauf die Lichter ausgethan und Jedermann begab ſich fröhlichen Gemüthes zur Ruhe.

Dieß war die Weiſe, wie zu jener Zeit alljährlich in Wien der heilige Weihnachtsabend gefeiert wurde. Allein anders und bei Weitem feſtlicher und erhebender hatte dieſe Feier in dem erwähnten Jahre 1226 Statt. Dieſes Jahr war für den edlen Herzog ein freudenvolles geweſen, ſeine geliebteſte Tochter, Agnes, hatte ſich im Lauf desſelben mit Albrecht, Herzog von Sachſen, vermählt und ſeinem Vaterherzen wieder neue Freude verheißen, nachdem ihm die nicht glückliche Ehe ſeiner Erſtgebornen, Margaretha, mit dem römiſchen König Heinrich VII. und ſein eigener ausgearteter Sohn Heinrich, genannt der Grauſame, tiefes Herzenleid verurſacht, er auch der ſtolzen und herrſchſüchtigen Gemüthsart ſeines zweiten Sohnes Friedrich wegen viele Sorgen hatte. An Leid und Freude des guten Herzogs aber nahm ſein treues Wien den innigſten Antheil, denn nach den Liedern der trefflichen Minneſänger ſeiner Zeit *), die einſtimmig von ſeinem Lobe überſtrömen, erſchien Öſterreich in dieſen Tagen als das Land, „wo Milch und Honig fließt, und das Manna vom Himmel niederthaut.“ Unter ihm blühte in Öſterreich zwei und dreißigjähriger Friede, ein wahrhaft goldenes Alter, „bei ihm war Gold und Silber und alles Edelgeſtein ganz gewöhnlich und gemein, bei ihm

*) Überhaupt war unter den ſchwäbiſchen Kaiſern die geſegnetſte Zeit des edlen Sanges in Deutſchland, ein wahrhaft poetiſches Zeitalter, und Leopold war von früheſter Zeit an freigebiger Beſchützer der edlen Dichtkunſt. An ſeinen Hofe lebten der geſangreiche Heinrich von Ofterdingen und der tieffühlende Walter von der Vogelweide, und ſie erfreuten ſich ſeiner ausgezeichnetſten Huld.

war Tanzen und Singen, Turnieren, Laufen und Springen und Roſſe mit güldnen Decken, und darauf die ſtolzen Recken, und ſchöne Frauen und viele Luſt und Gefahr der Minne, welcher Leopold mit Treue hold, und ſie ihm lieber war, denn alles Gold — und einzig war die Herrlichkeit ſeines Wien, der Wohlſtand, das Selbſtgefühl und die Prachtliebe ſeiner Bürger, und die Künſtler und Liederdichter ſammelten ſich von allen Seiten an ſeinem Hofe.“ Alſo preist der berühmte Heinrich von Ofterdingen den edlen und glorreichen Leopold in ſeinen Lobgedichten. Sein herrlicher Sangesgefährte, Walter von der Vogelweide aber eilte aus Kärnthen „an den minniglichen Hof zu Wienne, wo Leopold's Hand immer offen iſt und deſſen nie erſchrickt, wo ein Hof iſt, wie König Artus Hof, und die Milde des Fürſten von Öſterreich dem ſüßen Regen gleicht, der befruchtend an Maientagen fällt, — ſelig der Wald, und ſelig auch die Haide, mit Blumen ſchön und wohl geziert.“ So wurde Leopold auch bei dem berühmten Sängerſtreite auf der Wartburg (1207) von Heinrich von Ofterdingen vor allen Fürſten als die Sonne deutſcher Lande geprieſen. — Darum war es wohl natürlich, daß der milde Leopold auch von ſeinen Unterthanen auf das Herzlichſte geliebt wurde und daß ſie keine Gelegenheit verſäumten, ihm irgend eine Freude zu machen. Darum hatte an dem erwähnten Tage ſchon aus der Urſache das Feſt eine feierlichere, erhebendere Weihe, weil ſich der Herzog nach längerer Abweſenheit wieder in der Mitte ſeiner getreuen Bürger befand, und weil man vielleicht hoffen durfte, ihn im Laufe des Tages zu erblicken und freundlich zu begrüßen; denn, wo immer der Herzog ſeinen Wienern ſich zeigte, war ein froher Zuſammenlauf und ein in allen Gaſſen wiederhallendes Gejauchze erhob ſich, wenn ſein Fuß auch

nach der kürzeſten Abweſenheit wieder das Weichbild der Stadt betrat.

Diesmal aber ſchienen die ſehnſüchtigen Erwartungen nicht in Erfüllung zu gehen. Bereits begann ſich der Tag zu neigen; hinter den waldigen Höhen des Kahlengebirges ſank bereits die rothglühende Scheibe der Winterſonne; auf den Gaſſen begann es ſich zu lichten und mit traurigen, betrübten Mienen ob der ſchmerzlichen Täuſchung verloren ſich allgemach die an dieſem gottgeweihten Tage feſtlicher als gewöhnlich gekleideten Wandler und zogen ſich in das Innere der Häuſer zurück, daſelbſt ſtill die gewohnte Feier zu beſchließen.

Auf einmal aber, als es ſchon gänzlich dunkel geworden war und ſich die Fenſter zu erhellen begannen, erhob ſich vom Kohlenmarkte her Pferdegetrappel und ein ſtattlicher Zug nahte ſich der inneren Stadt. Den edlen Herzog hatte es getrieben, mit ſeinen Wienern den Weihnachtsabend zu begehen und er war ausgezogen aus ſeiner neu erbauten Herzogsburg, ſich an der Freude ſeiner geliebten Bürger zu ergetzen und die allgemeine Luſt zu theilen. Auf ſtattlichem weißen Zelter mit goldenem Gebiſſe und rothem, golddurchwirkten Zügel ritt Leopold, ſein blütenweißes Gewand mit breiter, goldener Schärpe umwallte ein langer Purpurmantel, reich mit Hermelin verbrämt; ein weitfaltiges rothes Barett, mit breitem Hermelinſaume und einer ſchwingenden weißen Feder deckte die anmuthsreiche Stirne und die lichtbraunen Haare, die in reichen, ſanft geringelten Locken darunter hervorquollen. Das ſanft gerundete Kinn umgab ein kurzer, breiter und leichtgekräuſelter Bart, die Oberlippe ſchmückte ein zierlicher Knebelbart; um ſeine Schulter hing eine weite reiche goldene Kette mit Edelſteinen beſetzt; majeſtätiſche Würde, Herzensgüte und unwiderſtehliche Anmuth ſtrahlte aus ſeinen Geſichtszügen

und belebte das ſanfte Licht ſeiner hellblauen Augen; ſeine Geſtalt und ſein ganzes Weſen trug das Gepräge des gebornen Herrſchers, aber auch des gütigen Vaters ſeiner Unterthanen. Ihm zur Seite ritten in halber Rüſtung und in der maleriſchen Hoftracht jener Zeit der edle Hadmar von Kuenring und der erprobte Ulrich von Liechtenſtein, als männlicher Held im Kampfe und als begeiſterter Sänger zarter Minne gleich ehrenvoll bekannt, beide die innigſten Freunde und Räthe des Herzogs. Hinter ihm ritt auf ſchnaubendem Roſſe in glänzender Rüſtung der feurige, ſechzehnjährige Friedrich, in der Folge der Streitbare genannt, Leopold's Erbe und Nachfolger nach dem vorzeitigen Tode ſeines älteſten Sohnes Heinrich. Nur etwa drei oder vier Reiter in reicher, wunderlicher Tracht, dem Anſcheine nach aus edlem Stamme, aber nicht ritterhaft gekleidet, ſchloſſen den Zug. Einer darunter, von noch jugendlichem Anſehen, und mit freier offener Miene, ſchien der Vornehmſte unter ihnen zu ſeyn, zeichnete ſich auch durch freiſame Geberden und keckes, ſorgloſes Benehmen aus und machte ſich beſonders viel mit dem jungen Herzog Friedrich zu ſchaffen, der ſeinen leichtfertigen Reden gerne Gehör zu ſchenken ſchien. Er trug ein knappes, geſchlitztes und mit Atlas beſetztes blaues Wamms mit gebauſchten Ärmeln, lichtgelbe lange Beinkleider, rothe, geſchlitzte Schnürſchuhe, einen kurzen, breit mit Silber verbrämten lichtrothen Mantel von Mailänder Seide und aus dem bauſchigen, blauen Barett mit Schwungfedern drängten ſich gar lieblich und anmuthig goldene wallende Locken hervor, die den Reiz ſeines jugendlichen frohſinnigen Antlitzes nicht wenig erhöhten.

Bis in die Gegend des Roßmarktes *), wo der Freiſinger-

*) Der jetzige Graben.

hof *) mit ſeiner ſchönen Kapelle prangte, war der Zug gekommen und Alle hatten ſich an dem herzerfreuenden Anblicke der feſtlich erleuchteten Straßen, an den von bewegten Lichtern und hin und wieder eilenden Geſtalten zu ſeltſamen nächtlichem Leben erwachten Fenſter inniglich ergötzt und der Herzog vermeinte ſchon, ſeinen Zug unbeachtet vollenden zu können; allein das Getrappel der Pferde, die laute freudige Luſt ſeiner Gefährten machten bald die einſamen Waller auf den Straßen aufmerkſam, von allen Seiten ertönte der gewöhnliche Ruf: „Hoch lebe der Herzog Leopold, der Vater des Vaterlandes!“ Da erklangen auch bald hier und da ſich ſchnell eröffnende Fenſterflügel, die eben ſo ſchnell wieder zugeworfen wurden; das leiſe Summen im Innern der Gemächer erhob ſich zum lauten, freudigen Geräuſche und im Kurzen belebte wie mit einem Schlage nur Ein Sinn, nur Ein Gedanke die Bürger Wiens. Die engen Thore mit den gothiſchen Spitzbogen öffneten ſich und alle Bewohner, Groß und Klein, Jung und Alt, ſtrömten feſtlich geſchmückt heraus, den geliebten Herrn zu ſehen, ihm ein lautſchallendes Lebehoch zu bringen und ihn zu bitten, in der ſchönen mondhellen Winternacht das fröhliche Feſt in ihrer Mitte zu feiern.

Da es ihnen der Herzog freundlich zuſagte, ſcharten ſich alſobald die Wieneriſchen Gilden und Zünfte in ihren beſten Feierkleidern zu einem feſtlichen Zuge zuſammen. Vor ihm gingen die Münzer **) mit Kleidern von reichem Gold-

*) Von Herzog Otto, Biſchof zu Freiſingen, Sohn Leopold IV. um 1120 erbaut. 1773 wurde das Gebäude ſammt der Kapelle zum heiligen Georg abgetragen, und auf ſeinem Grunde der jetzige Trattnerhof erbaut.

**) Herzog Leopold hatte die Münzſtätte von Krems nach Wien übertragen und derſelben den alten Herzogshof eingeräumt, bis ihn in der

ſtück, mit Bechern und Ringen von Gold und Silber, die ſie dem Herzog zum Chriſtgeſchenke widmeten. Ihnen folgten in dunkler Tracht, mit weitfaltigen Hoſen und kurzen Mänteln die Kaufleute, die ihm köſtliches Tuch von allen Farben, dann Rüſt- und Waffengezeuge darbrachten, worauf vor Allen der junge Herzog Friedrich das gierige Auge warf. Die reichen, in koſtbaren Sammt gekleideten Wildwerker**) trugen Hermelin, blauen Fuchs und anderes köſtliches Pelzwerk; die Krämer Seidenzeug, Zendal und koſtbare Gewürze, darauf folgte unmittelbar vor dem Fürſten eine Schar weiß gekleideter Jungfrauen mit wallenden Haaren, mit bunten Bändern geſchmückt und zarte Weiſen der Minneſänger zum Lobe des Herzogs anſtimmend. Die jungen Herren aber, beſonders der leichtentzündbare Herzog Friedrich und ſein freiſamer Gefährte mochten ſich lieber mit dieſen roſigen Huldinnen als mit den ernſthaften und bärtigen Bürgern zu ſchaffen machen, ſo daß es manches mahnenden und ernſten Blickes von dem Herzog bedurfte, ſie in den gehörigen Schranken zu halten. Unmittelbar nach dem Herzog und ſeinem Gefolge ſchritt ehrenfeſt die ehrſame Bäckergilde in ihrem grauweißen Zunftgewande einher, Kipfel und Flecken, Semmeln und Kringeln tragend, weißer als der Schnee, welcher die ſpitzen Dächer ſparſam bedeckte und wunderſam, von der vollen Mondesſcheibe beleuchtet, erglänzte. Endlich ſchloſſen den Zug, in faltige Gewänder von grobem

---

Folge die von ihm nach Wien berufenen Carmelitermönche bezogen. Zum Behufe der Münze ließ er fremde Werkverſtändige aus den Niederlanden nach Wien kommen, die man deßhalb Flandrenſer hieß, und die er mit allen Rechten der Bürger begabte. Der erſte Münzmeiſter, Dietrich, war ſeines Reichthums wegen allberühmt.

**) Pelzwaarenhändler, daher die Wipplingerſtraße, worin die meiſten derſelben anſäßig waren, auch einſt Wildwerkerſtraße hieß.

Salzburgertuche gehüllt, mit blendend weißen kurzen Schürzen verſehen, die ſtämmigen Fleiſchhacker, dreißig und mehr der fetteſten Rinder, mit Bändern geſchmückt, an Seilen daher führend. Voran und hinten ging eine Anzahl Fackelträger.

So ging der feſtliche Zug unter lautem Jubel und Frohlocken, ſo daß ſich, übermannt von ſolcher Liebe, der Herr ſelbſt oft die Augen wiſchte und ſein Gefolge ſeinen Stolz ſowohl als ſeine Leichtfertigkeit abſeit legte, über den Roßmarkt, bei St. Stephan vorbei, durch die Wollzeile, die Stubenreihen *) und St. Jakob an der Hülben **) vorüber, die Siningerſtraße und Traibotenſtraße durch, durch die Karrnerſtraße abermals über den Roßmarkt auf den Herzogshof und von da über den Kohlenmarkt zur neuen Herzogburg. Im Burghofe angekommen, legten die Zünfte und Gewerbe ihre Gaben dem Herzog zu Füßen; tauſendſtimmiges Jubelgeſchrei erfüllte die Luft, ſo daß die edle Herzogin ***) mit dem zarten Fräulein Konſtantia, nachmals die Gattin Heinrich des Erlauchten, Markgrafen von Meißen, an das Fenſter trat, und beide vor inniger Rührung und Überraſchung die weißen Tüchlein ſchwenkten. Wer in dem Gedränge ſich nur dem Herzog nähern konnte, dünkte ſich ſelig, ſeine Hände, ſeine Füße, ja ſelbſt nur die goldenen Sporen an ſeinen weiten pelzverbrämten Stiefeln oder den Saum ſeines Mantels zu küſſen.

---

*) In dieſer Gegend beſtanden chriſtliche und jüdiſche Badehäuſer, die man ſchlechtweg Stuben nannte, woher das Stubenthor ſeinen Namen.

**) Jetzt orientaliſche Akademie und Tabakverwaltung.

***) Theodora Comnena, Tochter des griechiſchen Kaiſers Manuel I., vermählt 1203. Sie ſtarb 1246, alſo 16 Jahre nach Leopold's Tode und ihre letzten Tage wurden ihr noch durch den frühzeitigen Tod ihres letzten Sohnes Friedrich und das Erlöſchen des erlauchten Stammes der Babenberge verbittert. Wahrſcheinlich führte dieſer traurige Fall auch ihren Tod vorzeitig herbei, da ſie nur ſieben Tage nach Friedrich ſtarb.

Da brach dem edlen Herzog, überwältigt durch ſo viele Liebe und Anhänglichkeit ſeiner treuen Bürger, das Herz; einigemale ſuchte er zu ſprechen, doch ſeine Stimme wurde jederzeit von ſeinen Empfindungen ſo ſehr als von dem lauten Jubel des Volkes unterdrückt, da erſpähte Herr Hadmar, woran es gebrach und mit ſeiner Donnerſtimme heiſchte er Stille und Ruhe. Aber noch immer beſchwichtigten ſich die erregten Wogen nicht. Da erhob Herzog Leopold ſeine Hand, zum Zeichen daß er zu ſprechen begehre, und wie durch einen Zauberſchlag legte ſich der gewaltige Sturm, tiefe Grabesſtille trat ein, daß man wohl den leiſen Fall der Schneeflocken in der hellen Mondnacht zu hören vermeinte und aller Augen hingen an den Lippen des Herzogs, welcher die erſten Stufen der Treppe erſtieg und mit bewegter Stimme alſo ſprach: „Gute und Getreue! Nehmt hin meinen Dank, ſo ſeid auch ihr mir werth und theuer, wie Ihr mich liebt, erbittet Euch daher mir zu Liebe und dieſen Tag zum Angedenken eine Gnade von mir.“ — Ein dreimaliges Lebehoch durchrauſchte abermals die ſtille Luft und viele verwirrte Stimmen erhoben ſich, durcheinanderkreiſchend, ohne daß man den Sinn ihrer Rede zu unterſcheiden vermochte. Da erhob ſich abermals Herrn Hadmars gewaltige Stimme und bedeutete ſie, ſie möchten den Herzog nicht ungebührlich aufhalten und aus ihrer Mitte einen Sprecher erwählen, der ihnen ihr Begehren vortrage. Und nach einer kurzen Berathung trat der ehrenfeſte Neidhard der Pippinger *) aus dem Gedränge, nahte ſich dem Herzog, beugte dreimal das Knie vor ihm und redete ihn alſo an: „Gnädigſter Herr und Herzog! Wir alleſammt mögen uns an

*) Aus der reichen Bürgerfamilie dieſes Namens, nach welcher in früheren Zeiten die Annagaſſe Pippingerſtraße hieß.

der vielen Huld und Gnade, so Ihr und Eure Vorvordern der Stadt und Gemeine zu Wien angedeihen ließt, daß genügen lassen und nur wünschen, daß Ihr und Euer erlauchtes Haus fort und fort floriren und über uns herrschen mögen. Da ihr uns aber für die Euch erzeigte schuldige Liebe einen eigenen Dank zugedacht, so mögen wir auch nicht verhehlen, daß wir Eures Schutzes gegen die Fremden bedürftig, die uns schier großen Eintrag in Handel und Wandel thun und uns große Summen schuldig, an deren Erstattung wir ohne Eure gnädigste Beihilfe fast Zweifel tragen. —" Der lustige Ritter im rothen Wammse und Mantel konnte bei dieser Anrede eine unwillige Bewegung nicht verbergen, weshalb der ehrsame Bürger bedächtig fortfuhr: „Nicht die edlen Sangeshelden mein ich, erlauchter Herr, wie dort den Junker Osterdingen und seine wackeren Gefährten, die Eurem Hofe und unserer Stadt zu Ehren so süße Weisen singen und von Euch, wie billig, dafür belohnt und geehrt werden, — ich meine die Flandrenser und wälschen*) Gewerbleute, die sich der ihnen geschenkten Huld fast überheben und uns in ehrlicher Nahrung verkürzen. Beliebe es Euch, gnädigster Herr, unsere Rechte zu untersuchen und nach eurem Wohlgefallen zu entscheiden." Und wieder mit einer dreimaligen Verbeugung trat Pippinger in die Reihen seiner Genossen zurück, die ihm lebhaft Beifall winkten. Der Herzog aber sah, trotz der schelen Mienen der Münzer, die Bitte mit gnädigen Augen an und beschied auf den folgenden Tag einen Ausschuß der Bürger auf die Burg, ihm ihre Forderungen und Briefe vorzulegen, für deren Bezahlung

*) Wälsch oder wallisch, wallich wurde damals alles Fremde genannt, daher die Wallach-, jetzige Wallnerstraße, größtentheils von Zugereiseten bewohnt wurde.

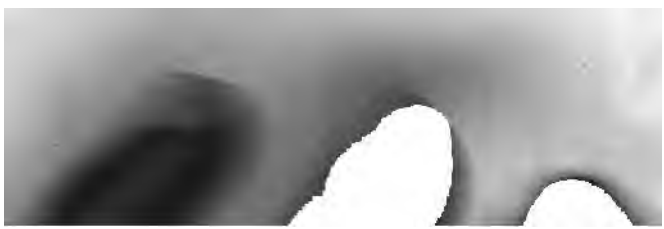
er die strengste Sorge zu tragen versprach, was sich in der Folge auch bewährte. Auf eine neue Aufforderung, ob sie ihm noch etwas vorzutragen hätten, war Anfangs gänzliche Stille, dann wiederholter Jubelruf, worauf der Herzog mit der Hand gnädig zum Abschiede winkte und selbst so lange auf den Stufen verweilte, bis sich die jubelnde Menge ziemlich verloren hatte.

Eben aber, da Leopold sich wandte, die Treppe hinaufzusteigen, nahte sich ein zitternder Greis mit kahlem Haupte, das nur wenige weiße Locken am Rande zierten, stürzte vor ihm nieder und rief mit gellender Stimme: „Gnädigster Herr, Ihr habt heute mit mildem Sinne Gnade versprochen und ausgeübt für Euer Volk, gegen Fremde — ich flehe Euch um Schutz an — gegen Euer eigenes Haus! —“ Bestürzt, schrecklicher Ahnung voll, wendete sich der Herzog um und schien, durch die plötzliche Erscheinung und die seltsamen Worte des Fremden schaudernd ergriffen, etwas zu wanken. Herr Hadmar und Ulrich von Liechtenstein sprangen schnell herbei und Herzog Friedrich schien fast in Versuchung, seinen mächtigen Degen zum Schutze des geliebten Vaters zu ziehen, schon hatte er den Griff desselben mit gewaltiger Faust erfaßt, als sich Herzog Leopold ermannte, mit bedeutsamer Geberde seinem Gefolge zuwinkte, den alten Mann bei der Hand nahm und ihn mit sich in das Innere des Schlosses zog, wohin ihm die Übrigen mit bedenklichen verwunderten Mienen folgten. Bald schloß sich die Pforte der Burg hinter ihnen zu und die Stadt blieb in tiefes Nachtdunkel und schweigsame Stille versunken. Von des Herzogs Gemächern aber blinkte noch lange nach Mitternacht der Lichtschein durch die kleinen bleigefaßten und buntgefärbten Fensterscheiben.

Zweite Abtheilung.

Das alte Pilgramhaus in Mödling.

Am Ende der ſogenannten Holzgaſſe in Mödling, wo der Weg zur Brühl führt, ſieht man rechts die alterthümliche Spitalkirche zum heil. Ägydius, eines der ehrwürdigſten Baudenkmale aus der babenbergiſchen Zeit, ganz in jenem einfachen Bauſtyle jener unvergeßlichen Periode und bis auf das überweißte Portal auch Gottlob in ihrer urſprünglichen Geſtalt erhalten. Sie iſt zwar nicht ſehr geräumig, allein ihre ganze äußere Geſtalt, die hohe ſpitze Vorderſeite, der altergraue ſteinene Thurm, zeugen von dem früheſten Urſprung und ſtimmen mit den wenigen noch in urſprünglicher Reinheit erhaltenen Bauten aus dem 13. Jahrhundert vollſtändig überein. Es war viel davon die Rede, daß ſie Mödlings urſprüngliche Pfarrkirche geweſen ſei, was Andere wieder heftig beſtritten und mit Recht als ſolche die alte, bereits verſchwundene St. Martinskirche, an deren Stelle ſich jetzt der Gottesacker befindet, bezeichnen. Allein wie Muſäus ſpricht: „Es treibt ſich keine Rede im Volke herum, es iſt ein Körnlein Wahrheit darin,“ ſo auch hier. Die Ägydienkirche vertrat allerdings eine geraume Zeit wenigſtens die Stelle einer Pfarrkirche und zwar von 1529 an, zu welcher Zeit die 1454 erbaute jetzige große Pfarrkirche zu St. Othmar von den Türken zerſtört wurde, und über 150 Jahre Ruine blieb, bis 1690, wo ſie wieder hergeſtellt wurde. Die St. Martinskirche hatte dasſelbe Schickſal getroffen, dem nur der feſte Bau der St. Ägydienkirche widerſtand, und ſo erſcheint letztere in Merian's ſchätzbarer Topographie vom Jahre 1672 auch wirklich als Pfarrkirche von Mödling. Eben ſo gewiß iſt aber, daß dieſe Kirche urſprünglich zu dem noch heute beſtehenden Pilgram-



hauſe gehörte. Letzteres, ein ebenfalls aus dem 13. Jahrhunderte ſtammendes Gebäude, das noch heute alle Spuren hohen Alterthums an ſich trägt, ſteht in der Nähe dieſer Kirche in der heutigen Neuſiedlergaſſe und wurde von Heinrich Jaſomirgott zu dem Zwecke geſtiftet, nach dem heiligen Grabe fahrende Pilger und überhaupt bedürftige Wegfahrer aufzunehmen und zu verpflegen. Als dieſe Wallfahrten ein Ende nahmen, wurde die Pilgerherberge in ein Armenhaus verwandelt und der Obſorge des Ortsgerichtes übergeben. Es trägt jedoch noch heute den Namen Pilgramhaus und ſein ganzes Anſehen, beſonders das kleine, ſpitzbogenartige Eingangschor und die Strebepfeiler zeugen noch hinlänglich von ſeinem uralten Urſprunge.

Vor langer Zeit trug ſich hier eine merkwürdige Begebenheit zu, die mit dem vorigen Aufſatze in unmittelbarem Zuſammenhange ſteht. Seit ſeinem Zerwürfniſſe mit Herzog Leopold, ſeinem nur zu gütigen Vater, hielt deſſen Erſtgeborner, Herzog Heinrich, genannt der Grauſame, in feindſeliger Abgeſchiedenheit, Hof auf der Herzogsburg Mödling. In Gemeinſchaft von Wenigen ſeiner Vertrauten, unter welchen Ritter Wirrich von Scharfenegg den erſten Rang behauptete, lebte er daſelbſt finſter und abgeſchloſſen, nur mit wüſten Zechgelagen und der Jagdluſt in jenen, damals faſt unwegſamen felſigen Gebirgen beſchäftigt. Sein wüſtes Treiben hatte ihn zum Schrecken der ganzen Gegend gemacht. Die Bürger des landesfürſtlichen Marktes ſowohl, als die Bewohner der einzelnen Thalhütten, die ſich, ſeit der freundliche Jaſomirgott dieſe mächtige Felſenburg erbaut hatte, in deren Nähe als Köhler und Holzhauer anſiedelten, ſcheuten des jungen Fürſten düſteres Antlitz und fürchteten ſeine Gewaltthaten, die er oft, von böſer Laune erfüllt, auf die willkürlichſte

Art ausübte. Mehrfache Klagen über sein wüstes Treiben waren schon zu den Ohren des edlen Herzogs gelangt, der es auch an milden und ernsten Ermahnungen nicht hatte fehlen lassen. Erst kürzlich hatte Herr Hadmar von Kuenring ernste Drohung überbracht, welche jedoch, weit entfernt, den bösen Willen Herzog Heinrichs zu zähmen, in ihm den argen Trieb erregt hatte, sich gegen seinen edlen und gütigen Vater in offenem Aufruhr zu erheben, in welchem Plane er durch seine Genossen auf das Eifrigste unterstützt wurde. Die folgende unselige Begebenheit gab endlich den letzten Anstoß zur Ausführung des frevelhaften Entschlusses.

Am heiligen Weihnachtsabend 1226, eben zur Zeit, als sich Herzog Leopold in der Mitte seiner treuen Wiener der erhebenden Feier freute, zeigte sich im Pilgramhause zu Mödling ein gar trauriges Leben. In einem bogenförmig gewölbten Gemache, mit Scheiben von geöltem Papiere versehen, lag daselbst auf einfachem Lotterbette ein schöner Jüngling in der ersten Blüte des hoffnungsvollsten Lebens, aber mit einer breiten klaffenden Wunde in der Gegend des Herzens, mit bereits zuckenden Muskeln und brechenden Augen wie hoffnungslos darnieder. Ein Mädchen, hold und lieblich, wie der anbrechende Frühlingstag, aber zusammengedrückt durch unendlichen Schmerz, beugte sich verzweiflungsvoll über ihn und umklammerte trostlos seine linke Hand mit ihrer rechten. Eine ältliche Matrone, dem Anscheine nach aus der Klasse der damals so hilfreichen Hospitaliterinnen, war mit Besichtigung und Behandlung der Wunde des Jünglings beschäftigt und indem sie ihm eben einen neuen Verband auflegte, warf sie den besorgten Blick auf seine in feuchter Glut schwimmenden Augen und schüttelte mit betrübter Miene, fast unmerklich, das ehrwürdige Haupt. Aber den besorgten Blicken der Jung-

frau war dieſes unheilverkündende Zeichen nicht entgangen. Thränen entſtürzten ſtromweiſe ihren Augen, ſie beugte ſich langſam auf den Jüngling herab, küßte ſeine heißen und blaſſen Lippen und klagte mit dem Tone des bitterſten Schmerzes: „Armer Meinhard!“ — Nur ein leiſes und ſchmerzliches Stöhnen bezeugte, daß er ihre Theilnahme wohl gewahr wurde, dann ſchloß er ſanft die Augen wie zum letzten Schlummer. Einige Augenblicke ſah ihn die Jungfrau mit ſtarren ängſtlichen Blicken an, dann ſprang ſie erſchüttert auf und rief mit verzweiflungsvoller Stimme: „Um Gottes und ſeiner Heiligen Willen, Mutter Agnes, er iſt dahin!“ Die Matrone aber beſchwichtigte ſie mit erhobener Hand, beugte ſich über den Jüngling, betrachtete ihn aufmerkſam und ſprach dann leiſe, indem ſie ſich aufrichtete: „Beruhigt euch, edles Fräulein, noch iſt nicht alle Hoffnung verloren, obwohl die Wunde faſt ſchlimm die edlen Theile ſeines jugendlichen Körpers bedroht. Noch aber iſt das Leben von ihm nicht gewichen, ſeine erſchöpften Kräfte ſind in mattem Schlummer aufgelöst und es ſteht nun dahin, ob ſie ſich wieder zu neuem Leben erholen oder ganz von ihm fliehen werden. Tödtlich aber wäre es, ſeinen entſcheidenden Schlummer zu unterbrechen, daher ſetzt euch zu mir in dieſen Erker und erzählt mir den Hergang eures traurigen Abenteuers, auf daß ihr euer Herz erleichtert und ich euch mit Rath und That beizuſtehen vermag.“ Händeringend ewiederte die Jungfrau: „Ach Gott! wenn nur erſt der alte Baltram wieder hier wäre, wer weiß, ob er ſein Gewerbe ausrichten kann und ob ich Arme nicht noch Schlimmeres zu befürchten habe. Noch immer bin ich im Bereiche Herzog Heinrichs und ſeines argen Buſenfreundes.—“ „Eben darum,“ erwiederte Mutter Agnes, „vertraut euch mir vollſtändig an, ich bin entſchloſſen Alles zu unternehmen, was zu euern

Frommen gedeihen mag. Über euern alten Diener macht euch keine Sorge. Herzog Leupolds Ohr iſt jedem Hilfeflehenden offen und gewiß wird er den Weg zu ihm finden. Unmöglich aber iſt es, daß er auf ſo ſchwierigem und gefährlichen Wege zu ſolch' ſpäter Nachtzeit zu euch zurückkehre. Seht, der Sand iſt bereits zur Hälfte verronnen, Mitternacht iſt nicht weit und ſo ihr nicht etwa zu ſchlummern gewillt ſeid, ſo folgt meinem Rathe und vertraut euch mir an; Gott wird Alles zum Beſten lenken. —" Mit einem ſchweren Seufzer und einen Blick auf den unglücklichen Jüngling ſetzte ſich die Jungfrau zu der guten Matrone, nachdem dieſe noch das Feuer am Kamin angeſchürt und leiſe den Verband unterſucht hatte. Folgendes war der Inhalt ihrer Erzählung:

In einſamem Thalesgrunde, auf felſiger Anhöhe hinter buſchreichem Walde verſteckt, eine Stunde von der Burg Mödling entfernt, ſtand eine kleine, aber feſte Burg, auf welcher der edle Ritter Kunibert von Wildegg hauste *). Der wackere Ritter hatte im Gefolge des glorreichen Herzogs 1216 den Zug in's gelobte Land mitgemacht und da ſeine Hausfrau, Katharina von Kammerſtein, bereits 1213 verſtorben war, ſo übertrug er die Obhut ſeiner verwaisten Kinder Meinhard und Richardis, ſeinem treuen Burgvogt Baltram und hatte auch die ehrwürdigen Mönche der Ciſterze zu Heiligenkreuz im Walde um Schutz und Oberaufſicht für dieſelben angefleht. Bei ſeiner Abreiſe war der Jüngling 15, das Fräulein aber erſt 9 Jahre alt. Beide aber waren von wunderſam edler Geſtalt und Geſichtsbildung; dabei frommen

*) Noch heute iſt dieſelbe in wohlerhaltenem Zuſtande unweit von dem Dorfe Sittendorf im Heiligenkreuzerwalde zu ſehen und jetzt Eigenthum dieſes Stiftes.

und gottesfürchtigen Gemüths, so daß Jedermann, der sie erblickte, herzinnige Freude an ihnen hatte. Leider traf schon im folgenden Jahre die traurige Nachricht ein, daß ihr Vater bei Damiate im fernen Morgenlande als Streiter Gottes gefallen sei. Der Herzog selbst nahm sich nach seiner Rückkehr der betrübten Waisen an, ernannte den mächtigen Ritter Adalbert von Scharfenegg, einen seiner weisesten und treuesten Räthe, zum Schirmherrn der Burg und zum Vormünder der Waisen, die unter seiner treuen Obhut Gott und den Menschen zur Freude, sittig und holdselig emporblühten und durch den sorgsamen Unterricht der wackeren Mönche von Heiligenkreuz mancherlei Kenntnisse erwarben, deren sich damals wenige ihres Gleichen rühmen mochten. Meinhard aber wuchs zum stattlichen Ritter heran und erfreute sich der Gunst seines edlen Vormundes und des Herzogs selbst.

Im Jahre 1220 wurde ihm die väterliche Burg als rechtes landesfürstliches Lehen übergeben und er lebte fortan daselbst theils den mannigfachen ritterlichen Übungen, theils dem Wohle seiner Vasallen. Seine Schwester aber blieb, bis sich Meinhard beweibt haben würde, unter der Obhut des edlen Adalbert von Scharfenegg und wuchs zur seltenen Schönheit empor, so daß zu ihrem Preise manche Lanze gebrochen wurde. Richardens Herz blieb jedoch ungerührt, sie hing nur mit ganzer Seele an ihrem Bruder, der sie oft auf der Burg Scharfenegg besuchte und sich der Zeit freute, wo er seine geliebte Schwester wieder in die väterliche Burg einführen konnte. So floß ihnen die Zeit ruhig dahin, als auf einmal durch Einen Schlag ihr Glück zerstört wurde.

Kurz vor Wiederkehr des Herzogs begann der edle Adalbert zu kränkeln und fand es für nöthig, seinen Sohn Wirrich zu sich zu entbieten, welcher sich im Heere befand und mit

demſelben manche Züge gemacht hatte. Wiederholte Gerüchte von deſſen verwilderter Gemüthsart trafen das Herz des bekümmerten Vaters, ſo daß er ſich entſchloß, ſich noch vor deſſen Ankunft der Vormundſchaft über Richardis zu begeben, und ſie ihrem Bruder zur ferneren Obſicht zu überlaſſen, aber Gottes unerforſchlicher Rathſchluß verhinderte die Ausführung dieſes Vorhabens. Zwei Tage vor der Ankunft des Junkers erlag der edle Adalbert einem wiederholten Schlagfluſſe.

Wirrich von Scharfenegg zog nun als unumſchränkter Herr in die Burg ſeiner Väter und kaum war die Leiche ſeines Vaters zur Gruft beſtattet, als ſich mit dem neuen Herrn auch die Verhältniſſe im ſchroffen Gegenſatz zu den vorigen änderten. Die Unterthanen wurden hart bedrückt, die frommen Andachtsübungen machten wilden Zechgelagen und lärmenden Feſtlichkeiten Platz. Richardis wurde in ihrer aufblühenden Schönheit und holden Jungfräulichkeit bald der Gegenſtand der wilden Begierde des Schloßherrn und da ſie, durch ſeine glühenden Blicke, durch ſeine oft aber vergebens wiederholten Verſuche, ſie in den Strudel ſeiner Gelage zu ziehen, ſeiner niedrigen Abſichten bewußt ward und ihn flehentlich bat, ſie nach dem Willen ihres verewigten Vaters in ihres Bruders Burg ziehen zu laſſen, vertröſtete er ſie leichthin von Tag zu Tag und gab ihr endlich unverholen zu verſtehen, der Herzog habe ihr Schickſal ſeinem Hauſe anvertraut und er werde ſeine Rechte über ſie als Wardein um ſo mehr zu bewahren wiſſen, als der Herzog nicht im Lande und ſeine Rückkehr unbeſtimmt ſei. Bald darauf wurde auch ihrem Bruder unter nichtigem Vorwande der Eintritt in die Burg verweigert und ſo war ſie denn ausgeſchloſſen von jeder Hilfe, da Meinhard bei ſeiner geringen Macht es nicht wagen durfte, gegen den reichen und mächtigen Scharfenegger in offener

Fehde aufzutreten. Vor der Zurückkunft des Herzogs konnte er auch keine Klage laut werden laſſen, da Wirrich als Vertrauter Heinrich's bekannt war. Er wendete ſich wohl an die frommen Mönche zu Heiligenkreuz, denen der ſelige Herr Kunibert die Mitaufſicht über das Fräulein übertragen hatte, allein auch dieſe, ſo willig ſie ihm Gehör und Rath ertheilten, vermochten nicht mit thätigem Erfolge gegen den mächtigen Ritter aufzutreten, der obendrein den Anſchein des Rechtes für ſich hatte. Doch einer ihrer Mitglieder, Pater Anſelmus, war Burgpfaff auf Scharfenegg, er nahm ſich auf das freundlichſte um Richardis an, tröſtete ſie in ihrer Trübſal und wußte durch ſein Anſehen manchen Frevel und manche Kränkung von ihr abzuwenden.

Eines Tages, als eben Herzog Heinrich in Scharfenegg eingeritten war, faßte ſich Richardis, durch Pater Anſelmus von dem Stande des Gaſtes belehrt, ein Herz und ſtürzte im Burghof zu deſſen Füſſen, ihn um Schutz gegen ihren Verfolger anflehend. Heinrich aber, welchem der Ritter einige Worte in das Ohr geflüſtert hatte, hob ſie mit ſpöttiſcher Stimme auf und rief: „Gehabt euch wohl, ſchönes Fräulein, die Schönheit iſt der tapfern Minne Preis und nicht umſonſt hält mein Vater ſolch' herrlichen Sängerhof, der Minne Gunſt mit ſüßen Verslein ſtürmend; wir wollen ihm auch in unſerer Wildniß nachahmen. Seid ohne Furcht und nehmt zum Zeichen meines Schutzes den Liebeskuß auf eure zarten Lippen und wer ſich edler Ritterſitte und zarter Liebe rühmen mag, der folge meinem Beiſpiele.“ Und damit umfaßte er die zum Tode erſchreckte Jungfrau, die ſich, wo ſie noch allein Schutz und Rettung gehofft, verlaſſen, verrathen und zur gemeinen Dirne herabgewürdigt ſah. Das Gefühl der jungfräulichen Würde aber gab ihr Rieſenkraft, ſie entwand

ſich ſeinen Armen und floh wie ein geſcheuchtes Reh in die inneren Gemächer der Burg.

Lautes Gelächter und wilde Flüche tönten ihr nach und ſchon wollte ihr Wirrich nacheilen und ſie mit roher Fauſt zu neuem Spott zurückſchleppen, als Pater Anſelmus erſchien und erklärte, daß die geheiligte Zeit der Ankunft des Erlöſers ſich nicht zu ſo wildem Treiben ſchicke und daß er Ruhe und Frieden heiſche, oder er wolle zur Stunde die Burg verlaſſen und der Segen Gottes werde mit ihm ziehen. Ritter Wirrich machte zwar böſe Miene zu dieſer Strafpredigt, allein der religiöſe Sinn des erlauchten Stammes Babenberg erſtreckte ſich ſelbſt auf den rauhen und entarteten Sohn des glorreichen Leopold, er zog den erzürnten Ritter mit ſich, der ihm widerwillig folgte und bald erklangen die Becher im fröhlichen Gelage und ſpottende Weiſen wurden ausgebracht über die ſcheue Dirne und ihren geiſtlichen Beſchützer, während dieſer die arme Verlaſſene tröſtete und ihr Gemüth durch freundlichen Zuſpruch ſtärkte.

Nun ſah er wohl, war keine Zeit mehr zu verlieren; das arme verlaſſene Mädchen mußte gerettet werden und noch in derſelben Nacht flog ein Brieflein vom hohen Erkerfenſter der Burg in den Schloßgraben und wurde von dem lauerſamen Meinhard, der dieſelbe ſchon zwei Nächte umſchlichen hatte, eiligſt aufgerafft. Bereits den drittfolgenden Tag, den Tag vor dem heiligen Weihnachtsabend, wurde die verabredete Flucht in's Werk geſetzt, da ſich Ritter Wirrich am Morgen dieſes Tages nach der Burg Mödling begeben hatte, um die Feiertage im wüſten Treiben daſelbſt zuzubringen. Mit Hilfe Pater Anſelms, der einen Knecht gewonnen hatte, erſchloß ſich die Hinterpforte der Burg in dunkler Nacht, die zitternde Richardis ſank in die Arme ihres entzückten Bruders, der ſie

nebſt dem treuen Baltram zum Ausgange des Waldes geleitete, woſelbſt zwei Pferde angebunden ſtanden und nun flohen ſie ſchnell von dannen. Pater Anſelm aber begab ſich am folgenden Morgen unter dem Vorwande eines Beſuches nach Heiligenkreuz zurück, da es ſein Gewiſſen verſchmähte, ſeine Mitwirkung bei Richardens Flucht zu läugnen und er im Falle des Geſtändniſſes dem Ritter ein neues Verbrechen erſparen wollte. Auch wollte er ſeine frommen Brüder in Kenntniß von dem Vorfalle ſetzen und der Armen ein einſtweiliges Aſyl unter dem Schutze des Abtes ſichern. Darum ſollte Richardis zuerſt nach Heiligenkreuz gebracht werden und daſelbſt in Geſellſchaft ihres Bruders ſo lange harren, bis der treue Baltram nach Wien gelangt und den Herzog, deſſen Ankunft vor einigen Tagen erfolgt war, um Schutz angefleht und ihre Flucht gerechtfertigt hatte.

Bei dunkler Nacht verfehlte jedoch der Knecht die Richtung des Weges in dem rauhen ſchneebedeckten Gebirge und mit Entſetzen bemerkten die Flüchtigen beim Morgengrauen, daß ſie ſtatt links gegen das Thal von Heiligenkreuz zu, rechts in das wilde Klauſenthal gekommen waren, in deſſen Nähe Herzog Heinrich ſein wüſtes Treiben übte. Doch entſank ihnen noch immer nicht der Muth; Tagüber verbargen ſie ſich in eine Felſenhöhle und beſchloſſen, da den Erſchöpften der Rückweg nicht möglich war, ſich mit einbrechendem Abend gen Mödling zu begeben und den Marktrath um Schutz anzuſprechen, wenigſtens nur auf ſo lange Zeit, bis Baltram dem Herzog ſeine Botſchaft ausgerichtet.

Kaum aber waren ſie dem Eingange des Ortes nahe gekommen, als ihnen der wilde Jagdzug des Herzogs begegnete und den Weg verlegte. Zwar Ritter Wirrich war nicht darunter, da er ein anderweitiges Abenteuer zu beſtehen hatte,

von Zeit zu Zeit ſchweraufathmend ſtöhnte. Schon während der Erzählung war Mutter Agnes mehre Male zu ſeinem Lager geſchlichen, hatte ſeinen Athem behorcht und mit leiſer, ſorgſamer Hand den Verband gewechſelt, auch Richarden, die ſich jedes Mal ängſtlich erhob, beſchwichtigend zugewinkt. Als ſich jedoch nach der zwölften Stunde die Nacht vom Tage ſchied, und die Öl-Ampeln düſterer brannten, athmete der Kranke einige Male ſchwer auf, und krümmte ſich mit convulſiviſchen Bewegungen auf ſeinem Schmerzenslager. Die Wärterin winkte nun Richardis näher zu treten. Noch ein Mal ſchlug Meinhard das brechende Auge auf, blickte ſeine Schweſter mit ſtarrem Blicke an, und machte eine krampfhafte Bewegung mit der linken Hand, worauf er wieder in ſich zuſammenſank, und in tiefe Ruhe verſenkt ſchien. Mutter Agnes aber, indem ihr die Augen von bitteren Thränen überquollen, ſchlug ein andächtiges Kreuz, ergriff ſanft die Hand der erſtarrten Richardis und ſprach mit weicher zitternder Stimme: „Faſſe dich, liebes Kind, und laſſe uns ein andächtiges Vater Unſer beten, er iſt eingegangen in die Wohnung der ewigen Herrlichkeit, und hat ſeine Pilgerfahrt vollendet.“ Richardis ſtieß einen furchtbaren Schrei aus und ſank leblos auf die Leiche des geliebten Bruders, während Mutter Agnes weinend neben dem Sterbebette niederkniete und laut und inbrünſtig betete.

In dieſem Augenblicke erhob ſich ein furchtbarer Sturm am Himmel; die dichten Schneeflocken trieben ſich kräuſelnd durch das Dunkel der Nacht, die Pfoſten der Thüre und der Fenſterladen krachten, und unheimlich pfiff die Windsbraut durch die Fugen derſelben und raſſelte in den Schornſteinen, alſo, daß man wohl einem allgemeinen Aufruhre der Natur entgegen zu ſehen vermeinte. Durch das

allgemeine Toſen und Brauſen des Sturmes aber vernahm man deutlich, erſt fern, dann näher, dumpfes Getrabe. Plötzlich erſchallte Geräuſch vor der Thüre des Pilgramhauſes, dieſe wurde haſtig aufgeriſſen und der furchtbare Wirrich, in dunklen Mantel gehüllt, trat herein, ſeinen Gefährten, die er vor der Thüre ließ, einige Worte zuflüſternd. Durch die Erzählung des Herzogs hatte er geahnt, wer die einſamen Pilger geweſen, da ihm auch mittlerweile die Botſchaft von der Flucht Richardens zugekommen, und alsbald machte er ſich auf, um durch ſchnelle Entfernung der Jungfrau in Güte oder Gewalt, ſich klagfrei zu ſtellen. Mit ſtarken Schritten ging er auf ſie zu und ſagte: „Folgt mir augenblicklich, unbeſonnene Dirne und begnügt euch mit dem Unheile, das eure unbedachte Flucht anrichtete.“ Kaum aber hatte er ſie bei der Hand ergriffen, als die ſchüchterne Jungfrau, durch die Verzweiflung zu Löwenmuthe aufgeſtachelt, ſich heftig von ihm losriß, auf die Knie ſank und mit erhobener Stimme rief: „Mörder! Mörder! weiche von hier; Gottes Rache möge euch ergreifen — ihr Zerſtörer meiner Ruhe und meines Glückes.“

Ehe ſich aber Wirrich von ſeinem Erſtaunen erholen und weitere Maßregeln ergreifen konnte, hatte ſich von Außen neue Bewegung erhoben und es erſchallten vom Eingange die ernſten Worte: „Die Rache iſt mein, ſpricht der Herr und ich will vergelten. Im Namen des allmächtigen Gottes und des Herzogs, Ruhe und Frieden in dieſem Orte!“ Und da ſich Alles ſtaunend gegen die Thüre wandte, trat Pater Anſelm mit dem treuen Baltram herein, letzterer einen Befehl des Herzogs in der Hand haltend, den er ſchweigend dem Ritter Wirrich übergab. Dieſer enthielt das gemeſſene Gebot, ſogleich Richardis von Wildegg der Gewahrſam zu

entlaſſen, und ſein Benehmen vor einer landesfürſtlichen Commiſſion zu verantworten, welche zu dieſem Ende zugleich mit Baltram abgeſendet worden war, und bereits im Herzogsſchloſſe zu Mödling ſeiner harrte, wo ſie auch wichtige Aufträge an Herzog Heinrich zu beſtellen hatte. Mit einem unterdrückten Fluche verließ Wirrich das Trauergemach, warf ſich auf ſein Roß und ſprengte der Herzogsburg zu. Richardis aber erfüllte noch ihre letzten Pflichten bei der Leiche des geliebten Bruders und begab ſich, nachdem dieſelbe am folgenden Tage zur Ruhe beſtattet worden war, in Geſellſchaft des treuen Baltrams und unter einer Bedeckung von herzoglichen Reiſigen, nach ihrem Verlangen auf das Schloß Wolkersdorf zu ihrer Jugendfreundin Hildegunde, um an deren Buſen ihren Gram auszuweinen und mit Gottes Hilfe beſſere Tage zu erwarten.

Über ein Jahr war ſeit dieſer Begebenheit verfloſſen. Herzog Heinrich hatte ſchon längere Zeit düſtere Plane gegen ſeinen gütigen Vater genährt, oft hatte der edle Herzog ſeine Ausſchweifung verziehen, und ihn durch Güte wieder auf den rechten Weg zu leiten verhofft, ſtets aber ſcheiterte dieſelbe an der verderbten Gemüthsart des verleiteten Fürſten, und die letzte Begebenheit machte die Spaltung zwiſchen Sohn und Vater unheilbar. Er weigerte ſich auf das Beſtimmteſte, ſeinen Freund Wirrich der ſtrengen Verantwortung zu überlaſſen, verlachte ſogar die Drohung des Bannes und die herzogliche Commiſſion kehrte unverrichteter Sache nach Wien zurück und erfüllte durch ihre Erzählung das Herz des edlen Fürſten mit tiefem Kummer, überzeugte ihn aber auch von der Nothwendigkeit, ernſtere Maßregeln zu ergreifen. Ehe es aber dazu kommen konnte, wußten ſich Herzog Heinrich und

ſein Buſenfreund ihren Wirkungen zu entziehen. Kaum hatte die Commiſſion die Burg verlaſſen, als Beide mit einer Schar von Anhängern auf unbetretenen Pfaden nach Mähren entflohen, woſelbſt ihnen der damalige Markgraf Ottokar, lange ein geheimer Feind der wachſenden öſterreichiſchen Macht, willig Unterſtand gewährte und mit Rath und That ihre Anſchläge zum offenbaren Aufruhr gegen Herzog Leopold förderte. Mit einem ziemlich bedeutenden Heere gerüſtet, faßten ſie den Plan, in Öſterreich einzufallen, Hainburg zu überfallen und zu erobern und von da gegen Wien zu ziehen und nicht nur das Regiment an ſich zu reißen, ſondern auch den edlen Herzog und den ritterlichen Friedrich, Heinrichs noch übrigen Bruder *) zu ermorden. Unterdeſſen hatte Wirrich mit einem rohen Söldnerhaufen Einfälle in das öſterreichiſche Gebiet gemacht, viele Örter, unter andern auch das Schloß Wolkersdorf, überfallen und zerſtört. Zu ſeinem Grimme aber wurde ſeine Hoffnung, Richardis daſelbſt zu finden, getäuſcht. Die Schloßbewohner hatten ſich bei der erſten Nachricht von den Unruhen entfernt, ohne daß er ihren Aufenthalt erforſchen konnte.

Im December 1227 ſollte der Hauptſchlag vor ſich gehen, durch dieſe Expedition aber wurde die Macht der Empörer zu ſehr getheilt; Herzog Leopold gewann Zeit, ſich zu rüſten und den 9. dieſes Monates erhielt das Rebellenheer vor Pulkau eine gewaltige Niederlage, wobei auch Ritter Wirrich ſeinen Tod auf dem Schlachtfelde fand. Nach dieſer Niederlage zerſtreuten ſich die regelloſen Schaaren der Aufrührer, Markgraf Ottokar bezeugte keine Luſt mehr, das

*) Der dritte Sohn Herzogs Leopolds, wie ſein Vater genannt, verlor ſchon 1216, im zehnten Jahre, das Leben durch einen Sturz von einem Spilling- (Pflaumen-) Baum.

gewagte Unternehmen zu unterſtützen und zog ſeine Truppen zurück.

Alſo war Herzog Heinrich ſich ſelbſt, ſeiner Verzweiflung und den Wenigen überlaſſen, die es trotz des auf ihn laſtenden Bannes noch mit ihm hielten. Gram, Verdruß und vielleicht auch Reue über ſeinen Ungehorſam und ſeine böſen Thaten zehrten bald an ſeinem kräftigen Leben, es ergriff ihn ein ſchnell verzehrendes Fieber. Verlaſſen und elend irrte er einige Tage an den mähriſchen Gränzen herum und es war den 24. December Abends, eben an dem Jahrestage ſeiner böſen That, als er, unfähig mehr weiter zu kommen, an der Pforte eines Kloſters der Hospitaliterinnen, nahe bei Feldsberg, ankam. Nur zwei ſeiner getreueſten Knappen waren ihm geblieben, als er daſelbſt anlangte und unter fremdem Namen willig Einlaß erhielt. Eine der jüngſten Schweſtern wurde ihm zur Pflege zugewieſen, die ob ſeinem elenden Ausſehen, von dem ſich keine Beſſerung mehr erwarten ließ, zurückſchauderte, ihm aber die ſorgfältigſte Pflege angedeihen ließ. Von Stunde zu Stunde verſchlimmerte ſich ſein Zuſtand. Gegen Abend ſollte er eben noch einmal Arzenei nehmen, ſank aber kraftlos in die Arme ſeiner Wärterin zurück, deren Schleier ſich dadurch etwas verſchob. Kaum aber hatte ihr Heinrich in das Geſicht geſehen, als ſich Todtenbläſſe über ſeine Züge verbreitete. Verwirrte Erinnerungen, unvertilgbare Gewiſſensbiſſe durchbebten ſein Inneres, er ſtöhnte laut auf, ſank dann kraftlos auf das Kiſſen zurück und gelangte von dieſem Augenblicke an nicht mehr zur Beſinnung. Durch drei Stunden kämpfte er den qualvollſten Todeskampf und verſchied um die zwölfte Stunde. Schweſter Martha, die fortwährend ihrer Pflicht gemäß an ſeinem Lager gewacht hatte, drückte ihm ſanft die Augen zu, betete dann inbrünſtig an ſeinem

Sterbebette und endete mit den Worten: „Gott ſelbſt hat gerichtet, der blutige Schatten meines Meinhard iſt verſöhnt, der Allmächtige möge auch dieſe verirrte Seele verſöhnt in ſein Freudenreich aufnehmen.“

Alſo war das traurige Ende Herzog Heinrichs, genannt der Grauſame; durch ein gerechtes Verhängniß hatte ihm jene Seele den letzten Troſt und die letzte Pflege ertheilt, welcher er den letzten Troſt und den Frieden auf Erden geraubt hatte.

Sein edler Vater wurde durch die Nachricht von dem ſchnellen Tode ſeines entarteten Sohnes auf das Tiefſte erſchüttert; er beweinte ſein Ende und ſeine Verirrung lange und ließ ihn in der Fürſtengruft zu Heiligenkreuz beiſetzen, woſelbſt noch ſeine Grabſtätte zu ſehen iſt. Heinrich war mit der ſchönen und tugendhaften Prinzeſſin Agnes, Tochter des Landgrafen von Thüringen, vermählt geweſen, welche jedoch durch ſeine trotzige und unbeugſame Gemüthsart ſich wenige glückliche Tage in ihrer Ehe zu erfreuen gehabt und hinterließ nur eine Tochter Gertrud, welche in der Folge an den Markgrafen Hermann von Baden vermählt wurde, deren Sohn Friedrich mit ſeinem Freunde, dem unglücklichen Conradin von Hohenſtaufen 1269 zu Neapel auf dem Schafotte endete und welcher der letzte männliche Sproße des Hauſes Babenberg genannt wird.

Richardis von Wildegg aber hatte ſich, als ſie Schloß Wolkersdorf verließ, darnieder gedrückt von ihrem unglücklichen Schickſale und müde des wilden Treibens der Welt, in jenes Kloſter zurückgezogen und beſchloß daſelbſt ihr frommes und gottesfürchtiges Leben den 12. October 1236. Das väterliche Schloß, welches ihr nach dem Tode ihres unglücklichen Bruders als Eigenthum zugefallen war, überließ ſie als

die Letzte ihres Stammes durch eine Schenkung dem Stifte Heiligenkreuz, welches noch heute im Beſitze desſelben iſt.

Seltſame Mähr von dem Pfaffen auf dem Kahlenberge.

Vor dem alterthümlichen und umfangreichen Schloſſe der Babenberg auf dem Kahlenberge *) befand ſich einſt eine erhöhte Terraſſe, welche dem Blicke eine unbeſchränkte Ausſicht in die ſchönen Gefilde der Donau rings umher, ſo wie über die Reſidenz gewährte und deren Spuren noch heute, trotz der unverantwortlichen Zerſtörung dieſes ehrwürdigſten Denkmales Öſterreichs, zu erkennen ſind. Daſelbſt ſtand den 12. Juli 1332 ein wunderlicher Mann und ſandte ſeine ſcharfen Blicke unter den buſchigen Augenbrauen lauerſam und mit ſinnigem, zufriedenem Lächeln in der Gegend umher. Er war im mittleren Alter, wohl genährt und der Ausdruck ſeiner Geſichtszüge zeugte von jener inneren Behaglichkeit und ſarkaſtiſchen Jovialität, die ſich bei heiteren, lebensfrohen Perſonen oft ſo unverkennbar darſtellen. Seine Kleidung beſtand in einem groben, weiten Rocke von dunkelgrauer Wolle, der ihm bis an die Ferſen ging, mit, nach damaliger Sitte, weit geſchlitzten Knopflöchern und großen Meſſingknöpfen; das Haupt bedeckte der damals übliche grobe Filzhut mit halb hinaufgeſchlagener Krempe und an Schnitt und Farbe der Kleidung mochte man unſchwer entnehmen, daß ihr Beſitzer dem geiſtlichen Stande angehöre. Es war aber dieß Meiſter Weigand oder Wigand von Theben, genannt der Pfaff vom Kahlenberge, der ſich lange als Hauscaplan am Hofe Herzogs Otto

*) Seit 1691 Leopoldsberg genannt.

des Fröhlichen aufgehalten hatte und durch seinen ehrbaren Wandel und frohsinnige Laune die Gunst des scherzliebenden Herzogs in hohem Grade genoß. Als Otto nach dem Tode seines ältesten Bruders, Herzogs Friedrich des Schönen (1330), gemeinsam mit seinem Bruder Albrecht dem Weisen die Regierung der Erblande antrat, sich ernsthafteren Geschäften widmen mußte und deßhalb seinen Lieblingssitz zu Neuberg in Steiermark, wo er ein artiges Klösterlein gestiftet hatte, verließ und sich gen Wien begab, da versäumte er auch nicht, seinen Liebling und fröhlichen Rath Weigand mit sich zu nehmen. Dieser erhielt nun die ledige Pfarre am Kahlenberge, stand seiner Pflicht mit Würde und Ernst vor, stiftete auch vieles Gute, indem er arme Waisenkinder vorsorglich unterstützte und die halbverwilderte Jugend in den zerstreuten Hütten dieser waldigen Gegend zu besserer Zucht und Sitte anhielt. Dabei aber verließ ihn seine lustige Laune nicht, und er übte auch wohl gerne manch' kurzweiliges Possenspiel, doch immer auf die harmloseste Weise und bloß zu Schimpf*) und Lust, Niemandem zu offenbaren Schaden. Seiner witzigen Schwänke wegen war er auch weit und breit berühmt zu seiner Zeit und noch lange nachher; so spricht z. B. der gelehrte Sebastian Münster in seiner Cosmographey (Basel 1564, S. 974) von: „dem seltzsam Pfaff und Pfarher vom Calenberg, von dem man durch daß gantz Deutschlandt weißt zu sagen."

Eben jetzt war er wieder mit der Ausübung eines Schwankes beschäftigt, der seinem vertrockneten Beutel zu Nutzen kommen und obendrein einen guten Zweck erfüllen sollte. Ihm

*) Nach der alten Bedeutung: Spaß, z. B. Schimpf und Ernst; ein ritterlich Schimpfspiel und in dem alten deutschen Petrarca (Trostspiegel). „Von Affen, Meerkatzen und andern schimpflichen (spaßhaften) Spielthieren."

waren nämlich nebſt verſchiedenen Beiträgen an Lebensmitteln auch einige Viertel*) Weinland am Fuße des Kahlenberges zur Dotation angewieſen, mit der in jenen, wohl auch in ſpäteren Zeiten nicht ungewöhnlichen Bewilligung, deſſen Erträgniß im Kleinen ausſchenken zu dürfen, zu welchem Zwecke er zwei rüſtige Knechte hielt, die das Schankgeſchäft beſorgten und die Rechnung legen mußten. Den zahlreichen Beſuchern des Berges war es ebenfalls willkommen, nach zurückgelegtem mühſamen Wege hier ſich gütlich thun zu können, denn damals waren begreiflich auf dem Lande die Gelegenheiten dazu noch nicht ſo häufig als jetzt. Ja ſelbſt Leute höheren Standes verſchmähten es nicht, häufige Wanderungen nach dem Kahlenberge anzuſtellen, den muntern Pfarrherrn daſelbſt zu ſehen, ſeine eindringenden und körnigen Reden zu hören und ſich endlich mit ſeinem Weine zu laben.

So verzehrte denn immer ein Jahr die Vorräthe des früheren und Weigand befand ſich weidlich baß in ſeiner Stellung. Das Jahr 1331 aber war ein gar arges Mißjahr in Hinſicht auf den Weinbau geweſen. Es wuchs zwar überflüßig des edlen Productes, allein die immerwährende naſſe Witterung und die früh eintretende Herbſtkälte waren Urſache, daß der Wein dieſes Jahrganges ſauer und faſt ungenießbar wurde. Er hatte nach alten Chroniken eine röthliche Farbe, einen fauligen Geruch und Niemand begehrte ihn zum Trinken. Da ſtand es denn gar übel um den Nahrungsſtand des würdigen Meiſters Weigand. Die Bauern, welche ſich früher in Scharen eingefunden hatten, da ſie ſich nach dem

*) Viertel iſt ein öſterreichiſches Flächenmaß für Weingärten, deren eines 400 Quadratklafter oder ein Vierteljoch hält. Die Viertel werden wieder in 5 Pfunde eingetheilt, deren jedes 80 Quadratklafter mißt.

mühsamen Wege und nach angehörtem Gottesdienste mit gutem Getränke laben konnten, kamen immer sparsamer, besuchten andere Gotteshäuser, zu denen der Weg nicht so beschwerlich war, oder blieben gar lungernd zu Hause. So hätte denn der Pfarre am Kahlenberge allmälicher Verfall gedroht, wäre nicht eben der kluge Meister Weigand an ihrer Spitze gestanden, der bald einen Plan erdacht hatte, seine Vorräthe aufzuräumen und die Leute wieder herbei zu ziehen.

Es war aber im darauffolgenden Jahre 1332 gar ein äußerst heißer Sommer. Da ließ er eines Tages durch seine Leute allenthalben die Kunde verbreiten, wie daß er mit vielem Nachdenken eine große Kunst erfunden habe, und am folgenden Sonntage vom Kirchthurme aus über die Donau fliegen werde. — Außerordentliche, wenn auch — besonders in jener Zeit, in welcher an die Äronautik noch nicht im entferntesten gedacht wurde — unglaubliche Dinge finden bei den Landleuten gerne Eingang und so geschah es, daß Meister Weigand schon am frühesten Morgen zu seiner innersten Ergötzung viele Leute herbeiströmen sah und mit Zunahme des Tages, der einer der heißesten war, mehrten sich die Scharen von allen Seiten, um das unerhörte Spectakel mit anzusehen. Der kluge Pfarrherr aber verzögerte die Anstalten zu seiner sehnlich erwarteten Production so lange, bis die ermüdeten und durstigen Bauern sattsam den schlechten Wein hineingeschlürft hatten, so daß endlich sämmtliche Fässer auf die Neige gingen und der Zahltisch voll von Silberpfennigen lag. Nun bestieg er mit ernster und wichtiger Miene den Thurm, betrachtete die mit offenen Mäulern und in lautloser Stille gaffende Menge längere Zeit schweigend und fragte endlich, sich an das Geländer haltend und herabbeugend:

„Habt ihr Leute ſchon einmal einen Menſchen fliegen geſehn?“— Auf ihre verblüffte verneinende Antwort ſagte er ganz gelaſſen: „Wenn ihr alſo noch keinen Menſchen fliegen geſehen habt, ſo werdet ihr mich auch nicht fliegen ſehen,“ und ſtieg gravitätiſchen Schrittes von dem Thurme herab. — Die getäuſchten Bauern erhoben zwar Anfangs ein lautes Gemurre, endlich brachen ſie unwillkürlich über die Liſt des Pfarrherrn in ein unauslöſchliches Gelächter aus und bereuten weder den Weg, noch das ausgegebene Geld über den guten Schwank. Auch ſchämten ſich Viele, daß ihnen der Weg zu beſchwerlich geweſen war, um allhier dem Gottesdienſte abzuwarten, daß ſie denſelben aber aus eitler Neugierde gerne gemacht hatten. Und in der Folge fanden ſich wieder allſonntäglich viele Kirchengänger ein, die einſtweilen willig an der friſchen Quelle, die im Burghofe ſprang, ihren Durſt löſchten, bis Meiſter Weigand ſich für das gelöste Geld guten Frankenwein eingelegt hatte, der ihnen baß mundete.

Und ſolcher Weiſe erhielt der wackere Pfarrherr ſeine Pfründe am Kahlenberge noch durch viele Jahre. Seine weiteren Schickſale hat uns die Chronik nicht aufgezeichnet; wahrſcheinlich iſt es jedoch, daß, als ſich Herzog Otto um 1337 wieder nach ſeinem Schloſſe Neuberg, wo er das Kartheuſerkloſter geſtiftet hatte, zurückzog, ihm Meiſter Weigand dahin nachgefolgt und auch daſelbſt geſtorben ſei.

Nach ſpäteren bewährten Urkunden ſoll ſchon 1400 eine eigene Sammlung von Weigand's Schwänken und witzigen Einfällen erſchienen ſeyn. Wenigſtens bezieht ſich die bekannte älteſte Quelle über den luſtigen Pfarrherrn vom Kahlenberge: Fugger's Ehrenſpiegel des Hauſes Öſterreich (1555) darauf. Außerdem erſchienen 1582, 1596, 1602, 1613 und 1620 neue Auflagen dieſes Buches, deren letztere unter andern Schwänken

die Geſchichte des Pfarrherrn von Kahlenberg in unbeholfenen, aber recht lebendigen und volksthümlichen Reimen darſtellt. Der rühmlich bekannte Friedr. Heinr. von der Hagen liefert das ſeltene Gedicht in ſeinem ſchätzbaren Narrenbuche (Halle 1811). Die hier erzählte Mähre lautet darin folgendermaßen:

Darnach der Pfarrherr thät gedenken,
Wie er ſeine Weine möcht ausſchenken,
Sie waren alle kahmich und zähe,
Daß ihm nicht Schad' daran geſchähe.
Ein Ebentheuer er bald zuricht't,
Wohl vor der Bauern Angeſicht,
Und ſagte ihnen da ohne Triegen
Er wollte über die Donau Fliegen
Wohl von dem Thurm von Kalenberg;
Es wär doch nirgend Rieſ' noch Zwerg
Beide, von Männern oder Frauen,
Sie ſollten allda Wunder ſchauen,
Und wie er doch nun Fliegen wollt,
Pfauenfedern hätt' er geholt,
Die hing er hinten und vorn an ſich,
Und daucht ſich gleich als ein Sittich;
Alſo trat er bald hin und dar
Und leuchtete wie ein Engel klar
Der da kommt aus dem Paradeiſe,
Er trieb ſeltſame Geberd' und Weiſe,
Schwang da gar oft ſein Gefieder,
Als wollte er Fliegen nieder.
Und ſprach allewege: „Nun harrt,
Es iſt noch nicht Zeit meiner Fahrt,“
Das Volk litt Durſt von großer Hitz,
Wohl von der Sonne heißen Glitz.
Da thät der Pfarrherr als ich ſag,
Seinen Wein bracht er auf den Kirchtag,

Den Volk war da die Weil zu lang,
Den Wein es da alle austrank,
Da ſie der Ebentheu'r inne wur'n,
Der Meßner lief auf den Thurn
Und ſagte das bald dem Pfarrherr,
Von Herzen freut er ſich der Mähr,
Daß ihm ſein Wein alſo ausging,
Mit hübſchen Worten er anfing:
Und ſprach zu ihnen mit Worten lind:
„Nun höret all meine lieben Kind,
Eh daß ich fliege, ſo ſagt mir hie,
Solch Wunder groß, wie ſeht ihrs ie,
Daß ein Menſch ie geflogen hat?
Mit Fleiß er ihne das ſagen that,
Sie ſprachen all mit gemeinen Mund:
„Wir ſahens nie zu keiner Stund,
Ja Herr, wir ſahen es noch nie“
„So ſollt ihr es auch ſehen hie,
Daß ich nicht will fliegen pflegen.
Geht jetzt nur alle eure Wegen,
Und ſprecht, ihr ſeyd allhier geweſen,
Gott, der laß euch wohl geneſen;
Daß ihr mir mehr austrinket den Wein,
Will ich zu Gott euer Bitter ſeyn,
Deß ſollt ihr keinen Zweifel han,
Ich will ſeyn euer Kapellan.“
Dieß einen freut, doch den andern nit,
Der dritte ſprach: das Fieber dich ſchütt'
Als einen betrogenen Pfaffen,
Du haſt heut gemacht viel Affen.“
Der Vierte ſchmunzelte und lachte,
Der Fünfte ſchalt, daß es krachte,
Einer red't dieß, der andere das,
Dem Pfarrherr mühte wenig das,

Und war ihm gar eine kleine Klag,
Alſo endete ſich der Kirchtag.

Die groſse Landplage in Oeſterreich.

Die arge Landplage, welche im vierzehnten Jahrhunderte, und namentlich im Jahre 1338, Öſterreichs Gefilde verheerte, iſt unter dem Namen: „die Heuſchrecken-Noth“ aus alten Chroniken hinlänglich bekannt und auch in neuerer Zeit oft genug beſprochen worden. Gegen Pfingſten zu erſchienen auf einmal von Oſten her ſo zahlreiche und dichte Schwärme dieſer verheerenden Inſecten, daß ihre Züge gleich ſchwarzen, großen Wolken anzuſehen waren, und im eigentlichen Verſtande die Sonne verdunkelten. Sie erhoben ſich gegen Sonnenaufgang, durchſtreiften den Tag über die Luft in gemeſſenen Räumen und Abtheilungen und ließen ſich gegen Abend auf die Fluren herab, wo ſie Laub und Gras, Blüten und Saaten, Blätter, Blumen und Kräuter bis auf den Grund verheerten und die blühenden Gefilde Öſterreichs faſt gänzlich verödeten. Zum Glücke blieben die Weingärten ſämmtlich von dieſen ſchlimmen Gäſten verſchont, deren herbes Product an Ranken und Blättern dem vielleicht verwöhnten Geſchmacke derſelben nicht zuſagen mochte.

Der nachmalige Kaiſer Karl IV., damals noch Markgraf in Mähren, erzählt in ſeiner Selbſtbiographie, daß, als er auf der Reiſe von Ungarn in einem Zelte bei Pulkau übernachtete, ihn mit Sonnenaufgang ein Reiſiger mit dem furchtbaren Geſchrei geweckt habe: „Steht auf, o Herr! der Weltuntergang iſt nahe!“ Und als der Markgraf ſich mit ſeinem Gefolge ſchnell aufraffte, ſahen ſie einen ſieben Meilen langen (!), die Sonne verfinſternden Zug von Heuſchrecken,

welche ringsumher ein dumpfes, unheimliches Getöſe und einen unerträglichen Geſtank verbreiteten. Sie flogen, einen ſtarken Vortrab voran, in gemeſſenen Räumen und Abtheilungen, hatten 6 Flügel und ihre Zähne ſollen wie Edelſteine geglänzt haben. Auch verfehlte in jenem finſtern Zeitalter der Aberglaube nicht ſein ängſtliches Spiel zu treiben, und man wollte auf den vorderſten Flügeln deutlich die Buchſtaben I. D. bemerkt haben, die dann ſchnell durch ira Dei (Zorn Gottes) interpretirt wurden.

So weit fußen wir mit dieſer Überlieferung durchaus auf hiſtoriſchem Grunde. Die folgende Begebenheit aber gehört dem Reiche der Sage an, obwohl ſie in jener Zeit, und lange nachher ſteif und feſt geglaubt wurde: Es lebte nämlich zu jener Zeit ein gar arger und böſer Ritter, Bertram von Grillenſtein genannt. Viel Unheil hatte er durch ſeine Raubzüge und Gewaltthaten von ſeinem ziemlich verfallenen Schlößlein aus unternommen, das am Fuße des Kahlenberges, in der Nähe von Sievering, geſtanden haben ſoll, und deſſen Spur nicht mehr zu finden iſt. Daſelbſt hauste er, der Schrecken der ganzen Umgebung und aller friedlichen und unwehrſamen Wanderer, mit einigen ſeiner Raubgeſellen, eben ſo verdorbenen Gemüthes, wie er ſelbſt. Eines Tages aber, und zwar den 22. Juni 1338, zog er mit ihnen früh Morgens in der Abſicht aus, ein ſchönes, reiches Fräulein, Hildegunde von Wildberg, zu entführen, deren Vater ein ſtattliches Schloß an der Fiſcha beſaß, und den Raubritter mit ſeinen Anträgen ſpottend abgewieſen hatte. Bei ihrem Auszuge aber wurden die Ruchloſen ſchon durch eine dichte Wolke von Heuſchrecken, die eben im Auffliegen begriffen waren, erſchreckt, nur der böſe Ritter lachte über die Furcht ſeiner Genoſſen und führte mit ſeinem breiten Degen mehre Kreuz-

hiebe gegen die ſauſenden Schwärme, die wunderlich durcheinander wirbelten, ſich aber bald, gleichſam ſeinem ohnmächtigen Angriffe ſpottend, mit furchtbarem Gebrauſe hoch in die Luft erhoben und ihren Flug gegen Weſten nahmen. Bei dem Schloſſe Wildberg angelangt, lagerte ſich die ruchloſe Rotte in der nahen Thalebene und erſpähte die günſtige Gelegenheit, ihr ſchändliches Vorhaben auszuführen. Aber erſt gegen Abend zeigte ſich das Fräulein, die in Begleitung einer treuen Zofe außerhalb des Burgzwingers gegen die Fiſcha zu luſtwandelte. Wie der Geier auf die ſchüchterne Taube, ſtürzte Ritter Bertram auf die Erſchrockene zu; all ihr Flehen und Bitten war umſonſt, mit wilder Gewalt warf er ſich mit ihr aufs Roß und ſprengte mit Blitzesſchnelle davon, während ſeine Gefährten die Zofe gewältigten und mit gleicher Eile ihrem Gebieter folgten, ehe irgend ein Burgbewohner den frechen Raub gewahren konnte. So ging es fort über Strauch und Moor, um noch vor Anbruch der Nacht das Raubneſt zu erreichen.

Schon aber begann es zu dämmern, als ſie auf der weiten Fläche ankamen, welche der erſt vor Kurzem ausgerodete Wald in der Gegend des heutigen Lerchenfeldes bildete; da ſchien eine ſich dicht herabſenkende Maſſe von Heuſchrecken ihren Weg ſperren zu wollen, während man ſchon von ferne die Hifthörner ihrer Verfolger ertönen hörte. Bertram's Geſellen riethen, einen andern Weg einzuſchlagen, denn ſie entſetzten ſich ob dieſer furchtbaren Maſſe des Ungeziefers, dem unheimlichen Sauſen und Brauſen derſelben, ſo wie des faſt erſtickenden Geſtankes, der ſich rings verbreitete. Ritter Bertram aber lachte ihrer Furcht und indem er ſich rühmte, dieſem Unweſen bald ein Ziel zu ſetzen, übergab er ſchnell das Fräulein einem ſeiner Begleiter und ſpornte mit hochge-

ſchwungenem Schwerte in den ſchwirrenden Haufen hinein, ihn zu zertheilen meinend. Aber bald war er von der wild durcheinander tobenden Maſſe dicht umgeben und aus den Augen ſeiner Gefährten verſchwunden. Niemand getraute ſich, ihm nachzufolgen, und da ſich der Inſectenſchwarm immer verdichtete und weiter verbreitete, ſo wollten ſie eben mit ihrer Beute einen andern Weg nehmen, als Ritter Wildberg mit ſeinen Mannen herbeiſtürzt, die böſen Geſellen nach kurzem Kampfe überwältigte, ihrer mehre erſchlug und die Übrigen hart gebunden mit nach Schloß Wildberg führte. Fräulein und Zofe freueten ſich der unverhofften Rettung, die böſen Geſellen aber wurden des andern Tages zur wohlverdienten Strafe ihres ruchloſen Unternehmens an die Bäume der dem Schloſſe nahen Au aufgehenkt.

Ritter Bertram aber war nicht in ſeine Burg zurückgekehrt, weßhalb unter den wenigen daſelbſt Zurückgelaſſenen große Beſtürzung entſtand. Des andern Tages früh Morgens machten ſich darum einige Reiſige auf, um zu ſehen, was aus dem Ritter und ſeinen Gefährten geworden. Eben begann der Morgen mit röthlichem Lichte zu dämmern, als ſie auf das genannte Blachfeld kamen; ſieh, da brauste eben der gewaltige Schwarm von Heuſchrecken auf und nahm, durch ſeine dichten Maſſen das Licht der aufgehenden Sonne verdunkelnd, ſeinen gewohnten Flug nach Weſten, einen verpeſtenden Geſtank zurücklaſſend. Kaum aber hatten ſich die Reiſigen von ihrer Verwunderung über dieſe unheimliche Erſcheinung erholt, als ſie mit erſtarrendem Schrecke auf dem vom Laub und Gras entblößten Platze, den das verheerende Ungeziefer ſo eben verlaſſen hatte, das ſchaudervolle Gerippe eines Pferdes und Mannes entdeckten, und aus den umherliegenden Leichen ihrer Gefährten, ſo wie

aus dem glänzenden Schilde, der neben den Skeletten am Boden lag, des Ritters furchtbares Ende entnehmen konnten. Sie mochten daher nicht mehr in die Burg zurückkehren, gingen in sich und vollbrachten fortan als Einsiedler in den waldigen Höhlen des Kahlengebirges ein bußfertiges Leben. Die Raubveste aber wurde bald darauf durch einen Executionszug des gerechten Herzogs Albrecht des II. von Grund aus zerstört, so daß ihre Stätte nicht mehr gefunden werden mochte. Gegen den Monat September aber nahmen die Heuschreckenschwärme ihren ersehnten Abzug in die östlichen Länder, und seither blieb Österreich von einer ähnlichen Landplage verschont.

Der geheimnisvolle Fremde in Wien.

Im Frühjahre 1485 war Wien von dem Heere des Ungarkönigs Mathias Corvinus umschlossen worden. Eine bedeutende Truppenmacht unter dem Kronfeldherrn Stephan Zapolya hielt die Stadt im Halbkreise von St. Marx bis zu den dortmaligen Schaufler- und Rosenlucken außerhalb des Holz- oder Burgthors umgarnt. Der König selbst hatte mit den erlesensten Truppen, worunter sich besonders die von ihm neugeschaffenen Husaren *) ausgezeichneten, sein

*) Diese neue Truppe wurde dadurch gebildet, daß von je 20 Häusern ein Mann dazu gestellt werden mußte. Aus dem Worte zwanzig, ungarisch husz und ar Löhnung, entstand ihr Name. Ihre Kleidung war ursprünglich von der heutigen sehr verschieden. Sie trugen knappe lange Beinkleider mit Bundschuhen, ein knappes Wamms mit kurzen Schößen, das ein lederner Gurt zusammen hielt; darüber einen weiten Mantel oder Pelz. Die Kopfbedeckung war eine hohe Mütze nach Art jener der Kosaken, mit einer Feder ohne Schildchen.

Lager vom Schottenthore bis gegen den Döblingerbach ausgedehnt. Obſchon in der Stadt die geeignetſten Vertheidigungsmaßregeln getroffen waren, ſo war dennoch deren Beſatzung zu gering und die Hoffnung auf Entſatz, bei der immerwährenden Geldnoth des Kaiſers Friedrich III., zu ferne, als daß auf langen Widerſtand zu rechnen war. Überdieß hatte bei der engen Einſchließung, da auch der untere Werd (heutige Leopoldſtadt) in den Händen der Feinde war, die Noth in der Stadt ſo um ſich gegriffen, daß eine furchtbare Theurung entſtand; ſo z. B. koſtete das gewöhnliche ſchwarze Brot, ſtatt 3 Pfennige, 20; das Pfund Fleiſch ſtatt 2, 10 Pfennige; ja am Ende ſah man in den Fleiſchbänken faſt nur mehr Pferdefleiſch; die ärmeren Claſſen ſchlachteten ſelbſt Hunde und Katzen, wo ſie deren nur habhaft werden konnten und Alles ſchrie nach Erlöſung oder Übergabe. Alle Hilfe war fern, der Kaiſer befand ſich ohne hinlängliche Macht zu Innsbruck; Erzherzog Maximilian, auf deſſen Energie man noch die meiſte Hoffnung ſetzen konnte, war in den Niederlanden, wo er ſelbſt mit Unruhen zu kämpfen hatte. So war es denn unter dieſen Umſtänden kein Wunder, daß allgemeine Muthloſigkeit in der Stadt herrſchte, ja, daß in manchen Häuſern heimliche Zuſammenkünfte von Mißvergnügten gehalten werden konnten, bei welchen ſich nicht ſelten ſelbſt Abgeordnete aus dem Lager des Ungarkönigs einfanden, die ſich unbeachtet in die Stadt geſchlichen hatten. Die vorzüglichſten Sammelplätze derſelben waren die Schenke zu den drei Raben im Rothgäßchen und das größere Wirthshaus zur Sonne unter den Seilern (heutige Seilergaſſe). In letzterem, welches ſchon damals große Einkehr hatte und deſſen geſchwärzte Außenſeite eine lange, mit einem Strebepfeiler geſtützte Stange bezeichnete, von wel-

cher ein mächtiger Buſch von Tannenreiſig herabhing, woran wieder zwei der gewöhnlichen Bierzeichen, aus Spänen geflochten, herunter baumelten; waren dieſen geheimen Zuſammenkünften einige geräumige braungetäfelte Hinterſtuben gewidmet und der Anbruch des Abends war die gewöhnliche Zeit der Verſammlung. Um dieſe Zeit trieb ſich gewöhnlich ein auf Kellnerart gekleideter ſtämmiger Burſche vor den Fenſtern und der niederen Einfahrt des Hauſes herum. Die Eintretenden, gewöhnlich in weite, dunkle Mäntel gehüllt, mit den damals üblichen, rauhen Mützen mit kurzer Feder auf dem Kopfe, warfen ihm nur einen bedeutenden Blick zu, den er gewöhnlich ganz unbeachtet ließ, worauf ſie ohne weiteren Aufenthalt eintraten. Manchmal aber beantwortete er denſelben, in Form eines Grußes, mit dem ungariſchen Worte Matsák, worauf ſich die Nahenden wieder eilig und geräuſchlos entfernten. Es bedeutete aber dieſes Loſungswort, daß Fremde in dem Gaſthauſe anweſend waren, folglich die Verſammlung nicht Statt haben könne.

Den 11. April, eben als eine kurze Waffenruhe geſchloſſen worden war, nahten ſich um die Dämmerungsſtunde abermals zwei Verhüllte mit vorſichtigen Schritten und im leiſen Geſpräche begriffen, dem Thore des Wirthhauſes. Der Eine, etwas über die mittlere Größe, breiten und markigen Angeſichts, mit hoher Stirne, feſter und ſtämmiger Geſtalt, mit dicht gekräuſelten Haaren, warf den lebhaften Blick ſeiner dunkelbraunen blitzenden Augen neugierig und forſchend rings um ſich, während ſein kurzes bäuriſches Gewand mit breiten Metallknöpfen, das, wie ſein Mantel klaffte, zum Vorſcheine kam, wunderlich mit ſeinem würdevollen Anſehen kontraſtirte und der funkelnde Griff eines kurzen Schlachtſchwertes von Zeit zu Zeit, wie ſich ſein Gewand im raſchen

Gehen auseinander ſchlug, ſichtbar wurde. Kaum beachtete er aber in feuriger Ungeduld die Vorſicht empfehlenden Winke ſeines Begleiters. — Am Eingange tönte ihnen jedoch das bedeutungsvolle Matsák des aufgeſtellten Poſtens entgegen. Demungeachtet aber bedurfte es der ganzen Überredungskraft und den Bitten ſeines Begleiters, den Ungeduldigen vom Eintritte zurückzuhalten. Unwillig entfernte er ſich mit den lauten Worten, die zuerſt Verdacht über den geheimnißvollen Fremden erregten: „Was haben wir wohl zu fürchten? Zwei anſäßige Bürger ſind mit uns einverſtanden und werden uns die Stadt bald überliefern.“ Auf die leiſe Bitte ſeines Begleiters, Verräthern kein Vertrauen zu ſchenken, erwiederte er hohnlachend: „Sorge nichts, dieſe trügen uns nicht, ſie heißen Hunger und Zwietracht,“ und ſein lautes, wildes Gelächter erſtarb erſt mit ihren verhallenden Schritten.

Am folgenden Morgen verbreitete ſich das Gerücht, der große Ungarkönig ſelbſt habe ſich in der Verkleidung eines Handwerksmanns in die Stadt gewagt und in der Kneipe zu den drei Raben mit den Häuptern ſeiner Parthei Unterredung gepflogen. Er ſei auch von einigen kaiſerlich Geſinnten erkannt worden und nur mit genauer Noth, während eines von ſeinen Anhängern erregten Auflaufes und mittelſt ausgeſtreueter falſchen Spuren zum Schottenthore wieder hinaus entkommen. — Des folgenden Tages ſchritt der König in Folge ſeiner Unterredung zu offener Gewalt; die Ungarn erſtürmten die Landſtraße, zerſtörten den ſtarken Verhau, der daſelbſt errichtet war und drangen bis zum Stubenthore, während die eroberten Vorſtädte den Flammen Preis gegeben wurden. Die Hoffnungsloſigkeit der Belagerten führte endlich einen Vergleich herbei, nach welchem, wenn kein Entſatz bis dahin käme, die Stadt am 1. Juni übergeben werden ſolle. Da

unter den obwaltenden Umſtänden an keinen Entſatz zu denken war, ſo lieferte der 1. Juni 1485 die Stadt unbeſtritten in die Gewalt der Feinde. Um acht Uhr früh hielt an dieſem Tage König Mathias, von 8000 Mann ſeiner beſten Truppen begleitet, und unter deren tauſendſtimmigen Siegesjauchzen, ſeinen feierlichen Einzug in Wien. Hoch zu Pferde, in die ſchimmernde Tracht ſeiner Nation gekleidet, von Gold und Edelſteinen ſtrahlend, ritt er in freudigem Stolze, von den Großen Ungarns, Mährens und Schleſiens umgeben, im feſtlichen Zuge durch die Wollzeile über den Stephansplatz, wohnte in der Domkirche einem feierlichen Tedeum bei und nahm ſeine Wohnung einſtweilen in einem Bürgerhauſe in der Kärnthnerſtraße, bis er ſich daſelbſt eine eigene Reſidenz erbaute, dem Eingange der Weihenburg gegenüber. Dieſes Gebäude, damals die Königsburg genannt, hieß in der Folge das Haſenhaus (vermuthlich von Jagdſcenen, womit es irgend ein nachfolgender Beſitzer bemalen ließ). Gegenwärtig trägt es das Schild zu den drei Löwen, es wurde jedoch durch neue Bauten vielfach verengt und verſchmälert. Zu König Mathias Zeiten hatte es an beiden Seiten freie Räume und Wachthäuſer.

In der Folge beſtätigte der König die alten Freiheiten und Handfeſten Wiens und nannte ſich nun König zu Ungarn und Böhmen, Herzog zu Öſterreich und Schleſien, Markgraf zu Mähren und in der Lauſitz. Obwohl er aber Wien zur Haupt- und Reſidenzſtadt ſeines Reiches erkoren hatte, wie denn auch auf einem alten italieniſchen Plane Wien la città principale d'Ongheria genannt wird; ſo betrat er, vielleicht aus einem Gefühle, daß ihm die Vorzeit fremd und nur die Gegenwart ſein ſei, doch nie die Kaiſerburg und lebte fortan in ſeiner neu

erbauten Reſidenz, wo er auch den 5. April 1490 ſtarb, worauf Öſterreich und Wien wieder in den Beſitz ihrer angeſtammten Herrſcher zurückkamen. Die Sage erzählt, daß in der Stunde ſeines Todes die Donau aus ihren Ufern trat, die Löwen im königlichen Schloßgarten ſtarben und große Scharen von Raben (Abzeichen des Geſchlechtes Hunyad, daher Corvinus) mit ſchauderhaftem Gekrächze gen Stuhlweißenburg, dem Begräbnißorte der ungariſchen Könige, flogen.

Da König Mathias von ſeiner zweimaligen Ehe, mit der Tochter des Königs Georg Podiebrad von Böhmen und mit Beatrix, Prinzeſſin von Sicilien, keine Kinder, ſondern nur einen natürlichen Sohn, den Herzog Johann Corvinus, hinterließ, ſo erloſch mit ſeinem Tode die Hauptlinie des ruhmwürdigen Geſchlechtes Hunyad. In Wien aber blieben als Zeichen ſeiner Anweſenheit das ſteinene Standbild am Ecke der Tuchlauben in die Landskrongaſſe, welches, der Sage nach, den König vorſtellt, wie er ſich verkleidet in die Stadt geſchlichen, und der veränderte Name des Wirthshauſes in der Seilergaſſe übrig, das ſeit jener Zeit, wo man das geheimnißvolle Matsák ſo oft zu hören bekam, der Matſchakerhof bis auf den heutigen Tag genannt wird und das erſt ſeit kurzer Zeit durch neuen Umbau ſeine alterthümliche Geſtalt verloren hat.

Die folgenreiche Doppelheirath in Wien.

Eine der glänzendſten und folgenreichſten Begebenheiten für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat fiel im Jahre 1515 in Wien vor und war von prachtvollen, bisher noch nicht geſehenen Feſtlichkeiten begleitet. Kaiſer Maximilian I. dachte in ſeinem bereits vorgerückten Alter (er war damals 56 Jahre alt) vor Allem daran, die durch ſeine eigene burgundiſche Heirath, dann durch die Vermäh-

lung ſeines einzigen Sohnes Philipp mit der reichen caſtiliſchen Erbin Iſabella, gegründete Größe ſeines Hauſes zu ſichern und noch mehr zu befeſtigen. Maximilian hatte in ſeinem ritterlichen und echt deutſchen Sinne zuerſt die Nothwendigkeit gefühlt, eine bedeutende deutſche und öſtliche Macht zu gründen, um der damals ſchon um ſich greifenden franzöſiſchen Macht ein hinlängliches Gleichgewicht zu halten und auch wohl den italieniſchen Staaten zu imponiren. Seit den Zeiten der glorreichen Hohenſtaufen war wohl Niemand zu ſolchem Plane geeigneter als Maximilian. Unzählige Hinderniſſe hatte er bereits zu dieſem Zwecke überwunden; klug und gewandt, wie er war, überſah er auch keine Gelegenheit, die ſeinen Abſichten förderlich ſeyn konnte und endlich, nach langem Mühen und Harren zeigte ſich auch die günſtige Zeitperiode dazu.

Deutſchland war durch den von Maximilian eingeführten ewigen Landfrieden zum größten Theil beruhigt, Spanien habsburgiſches Erbe, Frankreich hatte den einſt ſpottweiſe: „Bürgermeiſter von Augsburg“ benannten Maximilian kennen, achten und fürchten gelernt*), ſelbſt die Osmanen hielten ſich, durch die Siege der Ungarn gedemüthigt, ruhig, nur in Ungarn und Böhmen ſelbſt galt es, die Erregung der Parteien zu beſchwichtigen und wo möglich dem öſterreichiſchen Hauſe wenigſtens die Anwartſchaft auf jene wichtigen Länder zu verſchaffen, welche durch Albrecht II. und deſſen Sohn Ladislaus Poſthumus bereits Eigenthum des habsburgiſchen

*) Bekannt iſt die Anekdote, daß einſt ein Höfling des Königs Ludwig XI. von Frankreich, eines der heftigſten Widerſacher Maximilians, verächtlich von dieſem ſprach und ihn nur den Bürgermeiſter von Augsburg nannte. Ludwig aber erwiederte unwillig: „Sprich nicht ſo ſchimpflich von Max, glaube mir, wenn dieſer Bürgermeiſter die Glocke ziehen läßt, ſo iſt ganz Deutſchland im Harniſch und Frankreich zittert.“

Stammes geweſen waren und nur durch eine Verkettung der Umſtände demſelben wieder entriſſen wurden. Noch einmal waren jedoch beide Kronen auf einem Haupte, jenem des polniſchen Prinzen Uladislaus IV. vereinigt und abermals ſollten, wie zu den Zeiten Kaiſer Sigmunds, durch eine Wechſelheirath nicht nur die Intereſſen dieſer Reiche mit jenen des Hauſes Habsburg verknüpft, ſondern auch letzteres neuerdings die legale Anwartſchaft auf die Erbfolge erhalten. Das Mittel zu dieſem großen Zwecke boten die beiden Enkel des Kaiſers, Karl und Ferdinand (ſein Sohn Philipp war ſchon 1506 in der Blüthe ſeiner Jahre geſtorben) und Uladislaus' Kinder Ludwig und Anna. Über dieſe Angelegenheit wurde über fünf Jahre verhandelt und mehrmals reiste der gelehrte Hiſtoriker und kaiſerliche Rath, Johann Spießhammer, genannt Cuspinian, in dieſer Angelegenheit mit Aufträgen des Kaiſers nach Ungarn. Der alternde König Uladislaus war bald für dieſen Plan gewonnen, länger aber währte es, die verſchiedenen Parteien in Ungarn zur Übereinſtimmung zu bringen. Endlich wurde zu Ofen im Beiſein der Geſandten des Königs Sigismund von Polen, Uladislaus jüngeren Bruder, beſchloſſen, daß wegen der allgemeinen Wohlfahrt der geſammten Chriſtenheit ſowohl der Kaiſer als die Könige von Ungarn und Polen eine perſönliche Zuſammenkunft halten ſollten und bei dieſer Gelegenheit nebſt andern wichtigen Angelegenheiten, auch die wechſelſeitige Vermählung Statt haben ſollte.

Die Zuſammenkunft der hohen Herrſcher wurde Anfangs auf den Lätare-Sonntag des Jahres 1515 im Schloſſe zu Preßburg feſtgeſetzt, woſelbſt auch die königlichen Brüder den 20. März eintrafen. Kaiſer Maximilian aber ließ ſie durch eine feierliche Geſandtſchaft nach Wien einladen, wo die Feſtlichkeiten mit größerem Pompe vor ſich gehen konnten. Durch

Reichsgeschäfte aufgehalten, konnte der Kaiser erst den 10. Juli nach Wien kommen und eilte sogleich, von einem zahlreichen Hofstaate begleitet, den Königen entgegen, die durch langes Harren fast schon ungeduldig geworden. In der Nacht vom 15. auf den 16. brachte Sigismund mit seinen stattlichen Polen, Lithauern und Reussen an der Leitha zu. Der 16. Juli war zur Zusammenkunft auf der weiten Ebene zwischen Hainburg und Bruck, nahe bei dem Schlosse Trautmannsdorf, bestimmt. Ein mächtig hoher Baum bezeichnete den Platz der Zusammenkunft, und als sich die ersten Kriegerscharen von Weitem zeigten, wurde ein aufgethürmter Scheiterhaufen angezündet und loderte als freudiges Zeichen hoch auf. Zuerst trafen die beiden Könige ein; der alternde Uladislaus in einer prachtvollen, mit rothen Sammt überzogenen, und mit Goldstickerei gezierten Sänfte, an seiner Seite die Prinzessin Anna in einem herrlichen, mit allegorischen Basreliefs verzierten, mit 8 Schimmeln bespannten Staatswagen. Ihnen folgte auf muthigem Pferde der kräftige Polenkönig, ganz in Scharlach gekleidet, mit weißsammtenem, roth befiederten Barett, ihm zur Seite ritt Prinz Ludwig auf einem mit Gold und Silber, Perlen und Edelgestein reich verzierten Schimmel, ebenfalls in rothem, mit Gold durchwirkten Scharlachkleide, ein schwarzsammtenes Barett mit prachtvollem Reigerbusche auf dem Haupte. Den König von Polen begleiteten viele Reichsräthe, Bischöfe und Woiwoden, zumeist himmelblau gekleidet, dann folgte ein unübersehbarer Troß zu Fuß und zu Roß. Uladislaus umgaben die Großen des Reiches, die Ungarn in strahlender Nationalkleidung mit geflochtenen, mitunter mit Gold, Silber und Edelsteinen geschmückten Haaren und Bärten, dann jene von Böhmen, Mähren und Schlesien, theils in ritterlicher, theils in der malerischen Hoftracht jener Zeit.

Kaum hatte ſich das zahlreiche Gefolge der beiden Herrſcher auf der weiten Ebene verbreitet, ſo erſcholl auf einmal feurige Kriegsmuſik und heller Glanz blendete vom Hort, einem ſchattenreichen Waldhügel herab, die Augen, kriegeriſche Waffen glänzten weithin durch das Gefilde. Es war der Kaiſer, umgeben von den Herzogen von Baiern, von Würtemberg und Mecklenburg, den Geſandten von England und Spanien, von vielen Grafen, Fürſten und Herren des deutſchen Reiches und der Erbreiche und gefolgt von dem zahlreichen ſtreitbaren Adel aus allen öſterreichiſchen Ländern, in Allem mit ihren Reiſigen über 5000 Pferde, ſämmtlich glänzend gewaffnet und gerüſtet. Bei dem Anblicke eines ſo ſtattlichen Heeres mit ſeinem kriegeriſchen Ausſehen wollte ſich ſchon Mißtrauen der Ungarn bemächtigen. Die Könige aber beſchwichtigten es ſogleich und Sigismund ſprach die erhebenden Worte, die jeden Zweifler beſchämt verſtummen ließen: „Wir ſind Alle in gutem Zutrauen auf des Kaiſers ritterliches Gemüth hierher gekommen. Noch nie hat ſich Maximilian unedel benommen. Wer Arges fürchtet, möge daher ungehindert umkehren und heimziehen!“

Auch der Kaiſer wurde in einer purpurbehangenen goldgeſchmückten Sänfte getragen. Als er jene des Königs erreicht hatte, um den ſich ſeine Angehörigen ſcharten, reichte er den Königen und den Kindern die Hand und rief hell und freudig aus: „Dieß iſt ein Tag von dem Herrn geſendet; darum laßt uns freudig und fröhlich ſeyn.“ Eben ſo herzlich wurde er von den Fürſten bewillkommt und laut jubelnd begrüßten die Edlen und das Volk die herzliche Zuſammenkunft. Eine und eine halbe Stunde dauerte die erſte Zwieſprache. Dann wurde eine kleine Jagd veranſtaltet, wobei ſich beſonders der Kaiſer, der König von Polen und Prinz Ludwig hervorthaten. König

Uladislaus aber blieb seines Alters und seiner Kränklichkeit wegen Zuschauer. Erst spät Abends trennten sich die Fürsten. König Uladislaus blieb mit den Kindern in der nahen Feste Trautmannsdorf, König Sigismund übernachtete zu Enzersdorf, der Kaiser selbst aber begab sich mit seinem Gefolge nach Larenburg, von wo er sich den folgenden Tag nach Schwechat erhob, um die Könige dort zu erwarten und mit ihnen den feierlichen Einzug in Wien zu halten.

An diesem Tage blieb außer den Alten und Kranken schier kein Mensch in Wien. Bei St. Marx, durch die Ungargasse, den Rennweg und über das damalige Weingebirg am Laaerberge strömten Tausende und wieder Tausende von Menschen der Gegend zu, von wo der Zug beginnen sollte. Im freien Felde, zwischen Schwechat und Simmering bewillkommten 1500 der reichsten und angesehensten Bürger und Bürgerssöhne von Wien, alle in Scharlach gekleidet, an ihrer Spitze sechs, mit ritterlicher Würde geschmückte Rathsherrn in silbernem Harnisch zu Pferd, die Fürsten im Namen der Stadt mit Gruß und werthvollen Gaben. Hinter ihnen zogen 600 deutsche Landsknechte, mit Hellebarden und langen Handröhren, gleich und zierlich gekleidet, welche die Stadt zu diesem Zwecke eigens aus dem Reichsheere angeworben hatte. Der Zug bewegte sich nun stattlich und langsam vorwärts. An der steinenen Brücke vor dem Stubenthore harrte die Obrigkeit der Stadt, schwarz gekleidet, mit blendend weißen gesteiften Halskrausen; die hohe Schule; die gesammte Geistlichkeit mit den Heiligthümern; die Schulknaben, weiß gekleidet, jeder mit einem Fähnlein, worauf die Wappen Österreichs, Ungarns, Böhmens und Polens, dann die Zünfte und Zechen der Handwerke und Gewerbe, über 60 an der Zahl, jede mit ihrer Fahne. Den Zug aber eröffnete die zahl-

reiche Reiterei aus den verschiedenen Ländern in malerische Gruppen abgetheilt. Dann folgte der glänzende österreichische Adel in blanker Rüstung, dann die Feldmusik, über 200 Trompeter und Heerpauker. Hinter ihnen ritten Sigismund und Ludwig, ihnen folgten Maximilian und Uladislaus in ihren Sänften, zu deren beiden Seiten die vornehmen Großen des Reiches zu Fuße schritten. Darauf erschien der goldstrahlende Wagen der Prinzessin Anna von 15 Kutschen mit ihren Hofdamen gefolgt. 400 deutsche Reiter prachtvoll gerüstet und glänzend geschmückt, schlossen den Zug, welchem zahllose Reiter und Kutschen und eine unermeßliche Menge Volkes durch die Wollzeile nach St. Stephan folgten. Von den Wällen donnerten unausgesetzt die Karthaunen, alle Glocken der Stadt ertönten und auf vielen Balkonen der mit kostbaren Tapeten und Blumen reichgeschmückten Häuser erschallten fröhliche Musikchöre. Tausendstimmiger Jubel ertönte von der entzückten und freudetrunkenen Volksmenge. Am Riesenthor des St. Stephansdomes harrte der damalige Wiener Bischof, Georg von Slatkonia mit der Geistlichkeit seiner Metropole des Zuges und sprach den Segen über die Fürsten und das Volk. Der Kaiser zog hierauf mit Uladislaus und den fürstlichen Kindern in die Burg; Sigismund aber nahm seine Wohnung in der einstigen Residenz des großen Ungarkönigs, Mathias Corvinus, in der Kärnthnerstraße, dem damals sogenannten Hasenhause*) und bewohnte dieselben Gemächer, in denen dieser große Herrscher gewohnt hatte und gestorben war. — Mehre folgende Tage vergingen mit Berathungen, dann mit Besichtigung der Stadt, der nahen Lust-

*) Auf dessen Platz steht gegenwärtig das Haus Nr. 1073, zu den drei Löwen genannt (s. S. 53).

ſchlöſſer und vielfältiger Kurzweil in der Burg und auf den Straßen und Plätzen, wie denn auch den 18. Juli ein großes, alſo genanntes Scharlachrennen am Rennwege abgehalten ward, wobei König Sigmund den erſten Preis, in einer goldenen Schale beſtehend, gewann.

Der 22. Juli wurde endlich zur Feier der Doppelvermählung beſtimmt, wodurch Ungarns und Böhmens Kronen in der Folge für immer an das Haus Habsburg gedeihen ſollten. Nach neun Uhr früh ging der feierliche Zug nach St. Stephan. Uladislaus wurde wieder in ſeiner Prachtſänfte getragen; der Kaiſer aber, König Sigismund und Prinz Ludwig als Bräutigam erſchienen in prachtvoller Kleidung zu Pferde; in Prachtwagen folgten die Prinzeſſin Anna, als die Braut eines der noch in Spanien abweſenden Enkel des Kaiſers, dann die Prinzeſſin Maria, ebenfalls Enkelin Maximilians als beſtimmte Braut des Prinzen Ludwigs. Der Dom war mit Tapeten, grünem Gebüſch und Blumen aller Art auf das prachtvollſte ausgerüſtet, rechts im Presbyterium befanden ſich der Kaiſer und die Könige, durchaus in Goldſtoff gekleidet, zwiſchen ihnen die Prinzeſſinnen Maria und Anna in ſtrahlendem Hochzeitsſchmuck; links die päpſtlichen Legaten, der Nuntius, der Cardinal-Erzbiſchof von Gran und Primas von Ungarn, der Cardinal von Gurk, 14 Biſchöfe und viele Prälaten. Biſchof Slatkonia hielt die feierliche Meſſe, der Kapellan des Cardinals von Gurk, der gelehrte Michael Bertolin, hielt die feierliche Anrede.

Mittlerweile hatte ſich Maximilian am Grabe ſeines Vaters mit dem prachtvollen Kaiſerornate bekleidet, der über eine Million geſchätzt wurde. Zuerſt trat der Kaiſer mit der Prinzeſſin Anna vor den Altar und wurde von dem Primas von Ungarn im Namen eines ſeiner beiden Enkel getraut. Die

Prinzeſſin überreichte ihm einen koſtbaren künſtlichen Blumenſtrauß und der Kaiſer redete ſie hierauf mit folgenden Worten an: „Obwohl wir jetzt Euer Liebden das Wort gegeben, daß Ihr unſere Gemahlin ſeyn ſollt, ſo iſt dieſes doch geſchehen im Namen unſerer abweſenden beiden Enkel, des Sinnes, Euer Liebden mit Einen von ihnen zu vermählen, dem wir Euch auch hiermit ehelich verſprechen. Und weil mein Enkel Karl die Königreiche Kaſtilien und Arragonien, mein Enkel Ferdinand aber die Kronen von Neapel zu erben und zu erwarten hat, ſo nennen wir hiermit Euer Liebden eine Königin und wollen Euch zu einer ſolchen gekrönt haben.“ Mit dieſen Worten ſetzte er ihr eine Krone auf. — Darauf wurde Prinz Ludwig mit der Prinzeſſin Maria getraut und Uladislaus ernannte denſelben zu ſeinem Reichsvikar und Nachfolger. Zum Schluſſe ſchlugen der Kaiſer, die Könige und der Kronprinz Ludwig über 20 Jünglinge des erſten Adels zu Rittern.

Zu Mittag war offene Tafel mit großem Gepränge in der Burg und Nachmittag wurde auf dem neuen Markte ein glänzendes und prachtvolles Ritterſpiel gehalten. Der ganze Platz war zu dieſem Zwecke mit Blumen und Gebüſch ausgeſchmückt, ſo daß er ſchier einem Luſtwalde glich; die Häuſer waren mit koſtbaren Teppichen und Blumenguirlanden, die ſich in allen Geſchoſſen von einem Gebäude zum andern zogen, behangen. Hier wurde vor einer unzähligen Menge Volkes von ſechs ritterlichen Paaren, worunter die Markgrafen Georg und Kaſimir von Brandenburg; Adolph von Bibra, David von Knöringen, Hanns Graf von Hardegg und Hans Jakob von Landau Turnier und Scharfrennen gehalten.

Am Abend desſelben Tages aber feierte der Kaiſer noch die Heirath ſeines Lieblings und ſteten Waffengefährten Sig-

mund von Dietrichſtein mit der ſchönen Barbara, Tochter Georgs von Rottal, öſterreichiſchen Landmarſchalls. Der Kaiſer ſelbſt und König Uladislaus führten die Braut zum Altare. Sie erhielt auch zwiſchen ihnen ihren Platz an der reichen Tafel, auf welcher 300 Gerichte ſtanden, und welche von Gold, Silber und Edelſteinen glänzte. Außerdem waren bei dieſem glänzenden Brautfeſte der König von Polen, die königlichen Brautpaare, die eben anweſende Königin von Dänemark, Iſabella, ebenfalls eine Enkelin des Kaiſers, die Herzoge von Baiern, Braunſchweig, Mecklenburg und Brandenburg, dann zwei Kardinäle, 13 Biſchöfe, 16 Fürſten und eine Unzahl von Grafen, Herren und Rittern zugegen *). Am folgenden Tage hatten zu Ehren dieſer Vermählung abermals glänzende Ritterſpiele Statt und noch heute befinden ſich im fürſtlichen Schloſſe zu Nikolsburg zwei gleichzeitige werthvolle Gemälde, deren eines die prachtvolle Tafel, das andere die Ritterſpiele vorſtellt.

Den 29. Juli begaben ſich die Fürſten nach der Neuſtadt und trennten ſich daſelbſt mit der innigſten Rührung, nachdem ſie den herzlichſten Freundſchaftsbund geſchloſſen hatten.

Zum Schluſſe dieſer Darſtellung ſind noch die Folgen dieſer Bündniſſe zu erwähnen. Prinz Ludwig gelangte ſchon 1516 durch den Tod ſeines Vaters auf den Thron von Ungarn und Böhmen. Seine Ehe blieb jedoch kinderlos und er fiel in der Blüte ſeiner Jahre 1526 in der Schlacht bei Mo-

*) Die Anhänglichkeit Maximilians an ſeinen treuen Sigmund von Dietrichſtein war ſo groß, daß dieſer auch, nach des Kaiſers Willen, nach ſeinem Tode an der Seite des Kaiſers in der St. Georgskapelle zu Wiener-Neuſtadt beigeſetzt wurde.

haes gegen die Türken. Die Prinzessin Anna aber vermählte sich 1521 mit dem Erzherzog Ferdinand, welcher durch diese Ehe in der Folge rechtmäßiger Erbe von Ungarn und Böhmen wurde und auch den habsburgischen Stamm in Deutschland fortpflanzte. Anna hatte ihm 15 Kinder geboren und starb erst 1547, neun Jahre vor ihrem Gemahle, dem nachherigen Kaiser Ferdinand I.

Ein frommer Aufruf an die Christenheit, dann ein höchst merkwürdiges Tagebuch vom Jahre 1529.

Der erwähnte Aufruf, wahrscheinlich von einem Geistlichen, erschien 1530 in Nürnberg, gedruckt durch Hans Guldenmund und die Broschüre ist bereits so selten geworden, daß es nur mehr wenige Exemplare davon geben dürfte. Hauptsächlich handelt er von dem damals am Himmel erschienen seyn sollenden Wunderzeichen, welche der Verfasser mit jedenfalls eindringender Kraft paraphrasirt und in der treuherzigen und gedrungenen damaligen Schreibart manches goldene Wort ausspricht, das wohl auch zu anderer Zeit seine Anwendung finden dürfte. Dem Büchlein sind auch zwei Holzschnitte beigegeben, welche die Wundererscheinungen am Firmamente vorstellen, und die in doppelten Sonnen, Feuerstreifen, Sternbüschel wie aufsteigende Raketen ꝛc. bestehen. Auch eine alte Kirche befindet sich als ein gar bedeutsames Phänomen darunter.

Die Relation lautet folgendermaßen: „Von dysen Wundertzeichen ist vil Prophecey und geschrieben worden, wie daß sy solten bedeyten eyn sinntfluß, darob mäniglich grossen schrecken empfangen, es war aber nit angezeygt von dem syntfluß deß waßers oder vnseres sundtlichen lebens ayn uberfluß.

Die ſtraff und plag der groſſen bluturgieſſung des vnſchuldigen Chriſtlichen bluts, das leyder der zeit her und zum andernmal in Vngarn, Oſterreych und anderer Nation, durch die Tyranniſchen Turcken alſo erbermlich uergoſſen worden, welcher groß yamer ſtraff vnd plag bey vns armen elenden Creaturen wenig beherzigt wird. Dyſe wunderzeychen des Himmels erſchynen mit der plutigen handt, ſchwerdter vnd angeſichten ſeynd ſichtbarlich geſehen worden im landt zu Weſterreich, zwiſchen Metz und Trier gelegen. Auch etzliche ortt des Welſchen landts in dem 1527 jar auf den eylfften tag Octobris, in der vierdten ſtundt gegen tag. Jr ſcheyn und geſtallt hat gewert eyn gantze ſtundt vndt eyn viertteyl, ſeyndt auch durch glaubhafftig perſohnen geſehen, welche vor tag an dem Reyn an jr arbeyt gegangen, zwiſchen Frankfurt und Heydelberg ꝛc. auch vormalß im Truck angezeygt. So ſindt die andern zeychen mit den drey Sunnen in die Regenpögen verſchloſſen zu Prag im landt zu Behem, zu Kauffpeuern, am Geyirg Jßpruck zu geſehen worden und auch des ſiben vnd zweynzigſten Jares, auff den ſiben vnd zweynzigſten tag Februarij. Jr anfang hat gewert von eym in der nacht, biß auff die dritte ſtundt nachmittag. Was etwa der wunderzeychen bedeutung vnd außlegung ſey, iſt keynem menſchen auszuſprechen oder gewißlich zu wiſſen. Phtolomeus, Albumaſar ꝛc. der Aſtronomey erfinder wollent, daß bey den Sunnen werden angezeygt die oberſten Heupter, als Keyſer, Kunig, Furſten vnd Herrn ꝛc.

Auch wo die wunderzeychen am Himmel erſcheynent, daß allzeyt etwas wunderlichs kurtz hernach volgt, in ſonderheyt an den ortten, da ſy geſehen werden, das nem wir für eyn exempel, die erſchynen wunderzeychen zu Wienn die auch von allen menſchen verſpott vnd veracht wurden, was groſſen

mordes prant vnd raub kurtz nachher gefolgt. Dan nach einnemung von Prugk an der leyta und ſchloß Trautmannsdorff ward der türckhen grauſambliche vortrab, der Saykmann genannt im verſchynen Jar vnd alle dje im vorrennen, ſo merer teyls kein ſold haben, allein auf gewinn vnd raub alle gegendt vorgeſchickht, die ſich in das landt hinauff ob der Enns und hinein in Steyer zerſtreut, dieſelben Fleckhen allenthalben durchſtreifft, verwueſt und verprenat, die leut vil tauſſent jämmerlich ermordt, erſchlagen und weggefuert, vnd das zum erbermlichſten ſie Khinder aus mutterleib geſchnitten, weghgeworfen oder on die ſpyß geſteckht, die jungfrawen, der cörper man vil auff der ſtraſſen liegen ſieht, bis in todt genöttigt, der ſelen der almechtig got gnedig ſeyn vnd ſolch mordt vnd vbel an den grauwſamben pluthunden nit vngerochen laſſen wölle. Das iſt, meyn ich, wol ayn ſichers zeichen das ſolche wunderſcheynungen nit vmbſonſt vorher am hymel erſchynen, und daß ſich die menſchen daher wol deren bedeutung vorſehen mugen. Dieweil aber nun leyder keyn warung, keyn ſtraff an vnns helffen wil, vnd keyn brüderlich trew, keyn Chriſtliche lieb mer geſpurt, der ſun wider den vatter, die töchter wider die mutter, eyn reich wider das andere vnd die unlautrigkeyt die hoffart, der groß geytz vnd eygennutz ſogar vberhandt genummen bey allen Stadten, vndter allen ſecten vnd handtierungen, das nicht mer hillft keyn warung von Hymel herab, man predig, man lern, man verkundig, man geyet, man ſing, man ſag iſt alles bey dieſer wellt vernicht, verſpott vnd veracht.

Zu der zeyt Noe vertilget der Zorn Gottes durch den ſyntfluß die ganze wellt von wegen jrer vngehorſam vnd ſundtlichen laſter ꝛc. Des er aber vns genugſam verſprochen, die Wellt durch den ſynntfluß des Waſſers nit mer zu vertilgen,

des haben wir zu eyn exempel den scheynbaren Regenpogen. Got hat vnns vil plag und straff zugesannt von den Frannzosen, pestilentzen, thewrung vnd krieg ꝛc. Hat alles nit an vns geholfen. Nun aber will er seyn väterliche liebe, noch nit von vns wenden, vnns seynen Göttlichen Zorn offenbar machen. Wer möcht aber die plagen vnd straffung, die er vnns zugeschickt, wunderbarlicher erdenken: dann sy und auf erdtreich vor augen sindt, alß nemblich, der Englisch Schweyß („die damals herrschende sogenannte Schweißsucht") deren die menschen also schlaffent dahin sterben vnnd das allso schnell aus einem landt in das ander laufft, das vnns alles zu eyner warung vnnd straff gegeben. Item etzlicher Nation gegen Mitternacht sind den menschen plattern auf der zungen gewachsen, die weder tag noch nacht keyn rhu gehabt, biß sich aufgebissen vnnd alßbaldt darnach gestorben. Dagegen haben auch etzliche Lewt getantzt vnnd auf die letzt drei sprung gen Hymel hynauff gethan vnnd also gehling daran gestorben. Wie kundt vnnd mocht aber daß Turckhen hanndtlung vnnd tyranney yetzt in Vngarn vnd Osterreych ꝛc. grawsamer gehandelt vnnd ergangen seyn. Welch groß wunderwerkh vnnd tyranney grawsame und erschreckliche in vnnserer Teutschen nation nye erhört worden.

Wöllen nun aber die straffungen vnd plagen von got all nit an vnns helfen? Ja vil hört man klagen, aber wenig sinndt man die sich bekeren ꝛc. Eyner klagt kriegh, brant, mord vnnd raub, der ander klaght theyrung, hunger vnnd unntrew, dargegen aber sindt man wenig, die das zeytlich verlassen, vnnd trachten nach den ewigen, oder die da abstehen, von jrem wuecher und geytz, von jrem neydt vnnd haß ꝛc. Wenig seyndt die da verlassen jr hoffart und vbermuth, der muß all laster der sunden entspringen, der vnnd vil andrer ver-

ſuchen halben die wellt leider gräßlich, ſtraffwürdig vnnd in jrem ſundtlichen leben böß vnnd verſtockt iſt, daß ſchwerlich zu beſorgen, wo wir vnns nit beßeren vnnd bekeren, mit unſerm ſundtlichem regiment, gott werde vnns eyn anderes zuſchickhen, daß auch der vnſchuldig des ſchuldigen entgelten, wie zu der zeyt Noe mit dem ſynntfluß vnnd Sodoma vnnd Gomorra, Vnnd vil ander ſtraff vnnd warung des die ſchrifft voller.

O jr durchleuchtigſten vnnd durchleuchtigen Furſten vnnd herren, jr Hochwürdigſten und hochwürdigen Biſchoff vnnd Prelaten, jr andechtigen vnnd geyſtlichen, jr hochgelehrten vnnd Doctoren, jr erſamben vnnd weyſen, jr Burger in den Stedten, jr Bawrslewt auff dem landt, jr ſchweſtern vnnd Brueder all mit eym. Wacht auff von dem ſchlaff, wann es iſt große Zeyt. Secht in den Spygel an alle ortt der gantzen wellt, wie begindt das Fewer des Götlichen zorns zu prinnen von allerhöchſt der Hymel biß auff das erdtreich in der wellt. O laſt vnns abſteen von vnnſern ſundtlichen leben, laſt vnns nyderfallen auff vnſere knye, hendt und Füß vnſern Barmhertzigen got anruffen vnnd bitten mit reweten Herzen vnnd weynenden Zehern, ſeufftzen vnnd ſchreyen zu vnſerm got, das er vnns gnadt verleyhe, vnſere verſtockten hertzen erleucht zu erkendtniß des rechten wegs der waren Göttlichen lybe; was vnſer Barmhertzige got von vns gethan und gelaßen wil haben auff das nit ſeyn göttliche lieb zwiſchen vns und jm durch vnſer vngehorſam verbracht werde.

Vnd ob es dann vor got und der wellt ein anſehen hatte, als wolte got die wellt jetzt uertilgen, dennocht ſollen wyr in vnſeren Hertzen zufryden ſeyn, dieweyl wir wiſſen, das wir ſo eyn gnedigen got haben, durch wellichs verhennknuß alle ding geſchehen, vnns zu nutz und gut uerſehen. Vnd in

eyn Augenblick verkeren vnnd wenden mag. Als wir auch bitten: Vater deyn will geſchech auff erden als im Hymel. Auch als uns got vil exempel geoffenbaret, von Abraham, Tobiä, Job und vill andern propheten vnd heylige, die gelaubten vnd vertrauten in got. Dauid war ein angenemer Freundt gottes, dennocht verhenget got über jn, das er von ſeynem eygenen ſun Abſolom muß auß ſeyn aygenen landt entfliehen. Sprach er: Wann ich ſoll genadt finden vor dem angeſicht des herrn, ſo wirt er mich wiederum fueren. Aber ſo er ſpricht, Du gefelſt mir nit, ſo bin ich bereyt zu thun, was jm gefelt vnnd gut iſt.

Alſo ſollen wir auch vnnſern willen in gottes Willen ſtellend vnnd nit mit dem ſchwert vnnd ſpyßen fechtend, ſo ferr es an vnns iſt, als vnns die zeychen am Hymel erſchynen vnnd antzeygen. Dann wer mit dem ſchwerte ſicht, der wirt mit dem ſchwerdte gericht ꝛc. Alſo jr lieben getrewen Bruder vnnd ſchweſtern, laſt vnns abſteen von unſern ſundtlichen leben, vnnd vnſre Hertzen vnnd gemut zu got keren, vnſern willen in gottes willen ſtellen, Als der kuniglich Prophet, Dauid vnnd vil andere Heyligen und diener gottes gethan. Vnnd zu aynem Exempel für vnns armen die wunderzeychen des Hymels, die vnns zu getreuer warung von got erſchynen vnnd zugeſannt. Auch des großen yamer und Blutuergießens vnnd pittern ſchmertzens des wütenden Tyranniſchen Turckhen vnnd uervolger der Chriſtenheyt, ſo er yetzt in Vngarn vnnd Oſterreych ꝛc. begangen. Ob gott der allmechtig vber vnns ſundtigen Creaturen zu ſtraff erzürnt ware das wir jm nit Vrſach geben, das der vnnſchuldig deß ſchuldigen entgelten muß.

Laſt vnns got den allmechtigen anruffen, pitten und ermanen, ſeyner väterlichen lieb vndt großen gelübt, die er vnns aus großen gnaden vnd barmherzigkeyt uerſprochen.

Uorzüglichen aber muge ſich yeder Chriſtenmenſch der übergro-
ßen ſyndt hueten, ſeynem got der weiſe abtrynig zu werden,
daß er ſich Freuentlicher weiſe an den Erb- vnd Ertzfeindt uer-
kauffte vndt ſo nit allein ſein Seel jn den abgrundt der höl-
len uerliere, ſondern auch der menſchlichen gerechtigkeyt zum
ſchröcklichen ſtrafferempel uerfalle, wie wir der beyſpyl im
letzten krieghe erfaren, wie denn ayn webr von Otting auß
dem Beyerlandt mit namen Henſel Rauſcher, ſich in Hungarn
zu Preßburgk zum Turckhen geſchlagen, jme auff vnd auff
khundſchafft gethan, mit jme ins lager zogen, vnnd wie ehr
ſich uor Wien gelegert, die Turckhiſch ſtreyffent rott an ſich
gehenkht, viel Dörffer vnd menſchen, herauß auff dem lande
verratten, auch ſeyne gethanen Vrgicht nachſelbſt mit dem
ſchwerte gemördt vnd geprennt, der iſt dem Pfalzgraf Frie-
derich verkhundſchafft worden, hat ſeyn Furſtlich genad nach
jme griffen vnnd zu Crembs Vierthayllen laſſen. Dergleichen
ayn burgher und metzker zu Tulln Henſel Fuchs genandt, auff
Beſchehen antzayg zu fenklichem Hafft nemen vnnd bey jme
erfaren, das er gleycher geſtallt den Turckhen veratten, vndt
jn ſunderheyt mit den Thurckhiſchen ſtrayffungen ſein khundt-
ſchafft gemacht, das er die ſtatt Tulln bei nachts wöllen an-
tzünden, ſie jmſelben den Fleckhen vberfallen vnnd Innemen
ſolten, den ſein Furſtlich genaden ſeynem pilligen uerdynen
noch Spyßen laſſen.

Vnnd in ſollchen thun hat auch der genandt Oberſt-Veld-
haubtmann alles geſyndt auff dem platz beym Prediger-Clo-
ſter zu Crembs anfordern vnnd durch ſeinen Secretarien Erasm
Nadler ſchrifftlich uerleſſen, fürhalten und des gotsleſternde,
zu drüncken vnd andere leichtfertigkheit, mit erjnderung, zu was
nachtheyl vns dieſe laſter wider den Vheinde dienten, ernſt-
lich, vnnd zum höchſten bey ſchwerer ſtraff und ungnad

verbietten laſſen. Alſo mag ich euch gleichmalls erjndern, daß wir fleiſſig zu Gott ruffen: Herr du biſt vnſer heylandt, vnſer ſterk, vnſer gewalt, vnſer ſchild, fels vnd höchſte Zuverſicht, laß uns nit in die ſchlingen des Böſen fallen, vnnd behute vns vor leyd und vbermuht. In dich wöll wir hoffen, du wereſt uns bewaren uor all unſere Feindte vnnd allen das vns ſchedlich ſey an ſeel und leyb Amen.“

Höchſt intereſſant iſt auch folgendes Tagebuch eines Wiener Bürgers, welcher während der Belagerung 1529 an der Vertheidigung Theil nahm und den ganzen Gang der Sache mit vieler Treuherzigkeit und auch wohl Freimüthigkeit erzählt. Dieſe Relation iſt aus einem höchſt ſeltenen Original-Manuſkripte genommen und lautet, wie folgt: „Nach eroberung Ofen und anderer Fleckhen iſt alsbaldt darnach ain hauffen über den andern der Türckhen amb 21. tag Septembris anno im 29 Jar hier bey Wien ankhomben, die Stadt hie berennt und beſichtigett, etlich ſcharmitzl mit unß gehalten, unzt ſo lang der Türkhyſche Khayſer aigner Perſon mit Heerskhrafft amb Sonntag den 26 Septembris jüngſt vergangen auch ankhomben iſt, der hatt fünff große vor unerſehene Leger geſchlagen, nämblich: Da Er mitt aigener Perſhon gelegen, das iſt geweſen unter Sanct Marx auf den Rennweg fuer Simmering und ſchier gar gegen Schwechat, ungeferlich anderthalb meillwegs lang in der rundtt gar zun Wienerperg langentt. Das andere Leger nach Länge des Wienerpergs vaſt groß. Das dritt vor dem Purgkthor bey St. Ulrich, da des Zamoſſers Gartten iſt. Das fiert bey Sievering undt dem Gebirg gegen Sanct Veit werz nach undt das fünfft bey dem Waſſerwall oberhalb des Schottenthor, da dann die turkhyſchen Naſſadiſten ſambt andern hauffen gelegen ſeyn. Alſo daß dieſelben fünff

Leger mit andern einſchichtigen Zellen main undt anderer ſchatzung und überſchlahung nach über 40,000 Zellt gehalten haben, dabei die Macht der Türkhen abzunemben undt dieſelben bis in dritthalb hundert thauſennt ſtargkh geſchattzt worden ſeyn, und zuvor dann der Turkh aigner Perſhon hiefuer ankhomben, ſein durch die Kriegsverſtändige alle gebäu undt weren dieſer ſtatt Wien notturfttigkhlich beſiechtigett, befunden undt beſchloſſen worden, den Newgeſchitten Waall der umb alle Vorſtatt gangen undt mit harter mühe undt unkhoſten erbaut worden, zu verlaſſen, wie dann beſchechen und zur ſtundt von ungeferlich vier Tag undt gar bis zu des Turkhyſchen Khayſers Ankhumpft alle Vorſtett herumb abgebrennt worden.

In ſollicher Zeit iſt der lermen allenthalben angangen undt der Türkhen Vortrapp fortt über ſich gerugkhtt, alles verhertt, verbrenntt undt treffentlich viel volkhs von Mann undt Frauenperſonen auch die Khinder gefangen, wie die Türkhen anzaygen bey undt über 30,000 Perſonen allenthalben weggeführt, was nicht gehen muegen, hat mueſſen haar laſſen, undt wie uns anzaygt iſt, ſo haben ſy das landt Oſterreich under der Ens vaſt gar an die Ens alles verhördt, verbrenndt, verwueſtet und geblündert, doch was enhalb der Tanaw gelegen, iſt vaſt gar ſehr unverſehrt geblieben, dann die Türkhen der Tanaw halben amb andern Thaill des Waſſers wenig Schaden thain muegen, doch ſeyn auch die ſtett, ſo hierumb gelegen, außerhalb Pruckh an der leitta vaſt alle unbezbungen undt von den Turkhen unerobert blieben, aber das Gey gar verhördt und verbrennt worden.

Dieweill haben auch die türkhyſchen Naſſadiſten alle Prugkhen an der Tanaw hinnum ausgenomben undt dieſelben all ohne die Schlachtprugkhen bey der Stadt abgeworfen, undt die ſammt dem Tabor verprennt undt uns damit alle

Proviant undt hülff ſo uns zu hetten khomben muegen, abgeſtogkht und mit gewalltigen häuffen die Straße und Päß verlegtt. Undt dieweil Kh. Mayeſtät zur gegenwähr der türkhyſchen Naſſadiſten mit treffentlicher Schifffahrth zeitlich Fuerſehung gethan, vill großer undt khlayner welliſcher ſchiff zuerichten undt mit notturftigen Geſchutz fuerſehen laſſen, ſo iſt uns doch das maiſte, das iſt, das vollkh, dazue gehörig als Galerten undt andere der ſachen erfarne, abgangen, deren wier erſtlichen ſambt ieren Oberſten Herrn Niklaſſen Rauber, der ſie beſtellen ſollen, gewertig geweſen, aber den nie erwartten muegen, undt damit dannoch ſolliche Bereittung der Schiff den Feinden nicht zu Thaill wurden, haben wir die verſengkhen, undt was andre Schiff geweſen, die verbrennen mueſſen, jetzo iſt uns zukhomben, daß obgemelte Galerten allererſt zu Khrembß ankhomben, ſo nahe die ſchiffung darzue ſie beſtellt geweſen, verwueſtet worden ſeynd, aber wo ſie bey rechter Zeit hin ankhomben waren, wollten wir ohne Zweiffel die Prugkhen und den Paaß auf dem Waſſerwall leichtlich erhalten haben, damitt uns hilff, Rettung und proſiant hette muegen zukhomben, das durch langßambkheitt vielleicht verweillt undt verſaumbt worden iſt, undt wir alſo gar khaine pottſchaft weder ain noch aus zu Kh. Mayeſtät gehaben muegen, wiewoll uns underwaillen troſtbrieff zukhomben ſeyn, inhaltendt vill Rettung, ſollten wier uns aber darauf verlaſſen, hetten wir nicht wollgethan.

Die Burger obbemellter ſtatt Prugkh an der Leitta haben ſich dem Turkhyſchen Khayſer ergeben, darauff der Khayſer iere Ambaſſaten mit Ehrklaydern von Sammet begabrt undt ſie damit vor allen ſeinen vollgkh unbeläſtigtt gelaſſen, nachdem aber der Türgkh dieſe ſtatt Wien mit ſchlechten Ehren verlaſſen, hallt ich endlich dafuer, die gedachten Burger ſambt

anderen, ſo in ſeiner Podeſtat ſeyn, mueſſen das enttgellten und den Sammet woll bezallen.

In des Türgkhen Herauffeylen hat Er ſich vor Altenburg das ſchloß gelegert, das dann mit 3000 Pehemb beſetzt geweſen iſt, undt das auffgefodert und deßhalb ohne alle Nottdurft durch Pehemb undt unſer haubtleuth kleinmuettigkeit und verzagheit ungedacht ierer Ehren aingenomben, dieſelben Pehemb undt Merher ieres lebens geſichert und die mitt inen biß hieher fuer die ſtatt gebracht, in mainung die farten an ier gewarſamb zu beleiten, wie dann vielleicht beſchehen iſt; undt hat unß gedachter türkhyſcher Khayſer einen derſelben Pehemb, ſo zu Altenburg in der Beſatzung gelegen, bey unß haben wollen, ſowoll er unß die all überliefern. Darauf mit denſelben Pehemiſchen Ambaſſaten ſambt zbeyen gefangenen Türgkhen wiederumb in das Türghyſche Lager zumb Khayſer mit dieſer Antwort abgefertigtt, daß wir zuvor hierinnen in der Statt nur zu vill Vollgkhs hetten, undt der Pehemb gar nicht bedurfften, ſonder Er möcht mitt denſelbigen nach Gelegenheit ierer Handlung und ſeines zueſagens woll handlen undt verfaren undt haben derbey jedweder Turgkhen, die wir hinausgeſchickht, zben ungariſche Dukaten geben. Dann alß der Turkh erſtlich die Statt berennt, haben wir ain Hauſen Reutter zumb ſcharmittzl hinaus wieder ſie gelaſſen undt wir darumb ain ziemliche ſchraffen *) undt nit wenige ſchregken, daran das meiſte gelegen iſt, genomben.

Haben die Türgkhen unſerer Reutter, darunter des Grafen Hanßen von Hartegg Fehndrich **) untergangen, ettliche gefangen und unß dieſelben wiederumb doch außer des

*) So viel als Schlappe.

**) Nämlich der Fähnrich oder Cornet Chriſtoph von Zedlitz.

Fehnrichs hereingeſchikkt, und ainem jeden zben türkhyſche Dukatten geben, mit dieſer Vertroſtung, daß unß dieſelben Reutter anzaygen ſollen, ſo fern wir ienen die Statt übergebend, ſo wollte er vorrukhen undt weder Er noch ſein volgkh hereinkhomben, ſondern den Khonig ſuchen, wo nicht ſo wollt Er alßdann amb dritten tag, das iſt, an Mittwoch Michaelis, das Fruemall hierinnen eſſen undt das khind im Muetterleib verwueſten, undt gar übl mit unß faren; aber die Antwort haben wir in der Feder ſtegkhen laſſen und unß zur gegenwer gerueſt. Der gemellt Türkh hätt ſich ſonſten zbiſchen Altenburg undt hie wenig Fleckhen zu erobern unterwunden, ſondern ſtrags hierher geeylt, beſorgnett unſere beſamblung und zuſambenkhunfft, die er unß dann unterkhomben, und das loch verennt hat.

Deßgleichen hat er Preßburgk Schloß und Statt wenig angefochten, denn dasſelbige ſchloß mit 600 knechten undt mit Wolfgang Eder alß haubtmam undt die Stadt mit 3000 Vehemb beſetzt geweſen, dasſelbige volgkh hatt den Türgkhen an ſeiner ſchifffahrt, ſonderlich den Naſſadiſten großen Überdrang undt abbruch zuegefuegt, und als ſich der Türgkh hiefuer gelegert, hat er zu ſtunden die vorſtatt allein vor dem Khernerthor mit ſeinen Janitſcharen und Pixenſchützen mit den halben hägkhen eingenomben undt ſich under die verbrunnenen öden gemäuer mit ieren Handtrohren gelegt undt damit ſo ein unchriſtlich ſchießen bey tag und nacht getrieben undt ſo viel gewehrett, daß ſich die unßeren auf dem Gemäuer fuer die Zinnen nicht wol blickhen duerfften, und unß damit vil Schadens zuegefügt und unter demſelbigen Dunſt undt hall des großen Schießens haben die Türgkhen angefangen, durch und zue den Stattgraben gegen den Khernerthurn, worauf drey guette Puexen gelegen, undt zu dem Gemeuer da zunechſt der-

bey auch zu der Purgkh zu graben in maynung und fuernemben, dieſelben Gemäuer undt thuern zu zerſprengen, wie er dann zum thaill gethan undt ihme durch unſer hefftig gegengraben nicht alles gewerrt hat muegen werden. Doch haben wir den Thuern und Purgkh mit gegengraben erhalten undt ienen die Gebeu antroffen undt ſie davon getrieben.

Aber amb 9 tag gegenwärtiges Monats Octobris amb Samſtag hat der türkh an den platz neben dem Khernerthuern *) bei St. Clara unß zbey große Loch an der maur geſprengt, jedes bey 12 Khlaffter, die maur wegkhgenomben undt unſere Knecht, ſo auff denſelben theillen der Maur geſtanden ettlich in Springen verfelt und verſchütt, undt ſein doch under den ſo mit der Maur in Graben gefallen und geſprengt worden bei vier Perſhonen wiederum unverſert hereingelofen, darauff zu Stundten der feint den Sturmb gewälltigklich angelofen, aber durch die greßliche gegenwer balt wiederumb zurügkh trieben worden, darob die feinth zimblich großen Schaden empfangen undt wo ſie lengeren ſtantt gettan ein unſaubere Khlappen erlitten haben. Nach ſolchem ſprengen ſein ſie an anderen orth des Khernerthuerns mit dem graben gegen dem gemeuer verfaren undt damit amb Monntag den aintliſten Octobris fertig worden. Amb ſelben orth das gemeuer auch geſprengt, den ſturmb auch von ſtundt an angelofen undt wiederumb wie vor ſäuberlich durch die unſern abgefertigt worden, mit mereren ſchaden der irigen, dann am vorigen ſturmb beſchehen, denn ſie daſelbſt zu etlich malen alleweg mit geravten **) hauffen geloffen, an einander geſetzt aber doch nicht lang ſtannt gehalten.

---

*) Der jetzige Bürgerſpitalsplatz vom neuen Kärnthnerthor herein.

**) So viel als zuſammengerafften, zuſammengetriebenen.

An denſelben ſturmb iſt auch ein junger Graff von Ottting ſo undter den landtkhnechten gelegen, durch unſer aigne faierwerg, daß wier under die feint werffen wollen, ſer verbrennt worden, doch ſo iſt Er mit dem leben davon khomben. Undt am Erichtag vor St. Collmannstag haben die feint nebenjetzt bemellten orth abermalß geſprengt, den Sturm darauf angeloffen, aber auch nicht lang Standt gethan. Am Mittwoch Collmani haben die Türkhen underhalb der Khernerthuerns ain groß loch dergleichen bald bey den obern zbeien löchern bei St. Clara oberhalb des Khernerthor die maur weghgeſprenkht undt unter ſelben ſprengen ſein abermalß etlich Khnecht, ſo mit der Maur in den Graben gefallen, wiederumb herein geloffen die feint aber an beyden Endten angeloffen mit wenig volgkhs und zu ſtundt wiederumb zurückgewichen. Undt dieweil den die Maur zu beiden Thaillen dermaſſen beraumt undt nieder geworfen worden, das der Türgkh mit guetter braitter ordnung den ſturmb hätt muegen lauffen, hat ſich der türckhyſche Khayſer endtſchloſſen gehabtt, am Donnerstag d. i. amb 14. tag Octobris mit aller macht allendthalben an die ſtatt zu ſturmen, undt ſo vil volkhs an die Statt verordtnen, das wir der groſſen menig halber khain überſchlahen muegen thain, wie vill deren beyläuffig geweſen ſein undt als ſie der ſtatt genähert haben wier ienen mit unſern größeren Geſchütz zugeſprochen, daß ſie ſonderlich auf der vorigen Saladt undt abfertigung wenig luſt zu ſturmen gehabt haben, derohalben viel zu Roß mit bloſſen Sablen und Prügelln undter den hauffen geſtanden und dieſelben angetrüben, aber ſie haben kurtz den furen nit wollen beißen, denn ſobald ein oder zben hauffen angezogen, ſo ſein die anderen wiederumb zurugkh durch die Weingarten ausgeweſt, das ain guette lange Zeit gewehrett

aber alles nicht helffen wöllen, biß ſo lange ſie alle wiederumb abgezogen ſeynd.

Da nuhn der Türkhyſch Khayſer den Haſenmudt, Zaghaidt under ſeinem volgkh erſehen die Kälte und wintter angangen, die Janitſcharen undt andere ſein beßtes Kriegsvolgkh unwillig worden und khurtz nicht lenger bleiben wollen, hat ſich der guett Türgkh bagkhen mueſſen undt mit ſeiner eignen perſohn amb Donnerstag nachts ungefehrlich umb neun ur mit ſeinem lager auffgebrogkchen undt alſo fuer und fuer ain Legr nach dem andern verugkht, bis geſtern frue des letzten Baßa der Ibraim undt der Baßa aus Boſſen (Bosnien) auch abzogen ſeynd. Wellichen Weg aber der Türkh heimb nemen wird, iſt mir nicht wiſſent, doch ſo ſagen die Türkhen, die wir jetzt täglich auff khlauben, der türkhyſch Khayſer werde zu Ofen über die Prugkhen und denſelben endten anhaimb ziehen, gleichwoll iſt auch zu vermuetten, daß ein ſtargkher haufen ſonderlich die Bosner ieren Weg durch windtiſch lannt oder Steyermargkhtt nemben werden. Alle gefangenen Turgkhen bekennen auch, daß der Januſchwaida*) zu Ofen liegt, doch mit Türkhen woll behuett, alſo daß er on ier verwiſſen nichte handlen, noch fuernemben darf, auch nicht woll abziehen mag.

In obbemellter zeith gleich vor das Sprengen undt Sturmbs iſt durch unßer volgkh in die vorſtatt hierumb, die verprennit ſein, ein Ausfall beſchehen, der Mainung, die Turkhen mit den Handtrohren, ſo under denen öden Gemeuern gelegen ſeyn, zu überfallen, aber ſie ſeyn dermaſſen verpollwercht undt mit Gräben verſehen geweſt, das wier inen wenig abbruch thuen muegen, ſondern ſie haben hefftig under die

*) So wurde damals allgemein Johann von Zapolya genannt.

unſern geſchoſſen, viel beſchättigtt undt under andern Haubtmann Wolf Hagen und ain yungen ſtainpeiß erſchoſſen, deren Seelen gott gnädig ſey. Alſo haben die unſrn vaſt mit gleichen ſchaden den Feinten abziehen mueſſen, undt unß auß der Maur gewerett, aber khain Mann lebt dieſer Zeit, der von Handtrohren hefftigen unmenſchlichen ſchießen tag undt nacht on Underlaß erhörett hatt.

Sonſt haben ſie khain groß Geſchütz, dann Falkhanner undt Falkhanettl, damit auff die maur undt henßer, allein dieweil ienen das Graben am Khernerthuern gefällt, haben ſie ain große Haubttſtugkh ſo ain großen Stain geſchoſſen, auff denſelbigen Thuern gericht, undt damit die Zinnen und anzeſchitte Waſſer all wegkhgenomben undt wirß mit ſtärkherem Pollwerg fuerkhomben, da haben ſie den abendt, als ſie darauff weggezohen, die Pueren weggefuert und irre Schanz verbrennt.

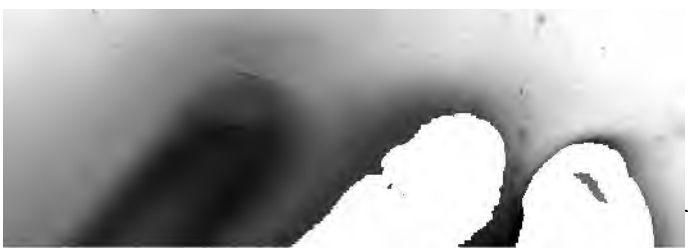
Amb Samſtag den 16. Octobris hat der Imbrain Baßa, der noch mit ſeinem hör nicht auffgebrochen, ain Schreiben herein in italieniſcher ſprache gethan, des Inhalts, daß hätte der turkhyſche Khayſer vermeint, die K. May. allhir zu ergreiffen undt nicht anders gewuſt, dann iro K. M. wäre auch hier immer bey uns dieweil Er aber erwiedert daß iro K. M. anderſt wo wäre, hett er auch ſeinen abzug genomben, denn ſeine Mainung nicht geweſt, gegen unß in abweſen K. May. zu verfaren, hatt er ſich auch gentzlich verſehen, K. Mayeſtät ſolle ime in der Zeith dieweill Er hiervor gelegen ain Schlacht geliefert haben, derhalben ſie dann gar von der Turkhey angezogen undt mit großer Begierd darauff gewardt haben undt mit ſollichem Schreiben hat er obgemellten des Graffen Hanßen Fehndrich Friedrich Zettlitz genannt, frey, ledig mit ſammt unſerer Reitter einen herein geſchigkht, undt ienen zbey gemaſirte ſeiden rögkh auff turkhyſche Manier gegeben, endtgegen ha-

ben wir auch ain Türckhen, ſo ein Edelmann (?) geweſt, undt noch ain Türkhen mitt ine hinauß geſchickht undt auch freygelaſſen, undt inen ſechs Gulden rheiniſch der Müntz des neuen ſchlags, in ierigen Beſatzung gegeben; und ienen befolchen, den Imbrain Baßa anzuzaygen; diweil er unß ainen Edelmann und ainen Khnecht ledig gelaſſen, das wier zu gleicher Weis ainen Edelmann und Khnecht wiederumb zuſchickhen, und ob er mer gefangene Chriſten habe, ſo wölten wir allweger gegen denſelben, nach Gelegenheitt jedes Gegenſtandts ain Turkhen ledig laſſen, mit dieſen anhang, wiewoll er unß ſonſten mit dreyen Perſhonen, die nicht Kriegsleuth, ſondern droßer *) geweſen, hereingeſchickht undt ſonſt khainen Gefangenen mehr hat undt wier ſollen Im dagegen ander alle gefangene Türkhen herausgeben undt nach unſerm Willen frey undt ſicher in irren Lager auß undt ainwandelln, on nennigkhlichs Irrung oder Beſorgniß änliches ſchadens, ſo werden doch obbemelte 3 droßer nach irem verdienen belnett. Das iſt darum beſchehen, nachdem der Imbrain Baßa denſelben dreyen unachtſamen perſonen etlich geld geſchenkht, hat unß geſchwänd **) ſolliches wer nit umbſonſt beſchehen undt unß Urſach gegeben, dießelben droßen gefangkhlich anzunemben, undt feren dann auf irren Ayd zu fragen, wie dann beſchehen iſt, undt darauf einhelliglich bekennt, daß ienen ſolches Geld darumber gegeben worden ſey, daß ſie die ſtatt anzündten und verprennen ſollten.

Hierauf ſeyn ſie alle drey Sonntags vergangen, gevierdaillt worden und damit irren verdienten Lon empfahen. Ver-

*) Troßleute, vom Troße des Heeres.

**) Von dem alten bezeichnenden Ausdrucke ſchwanen, wofür wir jetzt das doppeldeutige Ahnen gebrauchen.



ner zaygen alle Gefangene an, die unſeren undt die Turkhen, daß der Turkhyſche Khayſer under den Gemeuer ſein volgkh für geben laſſen, wie das wir ime von der hiigen (hieſigen) ſtatt und lannbt wegen Tribut zu geben zuegeſagt, derohalben undt dieweil K. May. aigner Perſhon zu der Schlacht nicht vorhanden geweſt, hab er allſo ſeinen Abzug von dannen genomben und ſich mit dem Tribut contentiren laſſen.

Under andern haben wir auch amb 1. als ſich die thurkhyſchen Vierenſchutzen vor das Khernerthor in die öden Gemeuer gelagert, mit zbayen fendlen Khnechten, darunter auch Spanier geweſend ain Ausfall under ſie gethan und der Feint viel erlegt, darunter der Janitſcharen oberſter Hauptmann und ſonſt noch andere etlich gewaldtige Hanſen von Türckhen zu Grundt gegangen; aber der unſern iſt ſicher khainer blieben, außer ainß Fendrich, der iſt geſchoſſen worden und ſolchs ſchuß darnach herinnen geſtorben, denn ſo haben die Turkhen vaſt alle weingartten, ſonderlich die in der Eben umb gelegen ſein verwueſt undt ſehr viel Reben abgeſchnitten, Päuſch daraus gemacht, damit ſie zumb Sturmb den Graben hetten muegen füllen, aber doch der wenige Theill in Graben khomben, ſonder im Fellt liegendt blieben. Ich gedenkh aber, wo die Khällten nicht ſo gähling angefallen wär, die den Türkhen zum Abzug gebracht, wir hetten ein große strapa di corda überſtehen mueſſen, daß aber alles der allmechtig fuerkhommen hat, allein iſt zu erbarmen, daß wier den Türkhen auf den unſäglichen ſchaden und ſpott, ſo er unß mit verderbung des landt und Verhörung und Ermörbung ſo vieler chriſtlichen Menſchen zuegefuegtt, als frey abziehen mueſſen laſſen undt hett gott nicht das beſt an uns gethan, daß wir den Turkhen die ſtatt vorgehallten ſo wurden die, ſo villeicht an der chriſtlichen hellf und rettung urſachen, undt hierinnen ſo khlain-

muettig und untreuw gewesen seynd, nemblich die im reich seine Macht voll empfunden haben.

Wier so hierinnen liegen undt allenthalben nicht 17,000 Perſhonen, darüber aber Philipp Pfalzgraff, Niclas Graff zu Salmß, Wilhelm Freyherr zu Roggendorff und Wallenburg, Obriſter Velltmarſchall, Liechart der jünger Freyherr von Vels, Herr Cyttleb von Peiſchach, Herr Hannß Khazianer und Herr Niclas von Thuern, alle drei Ritter ſtarkh geweſen, haben die Turkhen unſagliche Machtt mit der Schlacht oder nachreiſen nicht begeren duerffen, und verhoffen alſo dieſen Wintter ſovor (ſofern) die orth und Flegkhen beſetzt werden, vor der Turkhiſchen Machtt ainen Fried zu haben, darumben ſich menniglich auch zukünftigen Sommer zumb Widerſtantt der Turkhen woll hat zu verſehen und zuerichten, dann khombt der Turkh wiederumb mit ſollicher macht, als vorſehentlich iſt undt wier mit unßer hellf und gegenwer wiederumb ſo laſſig ſeyn werden, ſo will ich um meinethalben, nach vermögend der Prophezeyung, die lang geweſen, den Paaß und Straß frey bis Khöln geben, das aber der Allmechtig verhueten und verkhomben wölle.

Postscripta. Sein anheutt dato etlicher unßer gerüſter und geringer Pfärdt hinaus gefallen und ſich auff zhu ſtraſſen, nemblich die geringer Pfärdt über den wienerperg, undt die geruſten auff ſchwadorff orrts gegen die Turkhen, ſo ſich mit dem Sakhman verſaumbt, auffzukhlauben, alſo ſain unßer geringe Pfärdt an ain merere Anzall Türkhen viell gefangen gefuert undt allß die Türkhen der unßern anſichtig wurden und erkennt haben ſie zu ſtundten angefangen, dieſelben gefangenen Chriſten niederzuhagkhen, indem haben unſere Huſſaren in ſie geſetzt und die vaſt gar erlegt, alſo daß von ſiebentzig

nicht ſechs davon khomben ſeyn. Aber an die gerüſten Pfärdt iſt dieſer Rott niemand an das Nächtreiben, darin nicht über zbantzig Pfärdt geweſen, bis in viertzig Turkhen getroffen, allß da haben die unſern, dabey Herr Hannß Khatzianer geweſen, die Turkhen in die Flucht gebracht, undt der ettlich erſchoſſen, darunter auch Herr Wilhelm von Hermſtain (Herberſtein) ein Armb abgefallen und ſonſten der unſern mehr ainer blieben unßer gereißiger Zueg iſt zuvor aller in die zbantzig Pfärdt hereingeritten.

Dattum Wienn am 19. Octobris im 1529 Jar.

Der Einzug des Erzherzogs Maximilian und der erſte Elephant in Wien.

Ein Freudentag für Wien war der 14. April 1552. An dieſem Tage ſollte der erſtgeborne Sohn Kaiſers Ferdinand I., Prinz Maximilian (nachmals als Kaiſer II.) nach ſeinem langjährigen Aufenthalte in Spanien, ſeinem Geburtslande, mit ſeiner neu angetrauten Gemahlin Maria, der Tochter des Kaiſers Karl V., ſeines Oheims, zum erſten Male in Wien eintreffen und fürderhin daſelbſt ſeinen bleibenden Aufenthalt nehmen. Es war aber dieſer Prinz, in der Folge einer der aufgeklärteſten und vortrefflichſten Regenten, ſchon in früheſter Jugend ſeiner ſchönen Geſtalt, ſeiner edlen Eigenſchaften und ſeiner Ritterlichkeit wegen allgemein beliebt, und man freute ſich um ſo mehr auf ſeine Ankunft, da er kurz vorher in Spanien das bekannte gefährliche Abenteuer beſtanden hatte, welches man in neuerer Zeit oft genug im Gedicht und auf dem Theater dargeſtellt, aber dabei immer

geſchichtsunkundig auf ſeinen ritterlichen Ahn, den herrlichen Maximilian I. bezogen hat *).

Der Prinz hatte ſich nämlich im September 1550 auf einer Jagd im Walde bei Granada in dunkler Nacht verirrt und vermochte nicht mehr zu ſeinem Jagdgefolge zu gelangen. Nach vielem Umherirren fand er eine einſame Hütte und daſelbſt bei den Bewohnern willkommenen Unterſtand. Er war aber in eine Mörderhöhle gerathen und ſollte im Schlafe ermordet und beraubt werden. Nur eine junge Frau, die für den ſchönen und edlen Jüngling Mitleid fühlte, machte ihn auf die Gefahr aufmerkſam, ſo daß er wach blieb und den Frevlern, als ſie ihre blutige That ausführen wollten, mit dem Degen in der Hand und mit gezogenem Rohre männlich entgegen trat. Er feuerte ſein Rohr ab, tödtete den erſten Eindringenden und vertheidigte ſich mit ſeinem Schwerte auf das Heldenmüthigſte gegen die Übrigen. Doch aber würde er in die Länge vielleicht dem Andrange der Menge unterlegen ſeyn, hätte nicht der Knall des Schuſſes mehre Bauern herbeigeführt, von denen er zwar mit Gewalt, da er einige Perſonen getödtet hatte, in das nächſte Dorf abgeführt wurde, wo er jedoch ſein ihn ängſtlich ſuchendes Gefolge traf, wodurch er endlich befreit wurde und worauf die Übelthäter ihren gebührenden Lohn empfingen.

Man hatte ſich in Wien viel von den Koſtbarkeiten, Schätzen, wunderſamen Producten und ſeltenen Thieren des fernen Indiens (Amerika) zu erzählen gewußt, welche der Prinz als

*) So z. B. trägt der Held in dem bekannten Nachtlager von Granada alle Attribute jenes großen Kaiſers und ſpricht ganz gemüthlich und mit erbaulicher Verwechslung der Umſtände von ſeinem guten Schwerte. — Theuerdank.

Geſchenke des Königs Philipp II. aus Spanien mitbringen würde und es wurden ſo außerordentliche Anſtalten zu dem Empfange des fürſtlichen Paares getroffen, daß man deſſen Ankunft mit freudiger Ungeduld und Neugierde entgegen ſah.

Schon früher waren das alte Zeughaus und die ehemaligen Stallgebäude links unterhalb der kaiſerl. Burg abgebrochen und an deren Stelle ein ſtattliches Gebäude aufgeführt worden, das davon noch heutigen Tags den Namen „Stallburg“ trägt. Denn zu jener Zeit bot die kaiſerliche Burg noch nicht ſo viel Raum, um zwei glänzende Hofhaltungen aufnehmen zu können. Sie bildete ein regelmäßiges Viereck mit ſtarken Eckthürmen; die Hauptfaçade war der alterthümliche, ſchon von dem glorreichen Leopold von Babenberg gebaute, von Kaiſer Ferdinand I. erneuerte Theil, in der Folge Schweizerhof (der hier Wache haltenden Schweizergarde wegen) genannt, die übrigen Seitengebäude waren der Hofcapelle und der Hofwirthſchaft gewidmet. Von den Gebäuden, welche heut zu Tage zu drei Seiten den inneren Burg- oder Franzensplatz umgeben, war außer dem damals iſolirt ſtehenden Cillyerhofe (ſpäter Amalienhof), keine Spur zu finden und dieſelben wurden erſt ſpäter durch die Kaiſer Leopold I. und Karl VI. hergeſtellt.

Die vordere Seite der Burg war auf das Prachtvollſte zum Empfange des hohen Paares geſchmückt. Eine große Gallerie war zu beiden Seiten des ſchönen Portales errichtet, von deren verſchiedenen Abtheilungen reichgeſtickte Teppiche herabhingen, über welche ſich maleriſch Blumenguirlanden zogen. Die oberſte Abtheilung war von der kaiſerlichen Muſikbande beſetzt, die in ihrer hellen, weiten, reich mit Gold geſtickten Kleidung und den nach damaliger Art ziemlich großen, von hellem Meſſing glänzenden Inſtrumenten einen erfreulichen und impoſanten Anblick gewährte. Drei herrliche Triumph-

pforten waren an verſchiedenen Theilen der Stadt errichtet und vom früheſten Morgen an drängte ſich eine unzählige Menſchenmenge durch die Gaſſen und Gäßlein von Wien. Alſo waren auch die verſchiedenartigſten und wunderlichſten Trachten aller Stände und Nationen hier zu erblicken. Dort ſah man Scharen von Bauern in ihren groben, weiten Jacken, kurzen Hoſen, blauen Strümpfen, plumpen Schuhen und breiten Kremphüten; die dicken, langen, etwas geringelten Haare bis auf die Schultern fallend. Die ehrſamen Bürger und Zunftgenoſſen ließen ſich ſtattlich in faltigen ſchwarzen oder dunkelgrauen Niederkleidern, Wämſern mit ſchmalem Gürtel und dunklen, kurzen Mänteln ſehen. Ihre Kopfbedeckung war gewöhnlich ein faltiges Barett, oft auch eine Art ungariſcher Mütze, welche ſich ſeit den Zeiten Königs Mathias in Wien ziemlich einheimiſch gemacht hatte. Wer nur immer ſtädtiſchen Rang, irgend Auszeichnung oder Vermögen beſaß, trug einen kurzen, quer vorgeſteckten Degen. Die Tracht der höheren Stände näherte ſich noch ziemlich jenen maleriſchen der Ritterzeit; die Unterkleidung war gebauſcht und geſchlitzt, der Mantel von hellem Seidenſtoffe mit Silber- oder Goldborten beſetzt, das Barett zierte eine Schwungfeder, die Schuhe, wie die ganze Kleidung, waren von lichter Farbe, erſtere vorne zierlich gebauſcht. Mitten unter den verſchiedenen Gruppen ſah man auch Armenier, Raizen und Ungarn in ihrer halborientaliſchen Kleidung. Schüchtern ſchlichen auch Juden in ihrer characteriſtiſchen Tracht, mit dem damals gebotenen Abzeichen eines gelben Flecks auf der linken Bruſt, umher.

Endlich tönte nach mehrſtündigem, ſehnſuchtsvollen Harren gegen zwei Uhr Nachmittags der erſte Kanonenſchuß von der Kärnthnerbaſtion, dem bald mehre folgten, die Ankunft des hohen Paares anzeigend. Alles ſtrömte nun gegen die ſtei-

nene Brücke zu, den Prinzen und ſeine holde Gemahlin mit lautem Jubel zu empfangen. Doch nicht der achtſpännige reiche vergoldete Wagen, in welchem das fürſtliche Paar im köſtlichem Schmucke ſaß und freundlich die Menge begrüßte; nicht die ſeltſame Pracht des Zuges, die glänzenden Gaben aus dem fernen Indien, die offen zur Schau getragen wurden, kaum die fremdartigen Thiere mancherlei Art, die von ſonderbar ausſehenden kupferfarbigen Menſchen geführt wurden; ja ſelbſt nicht die ſchönen indianiſchen Raben *) mit ihrem bunt glänzenden Gefieder und wunderlichen Gekrächze, konnte die zu jeder Zeit ſo ſchauluſtige Menge auf mehr als Augenblicke feſſeln, als ſich über die ſteinene Brücke her ein ſeltſames Ungethüm zwiſchen bewaffneten Hütern daher ſchob, ſchwarz und ſchwerfällig, mit langgeſtreckter gräulicher Naſe, weit hinaufgekrümmten ungeheuern, aber in blendender Weiße glänzenden Hauern, von rieſiger, unheimlicher Geſtalt. Beſtürzt drängte ſich die Menge zurück, in unbedachter Angſt vermeinend, der Prinz habe ein furchtbares Ungeheuer mit ſich gebracht, das ſie nach Gefallen verſchlingen könne. Schon drohte die Unordnung gefährlich zu werden. Eines ſtürzte in unnennbarem Schrecken über das Andere und ein lautes Geſchrei erhob ſich; da bemühten ſich jedoch einige gelehrte Herren den Tumult durch die laute Erklärung zu beſchwichtigen, es ſei dieſes Unthier keineswegs gefährlich, ſondern der berühmte **Elephas – Elephantis**, im Reiche Afrika und Aſia heimiſch, das der Prinz aus Hiſpanien mit ſich genommen und dadurch allen Freunden der natürlichen Wiſſenſchaft einen namhaften Dienſt erwieſen. Erſt aber als ſich dieſe Herren und mehre aus des Prinzen Gefolge dem vermeintlichen Ungethüme ge-

*) So wurden in früherer Zeit die Papageien genannt.

nähert und es ſelbſt ungeſtraft betaſtet hatten, verlor ſich allmälig die Furcht des Volkes und allgemach bildete ſich ein großer, aber, aus noch nicht überwundener Scheu, ziemlich weiter Kreis, das ſeltſame Wundergebäude des Rieſenthieres anzuſtaunen, welches auch von dem freundlichen Prinzen durch längere Zeit ihren neugierigen Blicken Preis gegeben wurde. — Endlich aber ward es einſtweilen in eine große Scheune in der Schebenzerlucken einquartirt, bis ihm eine bequeme Wohnung in der damaligen kaiſerlichen Menagerie in dem Luſtſchloſſe „das Neugebäude“ genannt, außer der St. Marxerlinie angewieſen werden konnte, woſelbſt es durch lange Zeit allſonntäglich noch von neugierigen Beſchauern wimmelte.

Als aber der Prinz mit ſeiner Gemahlin in ihre Burg eingezogen waren und dem Kaiſer ihre Huldigung dargebracht hatten, begannen die glänzenden Feſte zur Feier ihrer Ankunft mit Aufzügen, Freudenfeuern, Beleuchtungen, ſchallender Muſik, prachtvollen Feſtſpielen, Ringelrennen und fröhlichen Tänzen, ſo daß man ſich in Wien lange vorher und darnach keiner ſolchen Pracht und ſolch fröhlichen Jubels erinnern konnte. Unter andern herrlichen Bezeigungen der allgemeinen Freude wurde auch der große Stephansthurm von unten bis auf die Spitze hinauf ſehr kunſtreich mit unzähligen Lampen beleuchtet, ſo daß er fernhin als feuriges Freudenzeichen ſtrahlte. Dieſe großartige, aber freilich ſehr mühevolle und koſtſpielige Beleuchtung blieb in Wien einzig in ihrer Art, da ſie bei keiner Gelegenheit mehr wiederholt wurde.

Ein anderes außerordentliches Schauſpiel in ſeiner Art hatte jedoch bei Gelegenheit des Einzugs Kaiſer Maximilian II. nach ſeiner Kaiſerkrönung 1563 Statt. Nebſt vielen Feierlichkeiten, Beleuchtungen und Triumphpforten, flog im Augenblick, als der Kaiſer im prachtvollen Zuge die St. Stephans-

Kirche betrat, ein koloſſaler, künſtlich verfertigter Adler durch ſinnreiche Maſchinerie von der Spitze des St. Stephansthurmes, woſelbſt ein kühner Kriegsmann das Banner mit dem öſterreichiſchen Wappen ſchwang, auf die Plateform des unausgebauten Thurmes herab. Die nähere Beſchreibung aller dieſer Feierlichkeiten, welche ich einer höchſt ſeltenen Broſchure entlehne, die ſich in der reichen Sammlung des k. k. Herrn Oberſt von Hauslab befindet, folgt in dem Artikel: Feſtlichkeiten zu Wien in älteren Zeiten.

Genügender Beweis der großen Senſation, welche die Ankunft des erſten Elephanten in Wien machte, iſt der Umſtand, daß derſelbe an der Seitenwand des Eckhauſes vom Graben gegen den Stockimeiſenplatz, das noch heute zum Elephanten genannt wird *), zum immerwährenden Gedächtniſſe in Lebensgröße abgebildet wurde. Zuerſt war dieſe Abbildung von Sandſtein in Basrelief und unter demſelben war folgende Inſchrift in lateiniſcher und deutſcher Sprache angebracht:

Sincera Pictura Elephantis, quem Serenissimus Rex Maximilianus
Primo Viennae Spectandum exhibuit Mense Aprili
Anno MDLII.

Dieſes Thier heißt ein Elephant,
Welches iſt weit und breit bekannt,
Seine gantze Gröſs, alſo Geſtallt,
Iſt hier gar fleiſſig abgemallt,
Wie der König Maximilian
Aus Hiſpanien hat bringen lan
Im Monat Aprilis fürwar
Als man zelt 1552 Jar.

Unten wurde ſpäter dazu gefügt:

Renovatum etc. A. Chr. MDCCXXVII.

*) Obwohl es den Hausſchild „zur Krone“ trägt.

Im letzterwähnten Jahre 1727 war nämlich das Basrelief ſchon ſo verwittert und undeutlich geworden, daß man es ganz weg nahm und an derſelben Stelle ein gleich großes Gemälde anbrachte, welches in alten Anſichten, z. B. in denen von Pfeffel, Fiſcher von Erlach, in den Beſchreibungen der Krönungszüge Joſeph I., Karls VI. und Maria Thereſien's noch zu ſehen iſt. Erſt 1789 wurde bei einem neuen Baue dieſes Gemälde übertüncht und nicht wieder hergeſtellt.

Der ſeltſame Wettritt von Wiener-Neuſtadt nach Wien.

Unſere gegenwärtige Zeit hat es freilich im Techniſchen und Mechaniſchen ſo unendlich weit gebracht, daß ſich wohl Alle, welche ſich für dieſe Fortſchritte ganz beſonders intereſſiren, leicht einen Zeitpunct denken können, in welchem nicht allein Alles durch, ſondern auch für Maſchinen gewirkt wird, ja wo es auf der Erde weit belebter Oberfläche nichts mehr Entbehrliches und Überflüßiges geben werde — als eben nur das Belebte ſelbſt. Aber auch unſere Voreltern waren nicht ſo ganz und gar verlaſſen und bloß auf das Reelle beſchränkt, als daß ſie nicht wenigſtens einen Vorgeſchmack der heutigen techniſchen Paradiesſeligkeit gehabt hätten.

Ja in manchen Zweigen der heutigen Dampf- und Maſchinenwelt war die Sache ſchon ganz da, wie ſie ſollte, nur allein noch die praktiſche Anwendung fehlte, in welcher wir es freilich jetzt faſt zum ſchwindelnden Culminationspuncte gebracht haben.

So leſen wir z. B. in den intereſſanten und ſchon höchſt ſelten gewordenen „Wiener Merkwürdigkeiten,“ die 1720 bis

etwa 1722 in Octavheften, mit ſchönen Kupferbeigaben geziert, herauskamen, daß ſchon damals im fürſtl. Schwarzenberg'ſchen Gartengebäude am Rennwege eine ſonderbar conſtruirte Maſchine aufgeſtellt geweſen ſey, die blos durch die Kraft des Waſſerdampfes in Bewegung geſetzt wurde, alſo lange vorher, ehe es den Engländern Watt und Fulton einfiel, die alte Erfindung wieder aufzunehmen und praktiſch auszuführen; eine Ehre, welche die gutmüthigen Deutſchen, ſich mit der Erfindung begnügend, immer gerne anderen Nationen überlaſſen.

Durch die gegenwärtige Überflügelung aller Straßen und Wege mit Dampfmaſchinen aber ſchien nun die Zeit gekommen, in welcher die ſeit Jahrtauſenden dem Dienſte der Menſchen gewidmeten und geopferten Pferde ſich endlich des wohlverdienten Ruheſtandes erfreuen dürften, — wären nicht wieder der erfindungsreiche Eigennutz und die Eitelkeit der Menſchen entgegen getreten, welche die Exiſtenz dieſer nützlichen Hausthiere, da ſie nun einmal da ſind, beſſer zu nutzen wiſſen, als ſie einem zweckloſen Nichtsthun zu überlaſſen, zu deſſen Genuße nur die edelſten unter den edleren Weſen berechtigt ſind.

Erſterer, der Eigennutz nämlich, erweckte daher die ganz neue Race der Hippophagen oder Pferdefleiſcheſſer mitten im civiliſirteſten Europa, und ſtellte den Lehrſatz feſt, daß man den Pferden nicht nur Hafer geben, ſondern ſie ſelbſt verſpeiſen könne, nachdem ſie natürlich die gehörigen Dienſte geleiſtet, wodurch ſich allerdings zwiſchen dieſen und anderen Locomotiven ein bedeutender Unterſchied und vielleicht nicht zum Nachtheile der erſteren herausſtellt.

In Hinſicht auf menſchliche Eitelkeit aber möchte die Exiſtenz dieſer europäiſchen Rennthiere wohl für immer durch die Erfindung der edlen Wettrennen geſichert ſeyn. Allein auch

dieſe nützliche Erfindung kann ich urkundlich nicht der neueren Zeit zuſprechen, ich vindicire dieſelbe für ein früheres Jahrhundert, für unſer deutſches Vaterland, ja ſelbſt für Öſterreich, und kann meine anſcheinend gewagte Angabe ſattſam documentiren.

Deshalb entlehne ich einen Artikel aus einem höchſt ſeltenen, ſogenannten Wiener Laufbericht *) vom 15. Februar 1678. Zu deſſen Verſtehen, obſchon in der uncultivirten Sprache jener Zeit geſchrieben, bedarf man aber wenigſtens keines engliſchen Sporting-Dictionary, wie bei heutigen Renn- und Laufberichten nothwendig der Fall iſt, und es kommen weder Sweepstakes, noch handy-caps, noch bielstakes, renard-stakes und Steeple-chases darin vor, obſchon die Begebenheit etwas von der letzten Art an ſich hat.

„Es war nämlich ein großer Pferdeliebhaber und Reuter, Herrmann Otto, Graf von Styrum, des hochfürſtlich Bayreuthiſchen Regiments zu Roß Oberſtlieutenant, der vermaß ſich kecklich, den 13. Februar 1678 von Wieneriſch-Neuſtadt bis nach Wien, ſo eine Strecke von ſechs deutſchen Meilen, innerhalb ſieben Viertelſtunden zu reuten und ginge deßhalb ein Gewette von 1000 Dukaten ein. Und onerachtet das damals ergangenen grauſamben Sturmwindes durchritte er rühmlich dieſe Strecke in beſagter Zeit, welches von denen in Wien und Wieneriſch-Neuſtadt aufgeſtellten Schiedsrichteren mit ganz gleichgeſtellten Uhren einmüthiglich bezeuget wurde und Hochgenannter Herr Graf ſolchemnach das nahmhafte Gewette mit großem Ruhm und Ehre gewonnen hat!!“ —

*) Im 17. Jahrhunderte, wo bekanntlich noch keine gedruckten Zeitungen erſchienen, kamen von Zeit zu Zeit einzelne Flugblätter mit den Neuigkeiten des Tages heraus, welche Laufberichte genannt wurden und „Geſchwind, was gibts Neues“ brachten.

So weit der Laufbericht. Da nun in damaliger Zeit die Ducaten noch in verzweifelt hohem Preiſe ſtanden, ſo daß ſich manche hochfürſtliche Mitgabe nicht auf dieſe, wohl auch in unſeren Zeiten namhafte Summe belief, mag man unſchwer ermeſſen, daß das Unternehmen allerdings ein höchſt wunderbares geweſen, beſonders wenn man bedenkt, wie zu jener Zeit noch das Terrain ziemlich ungünſtig für ſolche Wagſtücke war. Überdies ſieht man den edlen Reiter in dem beigegebenen Kupferſtiche keineswegs die gebahnte Straße verfolgen, ſondern über Stock und Stein, Graben und Anhöhen dahingaloppiren, wie es bei einer Steeple – chase auch noch heutiges Tages zu gehen pflegt. Ungemein naiv und ungenirt aber iſt die Perſpective auf dieſem belobten Blatte, weswegen wir es auch zur Ergötzung der Leſer in getreuer Copie hier beigeben. Zu beiden Seiten ſieht man auf dem Octavblatte die Städte Wien und Wiener-Neuſtadt mit einer neugierigen Menge, und während der edle Renner des Grafen mit dem ſtattlichen Schweife noch die Thürme von Wiener-Neuſtadt vom Staube zu reinigen ſcheint, droht deſſen Vorderhuf beim nächſten Schritte ſchon das Ravelin der Stubenbaſtei in Wien zu zermalmen.

Folgende Verſe voll Glut und Begeiſterung ſchließen den Siegesbericht des Laufblättchens in der Weiſe des Nibelungenliedes:

„Tapfrer Graf voll Heldenmuthes, dies dein nie erhörtes Reuten
Müht ſich Fama aller Orten nah' und ferne auszubreiten,
Col's ungemeines Sauſen haſt du ja gar nichts geacht,
Und mit großen Ruhm und Ehren dieſen ſchnellen Ritt vollbracht,
Fahr' fort, hochgeborner Reuter, dich Fortuna will begleiten,
Allzeit helfen, Siegerfüllet, wider deine Feinde ſtreiten,
Unter des Geſchützes Brauſen, ob es ſtätig blitzt und kracht,
Soll man hören deinen Namen, größer durch das Glück gemacht.“

Es ist überflüssig, mehr ein Wort zum Lob und Preise dieses großartigen und ruhmvollen Unternehmens dazu zu setzen, da schon Alles in den angeführten Stanzen erschöpft ist; doch aber hätte ich Lust, den heutigen Sweep- und Steeple-Rennern aufmunternd und boshaft zuzurufen: „Gehet hin und thuet desgleichen!“ — Was ist die Simmeringer Haide, was sind ein paar englische Meilen (von 848 Wiener Klaftern pr. Stück) dagegen? Hic est Rhodus, hic salta!

Die Schenke zum rothen Dachel am alten Fleischmarkt und die grosse Pest in Wien 1679.

Im Laufe des siebzehnten Jahrhundertes und noch weit in die Hälfte des folgenden war das Bierhaus zum rothen Dachel beim Eingang des Hafnersteiges auf den alten Fleischmarkt eine der besuchtesten Schenken in Wien. Weit entfernt jedoch von der übertriebenen Eleganz der heutigen Biersalons und Hallen, bestand dieses Schanklokale nur aus einem ziemlich großen, aber niedrigen, weiß übertünchten, aber rauch- und schmutzgefärbtem Zimmer mit kleinen, starkvergitterten Fenstern in hölzener Böschung, welche von Innen, bei der Dicke der Mauern eine Art von Repositorium für Hüte, Mützen, dann Bierkrüge und Gläser bildeten.

Eine dieser Fensterbrüstungen aber enthielt zugleich das Arbeitskabinet der wohlbeleibten Frau Wirthin, Näh- und Strickzeug aller Art nebst den dazu gehörigen Utensilien in abgegriffenem Korbe, auch ein dickes, sehr abgenutztes Gebetbuch und einen alten und neuen sogenannten Warschauer-

Kalender (erſt um 1730 erhielt derſelbe den Namen Krakauer) mit roth- und goldgeſchmückten aber ebenfalls ſehr gebrauchten Deckel. Rings an den Wänden waren oben hölzene rauchige Geſimſe angebracht, an welchem graue, mit zinnenen Deckeln verſehene Krüge und ebenfalls bedeckelte gläſene, ſogenannte Seitelſtutzen hingen. Den unteren Theil der Wand umgaben hölzene Bänke von ungewiſſer dunkler Farbe, mit an die Wand befeſtigten Rücklehnen; vor ihnen ſtanden vier ſtämmige lange Tiſche, die einſt roth angeſtrichen ſeyn mochten, aber durch Gebrauch ſtark abgenützt und abgeſchliffen waren. Starke hölzene Stühle mit halbrunden Rücken, in deren Mitte ein herzförmiger Ausſchnitt, wie man ſie wohl noch heute hier und da auf dem Lande zu ſehen bekommt, ſtanden davor oder in maleriſcher Unordnung in der Stube umher.

Vor einem halbrunden Tiſche aber, deſſen eine Hälfte der Tiſchplatte an der Wand aufgeklappt war, ſtanden zur Auszeichnung für etwaige Honoratioren vier mit braunem Leder überzogene, bereits tüchtig abgenützte Polſterſeſſel mit niederem Sitze und ſehr hoher Lehne, erſterer mit gelben Spangen verſehen, letztere mit einer Unzahl gelber Nägel am Rande dicht beſchlagen und zwar ſowohl zur Zierde, als zur Feſtigkeit. In einer Ecke, neben dem Eingang zur räucherigen Küche, war die ſogenannte Schank angebracht, ein koloſſales, käfigartiges Gebäude, deſſen dicke Holzpfeiler faſt bis an die Decke reichten und deſſen Platform zur Erhaltung der möglichſten Trockenheit mit verſchiedenen künſtlich eingeſchnittenen Vertiefungen in Rinnenform verſehen war. Den Hintergrund nahmen größere und kleinere Geſchirre ein, die zur Herbeibringung und zum richtigen Ausmaſſe des edlen Gerſtenſaftes beſtimmt ſind und die man noch jetzt mit einem altgothiſchen Worte Pitſchen (engliſch

pitcher) und Zimente (nach der gerichtlichen Maßbestimmung — Cimentirung) nennt.

In dieſem Rekluſum und Sanctuarium, das kein ungeweihter Fuß betreten durfte, trieben Wirth und Kellner ihre myſteriöſen Funktionen; Erſterer jene des Einſchenkens und Ankerbens an einem eigens dazu beſtimmten länglichen Holze, Robiſch (Kerbholz) genannt; Letzterer des Holens und Herumreichens der erquickenden Labung.

Der Wirth, oder wie er damals genannt wurde, Bierleutgeb, Herr Ulrich Conrad Puffan mit Namen, trug eine lange rothe Weſte mit großen Metallknöpfen, worüber die hochaufgewickelte blaue Schürze geſchlungen war, in deren künſtlich gewundener Wölbung die mächtige runde zinnene Doſe, zum Selbſtgebrauch und zum Präſentiren für gebildete Gäſte ſtack. Eine kurze graue Jacke, kurze ſchwarze Beinkleider mit Knieſchnallen, blaue Strümpfe und breite ſtarke Schnallenſchuhe vollendeten den Anzug des gaſtlichen Mannes, nicht zu vergeſſen die grünplüſchene Stulpenkappe mit mächtiger Troddel, die nie von ſeinem Kopfe kam und zur allfälligen Begrüßung nur gerückt, nie aber gelüftet wurde. In dem ſchmalen bräunlichen Geſichte und den ernſten Mienen dieſes Ehrenmannes aber zeigte ſich jener imponirende Ausdruck von Selbſtzufriedenheit und jenem Wichtigkeitsgefühle, welches noch heut zu Tage manche Bierwirthe ſich anzueignen wiſſen und welches ſie, vielleicht nicht zu ihrem Nachtheile, von den geſchmeidigeren und behäbigeren Weinwirthen auf den erſten Blick unterſcheidet.

In dem alſo beſchriebenen Gaſt- und Extralokale des ehrſamen und feſten Herrn Puffan ſaßen nun gewöhnlich des Abends Gäſte mancher Art auf den Bänken, Stühlen und Seſſeln und ſchlürften in behaglicher Ruhe, politiſirend oder

die Ereigniſſe des Tages beſprechend, wie noch heut zu Tage, ihr Gerſten- oder Weißbier; erſteres damals die gewöhnlichſte Sorte; letzteres eine edlere Gattung, welche jedoch ihren Namen sine omen führte, nichts weniger als weiß, ſondern nur von etwas hellerer Farbe war, als die ſchwarzbraune erſtere, welche im Anfange des achtzehnten Jahrhundertes ohne hinlängliche Erklärung des Grundes den Namen Mailänderbier, wie letztere jenen von Regensburgerbier erhielt. Endlich exiſtirte, für Honoratioren und Studenten, welche letztere ſich zu jeder Zeit beim Studium der Mythologie vorzüglich die Kunde und den Cultus der edlen Dimiter zu Herzen nehmen, als edelſte Gattung, das damals alſo genannte Luftbier, ein Vorläufer des jetzigen allbekannten Unterzeuges, welches nicht in Fäſſern, ſondern in großen Bottichen, alſo gleichſam in freier Luft den Gährungsprozeß beſteht und davon jenen Namen erhielt.

Da nach löblicher, althergebrachter Sitte, ſämmtliche Gläſer, Krüge und anderweite Geſchirre erſt immer am folgenden Morgen geſchwenkt wurden, ſo hatte ſich in dem dumpfen Gemache längſt jene eigenthümliche, ſtabile, übernächtig dumpfige, bierig und ſchmierig duftende Atmoſphäre entwickelt, die heutigen Tages nur durch den Alles durchdringenden Tabaksqualm verändert und noch unausſtehlicher geworden iſt. Dieß iſt die treue Schilderung des einſt ſo berühmten Bierhauſes zum rothen Dachel auf dem alten Fleiſchmarkte in Wien, von dem heut zu Tage keine Spur mehr gefunden wird, ohne daß die läſſige Clio die Zeit ſeines Eingehens aufgezeichnet hätte. Das eigentliche hiſtoriſche Intereſſe dieſes Lokales aber beruht auf folgendem Umſtande:

Zur Zeit der großen Peſt in Wien, im Sommer des Jahres 1679, hatte ſich der damals ſehr beliebte und weit

berühmte Sackpfeifer und Bänkelſänger Auguſtin eben dieſes Bierhaus zum Tummelplatze ſeiner Produktionen erkoren gehabt und ſeine Erſcheinung daſelbſt alle Montage, Donnerstage und Sonntage lockte viele ehrſame Bürger, ja auch Honoratioren dahin, die ſich an ſeinen ziemlich ſkurrilen Poſſen ergötzten und ſich dabei mit Bier, Wecken, glatten Semmeln, dann Cervelat- und den ſchon damals ſehr beliebten Wiener-Würſteln gütlich thaten.

Selbſt zur Zeit der höchſten Gefahr, als die meiſten Wein- und Bierſtuben aus Furcht vor der ſchrecklichen Contagion theils gänzlich geſperrt wurden, theils ohnehin leer ſtanden, verſammelte ſich doch beim rothen Dachel alle Montage verſtohlen eine Geſellſchaft von Waghälſen, um bei dem betäubenden Gerſtenſaft und den erheiternden Klängen von Auguſtins Sackpfeife des allgemeinen Elends zu vergeſſen.

Dieſer ſelbſt aber war der Unerſchrockenſte von Allen. Er liebte Geſellſchaft und Beifall, noch mehr die ihm dadurch zuſtrömenden Sammelpfennige, am meiſten aber Bier und Branntwein, die ihm von Herrn Ulrich Konrad Puffan häufig und um ſo bereitwilliger geſpendet wurden, als es Auguſtin allein war, der ihm in dieſer menſchenſcheuen Verwirrung und Verwilderung noch Gäſte anlockte.

Eines Abends jedoch wollte durchaus Niemand erſcheinen. Eben war die ſchreckliche Kunde erſchollen, daß ein Herr beim Schottenthore einem Bettler Almoſen zugeworfen, dieſer ihm einen entfallenen Brief wieder gereicht und beide bald darauf das Opfer der furchtbaren Seuche geworden waren. Darum hielten es die Kühnſten für gerathener, ſich in ihren vier Pfählen zu verſchließen und ihr Gelüſt nach ſinnlicher Ergötzung auf beſſere Zeiten zu verſchieben. Deß wurde jedoch der unerſchütterliche Auguſtin unwillig und ſuchte ſeinen

Unmuth durch eine bedeutende Quantität des braunen Fluidums zu dämpfen. Schließlich setzte er noch einen Halbseitelstutzen voll Kornbranntwein darauf und verließ endlich, als es schon längst auf den Gassen dunkelte, wankend und unsicheren Schrittes den Schauplatz seiner Triumphe, der ihn heute so unbefriedigt gelassen.

Seiner sonst so außerordentlichen Lokalkenntniß für dießmal entbehrend, stolperte er über den Stephansplatz, Stockimeisen, Graben und Kohlmarkt zum Burgthore hinaus, da ihn doch sein eigentlicher Weg auf die Landstraße hätte führen sollen, wo er in der Hahngasse ein bescheidenes, in den Hof gehendes Kämmerchen bewohnte. Die freie Luft hatte seinen exaltirten Zustand nicht eben vermindert; außer der Stadt entbehrte er auch die Wohlthat der hier und da flimmernden Lämpchen, er schwankte und stolperte fast bewußtlos fort, plötzlich verlor sein ausschreitender rechter Fuß den Grund und er fiel eine beträchtliche Höhe herab, ohne daß er jedoch hart aufstieß. Von wunderlichem Dufte umqualmt, schwanden ihm bald die Sinne, er fühlte kaum mehr, daß ihm nach kurzer Zeit mehre menschliche Körper nachstürzten und bald fiel er in tiefen Schlaf.

Als er jedoch zur Zeit der Morgendämmerung ziemlich mißgestimmt erwachte, wurde er mit Schrecken gewahr, daß eine noch nicht verschüttete Pestgrube, voll schauerlicher Leichen, seine unheimliche Schlafstätte gewesen war. Er schrie aus Leibeskräften und wurde endlich von den Pestknechten, die bald darauf frischen Transport brachten, herausgezogen.

Dieses fürchterliche Abenteuer machte jedoch keinen weiteren Eindruck auf den nervenstarken Augustin und als die verheerende Seuche schon lange vorüber war, wohnte er fröhlichen Muthes den Trauungen der 95 Paare bei St. Stephan

den 25. December 1679, am heiligen Chriſttage, bei und ſetzte ſeine gewohnte unſtäte Lebensweiſe fort. Auch brachte er ſein ſchaudervolles Abenteuer in zierliche Reime, die er noch oft unter ſchallendem Beifalle auf der Bierbank beim rothen Dachel abſang.

Erſt den 17. Februar 1702, als er bereits ein Alter von 72 Jahren erreicht hatte, rührte ihn, da er eben nach einem durchſchwelgten Abende ſein Kämmerlein erreicht hatte, der Schlag und er vermochte den Tod nicht zum zweiten Male um ſein erkornes Opfer zu betrügen. Im Bierhauſe zum rothen Dachel aber war der alte Auguſtin mit ſeinen luſtigen Liedern und ſeinem ſchaudervollen Abenteuer noch lange im Munde aller Gäſte und des ehrenwerthen Wirthes, Herrn Ulrich Conrad Puffan.

Von dem traulichen Lokale ſelbſt aber finden wir die letzte Spur in einem jetzt ſchon ziemlich ſeltenen Buche mit einem ellenlangen Titel, welcher ſo beginnt: „Wieneriſche Beleuchtungen oder Beſchreibung aller deren Triumph- und Ehren-Gerüſten, Sinnbildern, Gemälden ꝛc. ꝛc., welche bei der höchſt erfreulichen Geburt des zweiten Erzherzogs von Öſterreich Caroli“ (geboren 1745, geſtorben 1761) „den 14. März 1745 ꝛc. ꝛc. zu bewundern und zu ſehen geweſen. Wien zu finden in der königlichen Hofbuchdruckerei im neuen Michaeler-Haus 1745.“— Unter anderen Transparent-Inſchriften kommt daſelbſt Seite 486 Folgendes vor:

„Bei dem burgerl. Bier-Wirt, Conrad Puffan, auf dem alten Fleiſchmarkt in dem Haus zum roten Dachel genannt, im Bierhaus ware gemahlen

Die Königin auf einem Throne ſitzend und die zwei Prinzen (Joſeph und Karl) auf der Schoß haltend, neben ihr eine Schaar Buben auf eine Leiter ſteigend.

Oben ſtand:

Nur herbey
Was gut Königlich ſey,
Der nur hat ein' falſchen Tropfen
Dem wollen wir braf den Bukel abklopfen.“

Dieſer genannte Conrad Puffan war alſo wahrſcheinlich Sohn oder Enkel des ehrenfeſten Herrn Ulrich Conrad; von dieſer Zeit aber ſchweigt die Geſchichte ſowohl über die Familie als auch das Lokale, ja kurz darauf fand zu Ehren der Krönung des Kaiſers Franz I. wieder eine Illumination Statt und wieder kam eine Beſchreibung davon heraus, in welcher viele Bierwirthe erwähnt wurden. Der Name Puffan und das rothe Dachel kommen aber nicht mehr darin vor.

Der Allarm in der Schottenkirche.

Nach Überlieferung eines Augenzeugen.

Den 21. Auguſt 1681, zur Feier des heil. Bernhard Tolomäi fand bei den Schotten in Wien ein beſonderes Feſt Statt. Der hochwürdige Prälat, Herr Johann Schmiedberger, ſollte ſelbſt das feierliche Hochamt halten, Pater Sebaſtian Vogelſinger aber, ein junger Geiſtlicher von großer Beredſamkeit, in der Folge ſelbſt Abt, die Predigt. Natürlich konnte es nicht fehlen, daß ſich bei dieſer Gelegenheit eine Menge Menſchen aller Klaſſen und Stände einfanden.

Wie es bei ſolchen feierlichen Anläſſen zu geſchehen pflegt, ſo kam man auch dießmal lieber zu früh als zu ſpät. Die Predigt ſollte um 9 Uhr Vormittags beginnen und ſchon um 8 Uhr war der Platz vor der Schottenkirche, damals das Steinfeld genannt, von einer bedeutenden Menſchenmenge

angefüllt, die ſich mit verſchiedenen Geſprächen, erbaulichen und politiſchen Inhalts, einſtweilen die Zeit vertrieben. Auf dem Raume zwiſchen der Kirche und dem Schottenhof aber bildete ſich bald eine anſehnliche Gruppe, die einen alten Mann umgab, der eifrig etwas zu erzählen ſchien.

Es war dieß Herr Peter Sauſſenhöfer, wohlbeſtellter Rathſchreiber, ſeines Alters nahe an achtzig und in den Wiener Chroniken und Begebenheiten in der Zeit ſeines Lebens wohl erfahren, maſſen er von Wien gebürtig war, nach fleißigem Studiren bald ein Ämtlein bei dem Stadtrathe der gemeinen Stadt Wien erlangt hatte, mit Mühe und Arbeit zu ſeinem jetzigen ehrenvollen Poſten gelangt und zu Folge ſeiner eifrigen Beſchäftigung faſt ſelten aus den Mauern der Stadt gekommen war. Der wußte nun bei Leutgebern und in Gaſthäuſern die wunderlichſten Begebenheiten noch aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, aus der Schwedenzeit, von dem Treiben der Juden und deren Abſchaffung aus Wien ꝛc. zu erzählen und Jedermann, beſonders die wißbegierige Jugend hörte ihm gerne zu und nahm ſich ſeine Worte wohl zu Herzen.

Heute aber nahm er den Stoff ſeiner Erzählung von der Localität, wie er ſtets gerne zu thun pflegte und unterhielt ſeine aufmerkſamen Zuhörer, — die ſich während ſeiner Relation zum Theile mit warmen Kücheln von den damals auf der Freiung feilhabenden Küchelbäckern erlabten, — von dem ehrenwerthen Wieneriſchen Volksdichter Wolfgang Schmältzl, der Schulmeiſter bei den Schotten geweſen und im Jahre 1548 ein gar wunderſam Lob- und Ehrengedicht der Stadt Wien verfaſſet, von dem gelehrten Organiſten daſelbſt, Johann Raſch, der 1580 ein gar ſpitzfindig Büchlein heraus gab, in welchem das öſterreichiſche Symbolicon A. E. I. O. U. durch mehr als 200 Löſungen erklärt wurde, endlich von Vorfällen und

Schickſalen, welche Kirche und Kloſter im Laufe der Zeit betroffen hatten.

Gar ſchauerlich und eindringlich wußte er einen Vorfall darzuſtellen, den er in ſeinen jungen Jahren ſelbſt erlebt hatte, wie nämlich den 8. Februar 1637 gegen 6 Uhr Abends der Kirchthurm bei den Schotten ohne einigen gegangenen Wind oder Ungewitter plötzlich mit furchtbarem Krachen zuſammen geſtürzt zu allgemeinem Schrecken und Beſtürzung, ohne jedoch irgend Jemand Schaden zuzufügen. Sei aber, ſetzte er geheimnißvoll dazu, dieſer Unfall allgemein als ein beſonderes Vorzeichen irgend eines betrübenden Unglücks angeſehen worden und dieſe böſe Vorahnung ſei auch leider nicht getäuſcht worden, indem 12 Tage darauf der allerfrömmſte Kaiſer Ferdinand II. zu allgemeinem Leidweſen des Todes verblichen*).

Herr Sauſſenhöfer wußte dieſen Unfall ſo lebendig und wirkſam darzuſtellen, daß bei ſeinem „Krach, bricht der Thurm ein“ die ganze Verſammlung zuſammenſchauderte, und als bald darauf zum Erſten geläutet wurde, welches das Zeichen zum Beginne der Predigt war und die Menge ſich in die Kirche drängte, war noch die Beſtürzung auf mancher bangen Miene zu leſen und Einige blickten voll des gewaltigen Eindrucks ſcheu über ſich, fürchtend, es müſſe abermals etwas über ihre Köpfe zuſammen ſtürzen.

Die Menge hatte ſich indeſſen in der Kirche ausgebreitet, ſo daß bald ſchier kein Plätzchen mehr zu finden war und die Predigt begann, wurde mit Salbung vorgetragen und andächtiglich angehört, ſo daß man ſchier ein Mäuslein hätte mögen

*) Nach Pater Fuhrmanns Zeugniß wurde dieſer Vorfall wirklich für ein Omen von des Kaiſers Tod gehalten.

laufen hören, so sehr war die Aufmerksamkeit auf den ehrwürdigen Herrn gerichtet, der mit begeisterndem Eifer die fromme Rede vortrug.

Auf einmal aber hörte man über der Kirchendecke ein seltsames Geräusch und eine Menge Sand und Staub fiel von da herunter. Alsbald entstand ein furchtbarer Aufruhr in der Versammlung; ein Zuhörer, dessen Gedächtniß noch voll von der erzählten Begebenheit war, rief mit überlauter Stimme: „Die Kirche stürzt ein!“ die verzagten Frauen schrien und jammerten und die ganze Menge stürzte mit der Hast der Verzweiflung, in übereilter Unordnung, der Kirchenthüre zu, Jedermann trachtend, der Erste hinaus zu kommen.

Dadurch entstand aber, wie natürlich, ein so mörderisches Gedränge, daß nicht allein viele Bänke und Stühle zerbrochen und zertreten wurden und ein unbeschreiblicher Schaden an Schmuck und Kleidern geschehen, sondern auch viele Menschen hart beschädigt und fünf vornehme Personen, dann eine Bürgersfrau, ein Mägdlein von dreizehn Jahren und zwei kleine Kinder auf den Händen ihrer Amme, die man indessen wohl hätte draußen lassen können, jämmerlich erdrückt und zu Tode gequetscht wurden. Die Bestürzung unter dem Volke war so groß, daß alles Ermahnen und laute Schreien der sich bald wieder vom ersten Schrecken erholenden Geistlichkeit nichts fruchtete und die Menge, vom blinden Wahne eingenommen, trachtete nur, wenn auch mit höchster Gefahr des Lebens selbst, das Leben zu retten, und bei dieser Gelegenheit mag man sehen, wie weit die Kraft der Verzweiflung gehen kann, denn es wurde durch den heftigen Andrang eine wohl verschlossene eisene Thür, die man nur selten zu öffnen pflegte, aufgesprengt und aus ihren Angeln gehoben.

So büßten auch viele Männer ihre Hüte und die Weibsbilder ihren Zierrath, den sie getragen, bei diesem Unfalle ein. Als aber endlich die Kirche geleert, fand man dieselbe vom Hochaltare an bis zur Eingangsthür ganz mit Stücken und Fetzen von den schönsten Mänteln und reichen Kleidern, die im Gedränge vom Leibe gerissen wurden, übersäet und angefüllt, so wie auch das traurige Schauspiel der elend umgekommenen Menschen, die meistens beim Ausgange übel zugerichtet und zertreten lagen.

Die Herren Patres aber forschten sogleich nach der Ursache dieses tödtlichen Schreckens und da entdeckte man, daß während des Gottesdienstes einige muthwillige Buben auf dem Gewölbe der Kirche hin und her gerennt und dadurch Sand und Staub durch die offenen Löcher herabgeworfen hatten. Diese Buben, welche Läutersgehilfen waren, hatten sich freilich so großen Unfalles nicht versehen und waren darüber auf den Tod erschrocken. Sie wurden aber billig, wegen frevelhafter Störung des Gottesdienstes, gebunden in peinliche Haft genommen und folgends nach Verdienst ihrer Frevelthat hart abgestraft.

Den 23. August aber hatte die feierliche Beerdigung der unglücklichen Opfer Statt, welcher viel Volks beiwohnte und auch Herr Sauffenhöfer, der glücklich davon gekommen, schritt, das Tüchlein an den Augen, mit dem traurigen Zuge, von tiefstem Herzen beklagend, daß durch seine Erzählung die Ängstlichkeit der Menge erhöht worden war und hätte er viel darum gegeben, wenn seine lebendige Chronica unvermehrt durch ein so großes Unglück geblieben wäre. Wollten auch Einige sich in der Folge verlauten lassen, als wäre dadurch ein Vorspiel der bald darauf erfolgten Türkennoth und des Brandes von Schottenkloster und Kirche angezeigt gewesen.

Gottesfürchtige und ſtudirte Leute behaupteten aber, daß Gott der Allmächtige kein Unglück durch ein anderes vorher anzeige, ſonſt dürfte der Vorzeichen und Ahnungen kein Ende ſeyn und erklärten dieſe traurige Begebenheit durch die Macht der Ereigniſſe und Gottes wunderbarer Zulaſſung, und dieſe mögen, mit reiflicher Erwägung der Umſtände, allerdings beſſeren Glauben verdienen.

Die Gräuel der Türkenzeit in Oeſterreich 1683.

Nach einem höchſt merkwürdigen italieniſchen Manuſkripte, welches nach aufgehobener Belagerung im türkiſchen Lager gefunden wurde.

Dieſes intereſſante Manuſcript, eine Art von Tagebuch, welches von einem Freiwilligen im Türkenheere geführt wurde, befand ſich im Beſitze eines ſehr alten Mannes auf dem Lande, Namens Michael Woyer, bei welchem ich es oft in meiner Jugend geſehen habe. Wo es nach deſſen Tode, der ungefähr 1806 erfolgte, hingekommen iſt, habe ich leider nicht erfahren können. Übrigens beſitze ich noch einige Auszüge aus demſelben, die ein wiſſenſchaftlich gebildeter Freund meines Vaters gemacht hat und welche ich vor einiger Zeit zu einer größeren Novelle benützte, die in der Wiener Zeitſchrift abgedruckt erſchien. Folgende Epiſode daraus dürfte ſich gewiß des allgemeinen Intereſſes erfreuen und zwar ſowohl der darin erzählten Begebenheiten, als auch der getreuen Schilderung des Großveziers und ſeines Prachtgezeltes wegen.

„Den 10. Juli brach ich in Gefolge des Fürſten von Siebenbürgen nach Wien auf und den 13. Abends kamen wir im Lager daſelbſt an. Der Fürſt ſtellte mir frei, ob ich unter den Truppen oder in der Feldkanzlei dienen wolle und zur beiderſeitigen Zufriedenheit wählte ich das Letztere. Der

Fürſt gewährte es mit großem Vergnügen, da es Wenige unter ſeinen Truppen gibt, welche die Feder ſo gut zu handhaben wiſſen, als ich.

Bei unſerer Ankunft ſtanden die Vorſtädte, welche von der Donau an links die Stadt umgeben, zum Theile noch in Flammen und bildeten ein wahres Feuermeer, das um ſo fürchterlicher anzuſehen war, als ſich auch zugleich ein fernes verworrenes Jammergeſchrei hören ließ, wahrſcheinlich von den Leuten, welche dadurch ihre ganze Habe einbüßten. — Den 13. wurden von den Türken die ſtehengebliebenen Mauern beſetzt, die ihnen als Bruſtwehr dienen. Auch ließ der Großvezier an dieſem Tage die Vorſtadt über den Donau-Arm, worin ſich früher das Judenquartier befand, beſetzen und durch Feuer verheeren, wobei auch ein kaiſerliches Luſtſchloß *) den Flammen zum Raube wurde.

Den 15. Nachmittags fingen die türkiſchen Batterien zum Erſtenmale auf die Stadt zu ſpielen an. Auf einmal, man weiß nicht recht, ob durch die eingefallenen Brandkugeln, ob durch die noch brennenden Vorſtädte links gegen die Donau, entſtand in der Stadt ſelbſt ein gewaltiges Feuer, das ſich ziemlich weit verbreitete **). Bis zu unſerem Zelte vernahm man ein furchtbares Gewirre von durcheinander ſchreienden Stimmen, die ſich mit dem Gepraſſel des Feuers, dem Gekrache der ſtürzenden Balken und dem ſtürmenden Glockengeläute auf ſchauderhafte Weiſe vermiſchten. Erſt den dritten Tag war das Feuer vollſtändig gedämpft

*) Die alte kaiſerliche Favorite an der Stelle des jetzigen Augartens.

**) Es war dieß der gefährliche Brand des Schottenkloſters und der umliegenden Gebäude, deſſen in jeder Beſchreibung der türkiſchen Belagerung gedacht wird.

und mich wundert sehr, daß der Großvezier diese Gelegenheit nicht benützt, und einen Hauptsturm angeordnet hat, in dieser Lage müßte die Eroberung der Stadt leicht gewesen seyn. Die Türken begnügten sich aber bloß damit, von Zeit zu Zeit volle Ladungen dahin abzuschießen und auf das Thätigste an den Laufgräben zu arbeiten. Der Großvezier will sich aber der Stadt wo möglich ohne Sturm bemächtigen, um eine allgemeine Plünderung zu vermeiden und sich die noch vorhandenen Schätze allein zuzueignen. So spricht man wenigstens in vertrauteren Kreisen.

Täglich werden nun Streifcorps nach allen Gegenden abgeschickt und täglich steigen von allen Seiten rings um die Stadt Rauch- und Feuersäulen auf. Eine große Anzahl von christlichen Gefangenen, größtentheils junge Leute und Mädchen, oft von sehr schöner Gestalt und Gesichtsbildung, wird täglich in das Lager gebracht und von da weiter nach Ungarn abgeführt.

Den 15. sahen wir von dem höchsten Thurme der Stadt, einem ausgezeichnet schönen Gebäude, mehre Raketen aufsteigen, wahrscheinlich in der Absicht, dem kaiserlichen Heere den Wunsch nach Befreiung anzuzeigen. Die Türken richteten sogleich das Geschütz darauf, da dieser Thurm jedoch von wunderbar fester Bauart ist und dessen Spitze nicht beschossen wird, weil die Christen so klug waren, das den Türken heilige Zeichen des Halbmondes darauf zu befestigen, so lief es ganz ohne Schaden ab.

Den 16. Juli erhielt ich Befehl, mich sogleich zu dem Fürsten zu begeben, dem ich ungesäumt nachkam. Der Fürst empfing mich ungewöhnlich ernst und sprach: „Ihr müßt euch zum Großvezier begeben, der euch zum Dollmetscher bei einer Heeresabtheilung bestimmt hat.“ Ich schreckte zusammen und

wollte sprechen, er aber sagte, ohne mich zu Worte kommen zu lassen: „Erspart euch jede Bitte und mir das Abschlagen, ich kann euch nicht davon befreien.“ Mit trüber Stimmung fügte ich mich der Nothwendigkeit und begab mich in Begleitung eines Sekretärs des Fürsten zu dem Gezelte des Großveziers, über dessen Ausdehnung und Pracht ich im hohen Grade erstaunte. Es war auf einem mäßigen Abhange, nordwestlich von der Stadt, errichtet, von vielen kleinen Zelten umgeben und Alles, was man sich nur Herrliches und Kostbares denken kann, war daran verschwendet. Das Hauptgezelt war von großem Umfange, ganz von feinem grünen Tuche bedeckt und von Außen reich mit Silber- und Goldborten, dann mit Stickereien geschmückt. Die Zeltstangen waren hochroth mit schwarzen Ringen, oben zierten sie goldene Kugeln mit kleinen Halbmonden; die Zeltschnüre waren ebenfalls roth, mit Gold umwunden. Die Vorhänge des Einganges waren von purpurrother Seide mit breiter Goldverbrämung. Oben auf dem Giebel des Zeltes prangte eine große goldene Kugel mit einem Halbmonde von gleichem Metalle, letzterer mit funkelnden Steinen besetzt. Den Platz rund umher bis zu den kleineren Zelten zierten schnell angelegte kleine Lustgärten mit zwei Springbrunnen zu beiden Seiten. In den Gärten befanden sich seltene Thiere, Strauße, Pfauen, Affen und in grünglänzenden, mit vergoldeten Eisengittern versehenen Käfigen mehre wilde Thiere.

Mit einem Worte, Alles sah so herrlich und überraschend aus, daß man sich in eine Zauberwelt versetzt glaubte. Das große Zelt war in mehre Gemächer abgetheilt, die alle prächtig mit persischen Tapeten, Gold und Silber, Sammt und Perlen ausgeschmückt und zu verschiedenem Gebrauche, auch zu Badestuben, eingerichtet waren. Vor dem Eingange

flatterte die große Blutfahne. Im Umkreise standen zahlreiche Wachen.

Mein Begleiter übergab mich beim Eingange einem alten bärtigen Türken, der Kara Mustapha's Effendi zu seyn schien und dieser führte mich sogleich in das innerste Gemach, das mit wahrhaft unglaublicher Pracht ausgeschmückt war und wo der Großvezier auf einem reichen Divan saß, von vier Ulemas*) umgeben. Über seinem Haupte wehte die heilige Fahne des Propheten.

Zu beiden Seiten seines thronartigen Divans standen sechs Schwarze in kostbarer Kleidung mit gezogenen Schwertern. Nun hatte ich erst Muße, den gefürchteten Heerführer genau zu betrachten, was mir bei seinem Einzuge in Belgrad nur unvollkommen gelungen war. Er ist etwa vierzig Jahre alt, groß und stark gebaut, von ernsten, strengen Zügen, mit feurigen großen Augen, einer Adlernase, starkem herabhängenden Schnur- und dichtem schwarzen Knebelbarte. Er war mit einem langen knappen Gewande von rothem Goldstoffe bekleidet. Sein Gürtel war von feuergelber Seide, mit Gold gestickt und mit Edelsteinen geziert, zwei blitzende Pistolen und ein reicher Dolch steckten darin. Das Haupt war mit einer runden, niedrigen dunkelgrünen Mütze, fast auf ungarische Art, bedeckt, die eine breite Agraffe von Juwelen mit einem kurzen, aber dicken weißen, oben glatt geschnittenen Federbusche zierte, in dessen Mitte ein kleiner goldener Halbmond, mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, strahlte. Nach meinem Eintritte, nachdem ich die übliche Verbeugung gemacht hatte, sah er mich eine Zeitlang mit durchdringenden

*) Gesetzkundige, überhaupt Priester.

Blicken unverwandt an und fragte mich dann: „Du bist ein Siebenbürger, Christ?“ — „Im Dienste des Fürsten von Siebenbürgen,“ erwiederte ich, „ein Italiener von Geburt.—“ „Gut,“ sprach er weiter, „diese Nation liebe ich; Einige von ihr haben mir gute Dienste geleistet. Nun, bald hoffe ich Euch selbst einen Besuch in Eurem Lande zu machen. Verstehst du die Sprache unseres geheiligten Propheten vollkommen?—“ „Ich bin der türkischen Sprache mächtig,“ erwiederte ich. Er warf wieder einen Blick auf mich, der aus einer eigenen Mischung von Erstaunen über meine Kühnheit und aus Verachtung zusammengesetzt war, wobei sich seine buschigen Augenbrauen auf eine wirklich fürchterliche Art zusammen zogen. „Welche Sprache verstehst du außerdem?“ fuhr er finster fort.

Ich antwortete kurz und unerschrocken: „Außer meiner Muttersprache ungarisch und etwas französisch.“ „Gut, so taugst du zu deiner Bestimmung, obschon ich gewünscht hätte, daß du auch diese rauhtönende Sprache, deutsch meine ich, verständest. Indessen was am bequemsten in der Nähe liegt, muß man nützen. Mache dich bereit, sogleich mit dem Vascha von Damask aufzubrechen.“ Ich erwiederte unterwürfig, doch mit ziemlicher Festigkeit, daß mich mein Dienst eigentlich nur dem Fürsten von Siebenbürgen verbinde. — „Schweig, verwegener Christ,“ donnerte er mir mit wahrhaft fürchterlicher Stimme zu, „der Fürst von Siebenbürgen ist, wie du, nur ein Werkzeug in unseren Händen; ein Wink von mir reicht hin, ihn und dich zu vernichten, wie ich jene widerspenstige Stadt und den übermüthigen Priester*)

*) Leopold, Graf von Kollonitsch, Bischof von Neustadt, später Cardinal und Erzbischof von Kolocza, einer der edelsten Männer jener Zeit, dessen große Verdienste in jeder Beschreibung der Belagerung

vernichten werde, der es wagt, mir zu trotzen. Ha, wie soll sein Kopf die Thore des Serails zieren!“ Hier schlug er mit freudiger Aufwallung an seinen Dolch, „genug; mein Omar wird dich zum Zelte des Pascha führen, gehorche dessen Befehlen, so lange er deiner bedarf. Sei übrigens versichert, Kara Mustapha weiß nicht allein Abtrünnige und Verräther zu bestrafen, sondern auch treue Dienste zu belohnen und ich liebe eure Nation, obwohl“ setzte er mit einer eigenen Wendung des Kopfes und indem er sich den Bart strich, dazu, „obwohl ich die Franken dennoch vorziehe; das ist ein gar geschmeidig Volk und unseren Planen wohl geneigt. Ich freue mich, ihnen dereinst den Dank in ihrem eigenen Lande abzustatten. Und nun geh; Omar begleite ihn.“ Ich verbeugte mich abermals, Kara Mustapha fixirte mich mit einem starren Blicke und ich ging mit Omar, einen schwarzen Sklaven, zu dem Zelte Hassan Pascha's von Damaskus.

Hier fand ich bereits Alles in Bewegung und zum Aufbruche bereit. Vor dem Zelte standen mehre Haufen Spahi und Tartaren, beiläufig in Allen 800 Mann, die mit Ungeduld den Abmarsch erwarteten. Raubgier und Mordlust waren in ihren wilden Blicken zu lesen. Ich ward als Dollmetscher hinter die Truppen postirt und man wies mich an, daselbst ruhig den Aufbruch zu erwarten, der bei Ankunft des Pascha erfolgen sollte.

Dessen Zelt lag auf einer Anhöhe, ungefähr 500 Schritte rechts vom Zelte des Großveziers, fast der kaiserlichen Burg gegenüber und gewährte einen vollständigen Überblick der

---

von Wien mit gerechtem Lobe erwähnt sind. In der Folge verkehrte sich bekanntlich diese Drohung in ihr Gegentheil, der Kopf des Großveziers kam in die Hände des Cardinals.

Stadt*). Sie ist nicht von großem Umfange, aber gut und fest gebaut und zeichnet sich durch viele stattliche Kirchen, hohe Thürme und ansehnliche große Häuser aus. Es muß viele Paläste darin geben, die meisten Häuser ragen hoch über die Mauern empor und außer dem bereits erwähnten hohen Thurme, der zur Hauptkirche der Stadt, dem heil. Stephan geweiht, gehört, zählte ich von meinem Standpunkte aus noch wenigstens zwanzig mehr oder minder ansehnliche Thürme, unter welchen sich besonders einer, nahe der kaiserlichen Burg, durch seine hohe schlanke Bauart und dünne Spitze auszeichnet. Alle, außer dem Hauptthurme, sind mit Kreuzen bezeichnet. Die kaiserliche Burg scheint ein weitläufiges Gebäude zu seyn, gewährt aber keinen besonders schönen Anblick. Die Wälle sind zweckmäßig und stark gebaut, scheinen auch gut besetzt zu seyn, ob sie aber einem allgemeinen Sturm zu widerstehen vermögen, bezweifle ich um so mehr, da sie durch die Minen, woran die Türken sehr eifrig arbeiten, zum Theile sehr geschwächt sind.

Während ich meine Betrachtungen machte, erschien Hassan Pascha, ein kräftiger Mann im besten Lebensalter mit durchbohrendem Feuerblicke und einem Ausdrucke blutdürstiger Tücke in seinen Gesichtszügen. Er war in ein rothes knappes Gewand gekleidet, über das ein blauer, weiß besetzter Mantel hing und trug die gewöhnliche Kopfbedeckung eines Pascha, einen weiß und rothen Turban mit Reiherbusch. Nachdem er an den Truppen zweimal vorbei geritten und sie flüchtig gemustert hatte, spornte er sein Pferd und sprengte in scharfem

*) Wahrscheinlich war dieser Standpunkt auf der Höhe von Mariahilf, wo sich jetzt das Kaffehhaus befindet. Damals gab es bekanntlich in der Stadt noch mehr Kirchen, folglich auch Thürme, als jetzt.

Galopp links durch die Ruinen der abgebrannten Vorstädte. Derwilde Haufe folgte ihm in gleicher Schnelle und nun ging es ohne Halt hinaus auf das freie Feld, bis zu einer Anhöhe, auf welcher eine alterthümliche Säule *) steht und wo man einen vollen Überblick der Stadt und der zerstörten Vorstädte, so wie eines großen Theiles der Donau hat. Hier machte er Halt, besah sich genau die Gegend, berief einige Unterbefehlshaber zu sich und entsendete eine Abtheilung seiner Schar, die unterdessen durch neue Haufen bedeutend angewachsen war, links, welche ihren Weg durch das größtentheils zerstörte Weingebirge nahm und uns in einem kleinen Walde bald aus dem Gesichte kam. Unser Trupp, der etwa noch aus sechshundert Mann bestehen mochte, setzte darauf den Weg auf der gebahnten Straße, die sanft bergab ging, langsam fort. Der Pascha ritt schweigend in der Mitte seines Gefolges und warf seine scharfen Blicke rings in der Gegend umher, die, so weit das Auge reichte, nur traurige Ruinen und rauchende Brandstätten zeigte. Vor uns rechts erblickten wir als Schlußpunkt der Aussicht vor einem ziemlich hohen Gebirge einen, dem Anscheine nach, wohlbefestigten Ort mit alterthümlicher Kirche und starkem viereckigen Thurme, welcher der Zerstörung noch nicht Preis gegeben war. Etwas weiter links erblickte ich noch zwei unbeschädigte Kirchen mit Blechthürmen. Dahin schien unser Zug zu gehen. Nach einem Ritt von ungefähr einer Stunde erreichten wir ein Dörfchen **),

*) Allem Anscheine nach das Spinnerkreuz.

**) Außer allem Zweifel Maria Enzersdorf, da daselbst wirklich ein Laienbruder, der Konventkoch Guthbert Lenz, den Barbaren zum Opfer fiel, dessen Grabmal mit einer Inschrift sich auf einer Seitenmauer des Kreuzzuges befindet. Der später erwähnte Ort ist Brunn am Gebirge.

in deſſen Mitte ein ziemlich großes Mönchskloſter von neuerer Bauart ſtand, das jedoch, wie jenes, faſt ganz verlaſſen war.

Die wilden Horden ſtürmten in die geweihten Hallen, warfen Feuerbrände in die Kirche und Kloſtergebäude und verübten die abſcheulichſten Gräuel. Der Paſcha ſtand während deſſen, die Arme in einander geſchlagen, mit gewohnter, kaltblütiger Ruhe, doch die ſcharfen, giftigen Blicke nach allen Seiten werfend, in der Vorhalle des Kreuzganges, ich blieb nebſt einigen ſeiner Vertrauten in der Nähe. Eine Rotte dieſer Wüthenden drang in die Sakriſtei, zertrümmerte die heiligen Gefäße und ſpähte gierig in allen Winkeln nach verborgenen Schätzen. Bei dieſer Gelegenheit entdeckten ſie in einer Ecke hinter einigen Kaſten, die Meßgeräthe zu bergen beſtimmt waren, einen Mönch in zuſammengekauerter Stellung, der ſich wahrſcheinlich bei der Flucht der Conventualen verſpätet hatte *). Sie ergriffen den Unglücklichen, ſchleppten ihn vor den Paſcha, der ſich mit haſtigen Schritten ihnen entgegen in den Kreuzgang begab und brüllten dem bebenden Mönch zu, ihnen die Kloſterſchätze anzuzeigen. Da er jedoch weder ihre Sprache verſtand, noch überhaupt vor Schrecken der Rede mächtig war, ſo wollte ich eben hinzu treten, um den Vermittler zu machen, als der Paſcha eine zurückweiſende Bewegung mit der Hand machte, den Mönch bei den Haaren faßte und ihm mit Einem Streiche das Haupt abhieb. Dann holte er mit grimmiger Geberde weit aus und ſchleuderte den Kopf an die Wand, die dadurch ganz mit Blut beſpritzt wurde.

*) Dem war nicht ſo, der unglückliche Cuthbert Lenz blieb freiwillig zurück, um das Kloſtergebäude zu überwachen.

Der Paſcha verlor kein Wort bei dieſer grauſamen That, aber ein teufliſches Lächeln zog ſich um ſeine dünnen gepreßten Lippen. Sein blutiges Schwert wiſchte er dann an dem Leichnam ab, warf es klirrend in die Scheide und gab das Zeichen zum Aufbruche. Nachdem die Türken nichts mehr entdecken konnten, was ihrer Raub- und Mordluſt zuſagte, ritten wir davon, während Kloſter, Kirche und das Dörfchen in hellen Flammen aufbrannten. Nach einigen Minuten kamen wir in ein anderes größeres Dorf, wo ſich ebenfalls eine Kirche mit einem Blechthurme, aber kein Kloſter befand. Während des Durchreitens hob der Paſcha bloß den rechten Arm in die Höhe und ſogleich flogen von allen Seiten Brandfackeln und Pechkränze auf die Häuſer, die in wenigen Augenblicken lichterloh brannten. Einige der Bewohner, welche bei der allgemeinen Flucht zurückgeblieben waren, meiſtens alte und kranke Leute, ſtürzten händeringend und wehklagend aus den Häuſern, in unbedachter Verzweiflung hin- und wieder laufend; ſie wurden jedoch bald von dem wilden Haufen niedergeſäbelt oder mit Lanzen durchſtochen. Über ihre noch zuckenden Körper, die von den Hufen der Roſſe vollends zerſtampft wurden, ſprengte der furchtbare Zug weiter. Es war ein ſchaudervoller Anblick, das Blut erſtarrte mir in den Adern, kaum war ich noch meiner Beſinnung mächtig.

Als wir außer dem Orte auf eine Anhöhe gekommen waren, wo eine Säule ſteht, gebot der Paſcha, Halt zu machen. Von hier aus ſieht man den früher erwähnten, befeſtigten Ort mit dem großen Thurme vor uns liegen*). Der Pa-

*) Der landesfürſtliche Markt Perchtoldsdorf, in welchem ſich die ſpäter erzählte tragiſche Begebenheit mit allen Nebenumſtänden zutrug. Die erwähnte Säule beſteht noch heute unter dem Namen: das Türkenkreuz.

ſcha ſchickte ſogleich einige Spahi dahin ab, die bald mit einem Haufen Türken zurückkamen und nun erfolgte eine lange Unterredung, die aber ſo leiſe gehalten wurde, daß ich kein Wort davon verſtehen konnte, um ſo weniger, da ich es nicht für gerathen hielt, mich in den Kreis einzudrängen. Endlich rief der Paſcha laut, ohne mich jedoch eines Blickes zu würdigen: „Dieſer wird als Dollmetſcher dienen, nimm ihn mit dir, Selim, und verſehe ihn mit allem Nöthigen. Morgen kehre ich zurück, ſorge, daß bis dahin Alles geordnet ſei.“ Dann beſtieg er ſein Pferd und jagte mit einem großen Schwarme wieder nach der entgegengeſetzten Seite zu.

Der Haufe, welcher aus dem Orte gekommen war, lenkte wieder darauf zu und ich blieb mit Selim und zwei Spahi allein zurück. Erſterer, einer der Vertrauteſten des Paſcha, mit einer wilden, wahrhaft abſchreckenden Phyſiognomie, die mich an das Portrait Mohamed II., des blutdürſtigen Eroberers von Conſtantinopel, erinnerte, und deſſen Stimme etwas Schleichendes, Tückiſchweiches an ſich hatte, ſprach zu mir, indem er mit dem Finger auf die Feſtung zeigte: „Da hinein haben ſich die Thoren vor unſern allbeſiegenden Waffen geflüchtet und in ſtrafbarem Übermuthe gewähnt, dem Heere des großen Sultans widerſtehen zu können. In wenigen Augenblicken aber werden ſie den Beweis erfahren, wie der Geweihte des Herrn Mangel an Vertrauen zu beſtrafen weiß. Doch bei dem Siege wohnt auch die Gnade. Wenn die Verblendeten Unterwerfung ſchwören, ſoll ihnen verziehen ſeyn und Schutzwache gegeben werden.“

Kaum hatte er geendet, ſo praſſelten ſchon verzehrende Flammen aus mehren Häuſern des uns am nächſten gelegenen Theiles des Ortes, die ſich bald zu einem allgemeinen Feuermeere vereinigten, das die holzbedeckten Gebäude bis

auf den Mittelpunkt des Ortes, wo die weitabſtehenden Mauern Kirche und Thurm ſchützten, verzehrte. „Dieſe Strafe,“ ſprach hohnlächelnd Selim, „haben die ungläubigen Hunde vorerſt für ihren Trotz wohl verdient. Nun aber laßt uns das Gebot des Paſcha befolgen. Die Pferde wollen wir den Spahi überlaſſen und uns dann zu Fuß von der andern, am wenigſten verſehrten Seite in den Ort begeben und den Verblendeten Gnade gegen Unterwerfung anbieten. Doch zieht vorher dieſes Gewand an,“ hier reichte er mir einen Kaftan, „und bedeckt euch mit dieſem Turban, damit ſie überzeugt ſind, von wem die Botſchaft komme. Darüber nehmt aber dieß deutſche Reiterkollet, deſſen früheren Inhaber ich ſelbſt bei Petronell an einen Baum ſpießte, zum Zeichen, daß ihr im Stande ſeyd, mit ihnen zu ſprechen.“ Ich befolgte ſeine Anweiſung, da mir Widerſetzlichkeit nichts geholfen haben würde; dennoch waren mir die heutigen Gräuelſcenen noch ſo lebhaft im Gedächtniſſe, daß ich ihn, während wir durch Weingärten nach der entgegengeſetzten Seite des Ortes gingen, auf das Eindringlichſte fragte, ob es mit dem Schutze, den die Bewohner nach ihrer Unterwerfung zu erwarten hätten, auch aufrichtig gemeint ſei. Ich hätte ſo viele Beiſpiele von Grauſamkeit am heutigen Tage geſehen, daß ich nicht umhin könne, daran zu zweifeln. Lieber aber wolle ich auf der Stelle mein Leben verlieren, als, wenn auch unfreiwillig und ſelbſt getäuſcht, zu dem Verderben ſo vieler meiner Glaubensgenoſſen behilflich zu ſeyn.

Erſtaunt ſah mich Selim an, indem unheimliche Blitze aus ſeinen Augen ſchoſſen. Bald faßte er ſich jedoch wieder und ſprach mit nachdrücklicher Stimme: „Dankt Gott, daß der Paſcha eure Worte nicht gehört hat. Er pflegt diejenigen, welche an ſeinem Worte zu zweifeln wagen, nicht auf die

ſanfteſte Art zu behandeln. Um irgend einen Endzweck durchzuſetzen, kommt es ihm auf ein Paar Menſchenleben durchaus nicht an. Übrigens ſeyd ihr da, um dieſen Bethörten die Worte aus meinem Munde zu verdollmetſchen; wollt ihr das nicht thun, ſo findet ſich bald ein Anderer. In dieſem Falle ſeyd ihr uns jedoch überläſtig und mit Überläſtigen pflegen wir unſern Zug nicht zu beſchweren.“

Bei dieſen Worten waren wir in einer langen Gaſſe angekommen, wo mehre große Rüſtwagen in langer Reihe ſtanden und Haufen von Türken in einzelnen Gruppen herumſtrichen oder ſtanden. Als wir langſam der Kirche zugingen, reichte er mir ein weißes Tuch und eine Lanzenſtange und ſagte: „Befeſtigt dieß an der Stange und ſchwingt es, ſobald wir im Angeſichte der Feſtung ſind.“ In dieſem Augenblick ergriff mich neuerdings unausſprechliche Angſt und ich fragte ihn mit geſteigerter Aufregung: „Ich darf ihnen alſo im Namen des allmächtigen Gottes Schutz und Sicherheit zu ſchwören?“ „Ihr ſollt ihnen,“ anwortete Semlin ruhig, „meine Worte verdollmetſchen, weiter geht euer Auftrag nicht und daß er nicht weiter gehen ſoll, dafür iſt geſorgt, denn ich verſtehe ſelbſt etwas ungariſch, wenn ich es auch nicht ſpreche. Und nun ans Werk; bleibt übrigens unbeſorgt, viele Orte haben ſich bereits dem Schutze des Sultans und ſeines treuen Bundesgenoſſen, des Grafen Tökely unterworfen und nicht Urſache gehabt, es zu bereuen.“

Damit nahm er mich bei der Hand und zog mich fort. Mir blieb weiter keine Wahl, auch war ich von der Wahrheit ſeiner letzten Angabe überzeugt; ich erhob daher die Stange und ſchwenkte das Tuch gegen den Thurm, in deſſen Angeſichte wir eben ſtanden. Sogleich wurde ein ähnliches Zeichen

herabgegeben. Wir näherten uns noch mehr und ich brachte meine Anrede in ungariſcher Sprache vor.

Nach einiger Zeit, die ſie wahrſcheinlich mit Berathungen zubrachten, erſchienen zwei Perſonen, ein Mann und ein Weib, an dem Kirchenfenſter, und eröffneten uns in gebrochener ungariſcher Sprache, daß der Ort wohl zu capituliren geneigt ſei, jedoch nicht aus Furcht, ſondern um ihrer Feldarbeit und ihrem Erwerbe obliegen zu können, da ihre Mauern feſt und ſie mit Proviant und Munition wohl verſehen wären. Welche Bedingungen ſie daher zu erwarten hätten? Ich erwiederte nach der Anweiſung Selims, daß ſie ſowohl Sicherheit des Lebens, als auch des Eigenthums, nebſt einer hinlänglichen Schutzwache gegen ihre Unterwerfung erhalten ſollten. Zum Zeichen derſelben ſollten ſie ein weißes Fähnlein ausſtecken. Sie antworteten, daß ſie ſich Bedenkzeit bis auf den folgenden Tag früh morgens ausbäten, was auch zugeſtanden wurde und worauf ſie ſich entfernten.

Selim ſagte „So wollen wir denn abwarten, was ſie in ihrer Weisheit beſchließen werden und die ſchöne Nacht auf dem nahen Berge zubringen.“

Mit trüber Stimmung folgte ich ihm auf einen nahen ausgedehnten Hügel hinter dem Orte, auf welchem ſich eine kleine Kirche mit einer verlaſſenen Einſiedelei*) befand, die ebenfalls den Flammen Preis gegeben wurden; hier erwarteten wir den folgenden Morgen. Ich verſchmähte bei meiner beklommenen Gemüthsſtimmung Speiſe und Trank, die er aus ſeinem Torniſter hervor holte, mit vieler Ruhe genoß und bald darauf entſchlief.

---

*) Das Kirchlein zum heil. Leonhard und die Einſiedelei dabei wurden im Jahre 1783 aufgehoben und erſtere demolirt, letztere aber zu einem Wohnhauſe umgebaut.

Ich konnte lange kein Auge schließen; die noch immer wüthende und von Zeit zu Zeit neu auffflackernde Feuersbrunst beleuchtete den Horizont und brach sich in grellem Widerschein an dem altergrauen Gemäuer der Kirche und des Thurmes. Von hier aus hatte ich auch einen vollen Überblick der geängstigten Stadt und des großen türkischen Lagers, das kaum über eine Stunde entfernt schien und sich durch unzählige Wachfeuer und fernes verworrenes Getöse kund gab. Angriff und Vertheidigung schienen zwar in der Nachtzeit zu ruhen, aber von dem großen Thurme der Stadt stiegen zweimal in abgemessenen Zwischenräumen Büschel von Raketen auf, die wahrscheinlich dem kaiserlichen Heere den bedrängten Zustand der Stadt anzeigten. Im nahen Orte selbst aber hörte man nur das Zischen und Prasseln der Flammen, denen von keiner Seite Einhalt gethan wurde und die, sich wild fortwälzend, schon die Häuserreihe der langen Gasse ergriffen hatte, die gegen Wien zu ausläuft. Erschöpft von all' dem Gräßlichen, das ich heute mit angesehen hatte, schloß ich endlich die Augen und fiel in einen ziemlich unruhigen Schlummer. Gegen Sonnenaufgang weckte mich ein greller Blitz, welchem ein furchtbarer Schlag folgte. Ich fuhr erschreckt zusammen, erwachte mit wunderbaren Empfindungen und sah, daß so eben, meinem Lager fast gegenüber, das glühende Sparrwerk eines Hauses eingestürzt war, das ein stäubendes Funkenmeer gen Himmel sandte. Von der Stadt her aber blitzten und krachten Geschütze, die einen unternommenen Sturm anzeigten.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne weckten auch Selim, und zeigten uns das weiße Fähnlein, das aus einem hohen bogenförmigen Fenster des alten Thurmes flatterte. Bei diesem Anblicke fuhr Selim auf und rief mit wilder Freude: „Sie sind bereit zu capituliren.“ Mit ungestümer Hast zog er

Haufen Türken um sie, die ihnen mit dem Bedeuten die Waffen abnahmen, daß es für Gehuldigte unnütz sei, Waffen zu führen. Einigen, die sich weigerten, wurden sie mit Gewalt aus den Händen gerissen und Mehre, welche, dadurch erschreckt, die Schwelle zu überschreiten zögerten, wurden bei den Haaren herausgerissen und den Übrigen nachgestoßen.

Die Gewehre wurden sogleich auf die bereitstehenden Rüstwagen geladen und abgeführt; die Mannschaft aber, gewiß über 2000 an der Zahl, auf dem Platze in Reihen aufgestellt und von den Türken umringt. Auf einen Wink des Pascha stieg eine Schar von den Pferden und durchsuchte die auf dem Platze stehende Mannschaft auf das Sorgfältigste, ob sie nicht etwa Waffen oder Geld bei sich versteckt trugen. Das Eingangsthor wurde ebenfalls sorgfältig besetzt.

Durch diese Maßregeln aufs Neue ängstlich und mißtrauisch gemacht, rissen Einige von der Bürgerschaft aus und wollten sich durch die Flucht retten; — da stand der Pascha auf, schrie mit fürchterlicher Stimme: Verrath! — ergriff sein Schwert und hieb der vor ihm stehenden Jungfrau, die sich beim Anblicke des zischenden Damasceners mit einem Jammergeschrei das Gesicht bedeckte, mit einem Hiebe das Haupt ab, so daß ihr die Schneide noch tief in die Arme fuhr. Sie stürzte zusammen und ihr weißes Kleid, wie ihre langen blonden Haare rötheten sich am Boden mit ihrem eigenen Blute. Darauf streckte der Pascha den rechten Arm mit dem blutigen Schwerte hoch empor und stieß den vor ihm stehenden Tisch um, daß die Schüsseln mit dem Gelde und die Schlüssel klirrend zu Boden fielen.

Bei diesem Zeichen flogen wie mit einem Schlage alle Säbel aus der Scheide, ein furchtbares Gemetzel begann. Zu-

gangspforte gerichtet, ſich einſtweilen mit 4000 Gulden, welche die Bürger anboten, zu begnügen, wovon ihm 2000 ſogleich bar in zwei Schüſſeln übergeben, die übrigen 2000 aber bis auf den Tag Johannis Enthauptung, (den 29. Auguſt) zu bezahlen verſprochen wurden. Dieſe Unterhandlungen währten an vier Stunden, wobei Selim die Befehle empfing, die ich verdollmetſchen mußte.

Da endlich Alles in Ordnung gebracht war, erſchien, als Zeichen, daß die Feſtung noch von keinem Feinde bezwungen war *), eine ganz weißgekleidete Jungfrau mit blonden fliegenden Haaren, von einem ehrwürdigen Alten begleitet, der ihr Vater und Vorgeſetzter des Ortes zu ſeyn ſchien, näherte ſich mit wankenden Schritten und leichenblaſſer Geſichtsfarbe dem Sitze des Paſcha und überreichte ihm auf einem kleinen gelbſammtenen Kiſſen das Löſegeld und die Schlüſſel der Feſtung.

Der Paſcha winkte ihr, das Kiſſen auf den Tiſch zu legen und neben ihm ſtehen zu bleiben. Über die Schlüſſel legte er zum Zeichen der Eroberung ſeinen blanken Säbel. Dem Alten deutete er an, wieder zurückzugehen, worauf ſich dieſer in banger Erwartung an das Eingangsthor ſtellte. Nun befahl der Paſcha, daß ſich die ganze wehrhafte Beſatzung des Ortes reihenweiſe auf dem Platze aufſtellen ſolle, damit er bemeſſen könne, wie ſtark die verſprochene Schutzwache ſeyn müſſe. Dieſer Befehl erregte ſchon einiges Mißtrauen unter den Bürgern, da es aber jetzt zu ſpät war, zurückzutreten, ſo erklärten ſie ſich auch dazu bereit. — Als ſie nun einzeln aus dem Thore traten, ſammelten ſich einige

*) 1529 barg ſich die Bürgerſchaft ebenfalls in ihren feſten Mauern und hielt bis zum Abzuge der Türken ſtandhaft aus.

Kaum war er aber einige Schritte weit geritten, so schien ein Rest menschlichen Gefühles in ihm zu erwachen; er wandte sein Pferd, zeigte auf mich und gebot einen Spahi, mich auf sein Pferd zu nehmen. Fast ohne Bewußtsein kam ich im Lager wieder an und nur der gütigen Vorsorge des Fürsten, der mir seinen Leibarzt sandte, habe ich, nach mehrwöchentlichen Leiden, meine Genesung zu verdanken. Jetzt aber scheint die Wendung der Dinge nahe, das christliche Heer zieht zum Entsatze heran und Alles im Lager bereitet sich zum ernsten entscheidenden Kampfe vor. Gott möge es fügen, daß ich der furchtbaren Katastrophe, sie entscheide sich auf diese oder jene Weise, entrinne und wieder in meine freundliche Heimath zurückkehren könne, aus welcher mich nur eine Verkettung der sonderbarsten Umstände in die Dienste des Fürsten von Siebenbürgen und dadurch in das Gewirre dieser furchtbaren Schreckensscenen gebracht hat. Gott helfe mir —.“

Hier schließt das Bruchstück des interessanten Manuscriptes und wir bleiben in Ungewißheit, ob sich der Schreiber desselben vor der Katastrophe gerettet hat, oder ob er in derselben umgekommen ist. Die Wahrscheinlichkeit ist leider sehr für den letztern Fall, sonst würde er wohl vor Allem auch sein Tagebuch mit gerettet haben. Auch hatte er, wie wir aus dem Verlaufe der Erzählung sehen, fast mehr noch von dem Mißtrauen der Türken, als von dem Schwerte der Christen zu fürchten. Geschichtlich ist, daß von den 6000 Mann, welche Michael Apafi, Fürst von Siebenbürgen als Contingent mit nach Wien brachte, beinahe die Hälfte durch böse Seuchen umkamen und kaum 500 Mann nach der Befreiungsschlacht in ihr Vaterland zurückkamen.

Des Helden erſte Sporen.

Die Höhen und Wälder des Kahlengebirges umzog am frühen Morgen ein dichter, aber leichter Herbſtnebel, von jener Art, welche einen heiteren Tag verkündigen. Der halbdurchſichtige, weißlich graue Schleier, von den erſten Strahlen des erwachenden Tages wunderſam röthlich durchwirkt, zog ſich von der Höhe des Leopoldsberges in mancherlei ſeltſamen Geſtaltungen bis an die Donau hinab und ſchwebte, ſich mehr und mehr verdichtend, über deren ſpiegelnde Fläche, während ſich die Höhen zuſehends lichteten und endlich die Gipfel der Bäume von dem erſten freudigen Strahle der holden Morgenſonne wiederglänzten.

Aber wild contraſtirte der Anblick des erwachenden jungen Tages mit dem brauſenden Getobe und Waffengeräuſche rings umher. Es war am Morgen des 12. Septembers 1683, dieſes Tages banger Erwartung des blutigen Kampfes und der glorreichen Entſcheidung.

Von den Höhen erblickte man die Stadt Wien, in Dampf und Nebel wie in ein Trauergewand gehüllt. Ganze Büſchel von Raketen entſtiegen dem Stephansthurme, zum Zeichen der großen Noth und zur Rettungs-Aufforderung; denn länger vermochte die nach den unerhörten Anſtrengungen erſchöpfte Stadt nicht mehr dem ſtürmenden Andrange der Ungläubigen zu widerſtehen, deren weite Lager, ein unüberſehbares Heer von Gezelten, man auf der ausgedehnten Fläche und am Wienerberge ringsum der Stadt von hier wohl überblicken konnte, ſo wie auch das mäandriſche Geflecht von Minen und Approchen, die ſich von der Gegend der Laimgrube bis zu dem heutigen Vorſtadtgrunde St. Ulrich in zahlloſen Krümmungen bis an die bereits zum größten Theile in Schutt liegenden Stadt-

mauern zwiſchen dem Kärnthner- und Burgthore, ja über dieſes eine weite Strecke hinauszogen.

Aber in der vergangenen Nacht waren vom Kahlengebirge und dem Hermannskogel bereits Feuerſäulen und Raketen in großer Zahl aufgeſtiegen und hatten neue Hoffnungen in dem bedrängten Wien erregt.

Mit dem früheſten Morgen ſchon ſpiegelte ſich die Sonne in Tauſenden von blitzenden Waffen und Schilden. Zahlloſe Kriegerſcharen bedeckten in wimmelndem Gedränge und in mancherlei ſeltſamen Trachten die Höhen und aus den Thälern herauf von Weidling und Kloſterneuburg kletterten noch endloſe Züge auf den allgemeinen Sammelplatz und ſcharten ſich daſelbſt rachedürſtend und kampfluſtig um ihre erprobten Führer, mit den breiten Säbeln und Hellebarden freudig zuſammenklirrend und die übermüthigen Feinde mit wildem Trotze heraus fordernd.

Siehe, da ertönte um die ſechſte Stunde der helle Klang des Betglöckleins am Leopoldsberge und auf einmal legten ſich die brauſenden Wogen und feierliche, erhabene Stille trat rings umher ein, die niemals ergreifender und erhebender iſt, als bei dem Zuſammenfluſſe großer Menſchenmaſſen, vollends bewaffneter Krieger. Die Truppen reihten ſich auf dem Leopoldsberge in einen großen Halbkreis, ſo daß der Raum vor der Capelle leer blieb. Vorerſt wurde auf dem Gemäuer der alten, leider in Ruinen liegenden Markgrafenburg das große rothe Banner, mit dem weißen Kreuzeszeichen, als das Symbol des Bundes rechtgläubiger Chriſten, aufgepflanzt; zum Hohne und Trotze der großen Blutfahne, die bei Kara Muſtapha's ſtrahlendem Gezelte drohend flatterte. Mit tauſendſtimmigem Jubel wurde deſſen Anblick begrüßt. Doch bald war Alles wieder in tiefe, ehrfurchtsvolle Stille verſunken, als

ſich die Pforte des neuen Schloſſes öffnete und die edlen Heeresführer im glänzenden Zuge ſich zur Capelle begaben. An ihrer Spitze ſchritt, das Heiligthum in den Händen, ein ehrwürdiger Prieſter; das kahlgeſchorene Haupt umgab ein Kranz von ſchönen dunklen Haaren, die ſich am Hinterhaupte verdichteten. Ein ſchön getheilter, reicher, aber nicht ſehr langer Bart umgab ſein Kinn. Wangen und Oberlippe waren ebenfalls mit einem Barte geſchmückt.

Sein Antlitz war mild und freundlich, aus ſeinen dunkelbraunen Augen leuchteten Glaubensmuth und ſelige Gottergebenheit. Wie er im faltigen Prieſtergewande, mit der Alba und Stola bekleidet, daher ſchritt, erhob er die ſegnenden Hände gegen das Kriegsvolk, das ſich fromm verneigte und mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnete.

Es war dieß der durch die Heiligkeit ſeines Wandels und durch ſeine Gabe der Weisſagung berühmte Kapuziner Marcus Avianus, der unzertrennliche Begleiter des chriſtlichen Heeres *).

Ihm zunächſt folgten die Vornehmſten der Heeresfürſten. Vor Allen waren die Blicke der Krieger auf drei derſelben gerichtet. Der Erſte in der Reihe und im Range war eine gedrungene Geſtalt im beſten Mannesalter, ſtark und nervig, nicht über Mittelgröße, lebhaft in Worten und Geberden, das Haupt faſt auf mönchiſche Art geſchoren, Augen, Haare und Bart ſchwarz. Seine höchſt einfache, faſt etwas nachläſſige, gemeine Kriegertracht ließ weniger als ſein impoſanter Blick

*) Marcus Avianus ſtarb 1699 in einem Alter von 62 Jahren zu Wien, im Geruche der Heiligkeit. Von den Wiener Damen wurde ſein Leichnam auf lauter Roſen gebettet und deshalb viele Gärten ihrer Zier beraubt. Die kaiſerliche Garde mußte mit vieler Mühe dem ungeheuern Zulauf in die Sakriſtei der Kapuziner wehren, wo er aufgebahrt lag.

und seine majestätische Haltung den damals mächtigen König von Polen, Johann III. (Sobieski) erkennen. Ihm zur Linken ging sein ältester Sohn, Prinz Jacob, ein aufblühender Jüngling in der damals üblichen, halbritterlichen Kleidung, zur Rechten aber der große Kriegsheld, Herzog Karl (IV.) von Lothringen, Ahnherr des jetzt regierenden Kaiserhauses. Seine hohe Gestalt, seine markirten Züge und sein feuriger, ehrfurchtgebietender Blick kündeten deutlich, welch' ein Heldengeist in ihm wohne, was auch seine Thaten bestätigen. Ihnen folgten die übrigen Heerführer: der Kurfürst Max Emanuel von Bayern mit den einnehmenden feinen Zügen, der Herzog Georg III. von Sachsen, Prinz Ludwig von Baden, der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg, der Fürst Christian Ludwig von Waldeck u. A.

An der Seite des Prinzen Ludwig von Baden ging ein schmächtiger Jüngling (ungefähr 19 Jahre alt), länglichen, nicht eben schönen Gesichtes, klein von Statur, aber mit von Kampf- und Ruhmbegierde strahlenden Augen.

Während nun der Kanonendonner und das Sprengen von Minen unausgesetzt die Luft erschütterten, und das bedrängte Wien ängstigten, las der fromme Marcus die heilige Messe in der offenen Leopoldskapelle, wobei ihm der König selbst am Altare assistirte. Nach vollendeter heiliger Handlung reichte der ehrwürdige Priester den katholischen Fürsten das heilige Abendmahl, trat dann mit ihnen auf den freien Platz, wo sich die versammelten Kriegerscharen auf die Knie niederließen und ertheilte ihnen den heiligen Segen, der ihren Muth neu befeuerte. Darauf trat der König in ihre Mitte, winkte seinen Sohn zu sich und ertheilte ihm unter schallender Kriegsmusik den Ritterschlag zum Andenken des größten Tages, den er je erleben könne, empfahl ihm, sich den größten

Feldherrn seiner Zeit, den Herzog von Lothringen, zum Muster zu nehmen im rauhen Kriegeswerk und hielt dann folgende kraftvolle Anrede an seine Krieger in polnischer Sprache, die sogleich durch Dolmetscher übersetzt wurde: „Krieger und Freunde! Der Feinde da unten sind fürwahr eine große Zahl, fast noch größer als bei Choczim *), wo wir sie vernichteten. Es ist zwar ein fremder Boden, auf dem wir heute fechten, doch wir kämpfen auch hier für's eigene Vaterland, unter Wiens Mauern schützen und retten wir zugleich unser geliebtes Polen. Wir retten heute nicht eine einzelne Stadt, wir retten die gesammte Christenheit, indem wir dessen wichtigstes Bollwerk, die Stadt Wien, von den Feinden befreien. — Ihr kämpft einen heiligen Kampf, wo selbst das unbelohnte Streben rühmlich ist und zu fallen eine Himmelskrone erwirbt. Nicht allein für euren König, für Gott selbst streitet ihr. Seine Allmacht hat euch ohne allen Kampf diese unwegsamen Höhen heraufgeführt und euch dadurch den halben Sieg schon in die Hände gegeben **). Schon sehen sie euch über ihren Häuptern, die stolzen Ungläubigen. Ihnen entfällt mit einem Male der Muth und sie verkriechen sich in die Thäler und Schluchten, als in ihre baldigen Gräber. Ich habe euch nur einen einzigen Befehl zu geben. Euer König sei euch das Beispiel, euer Feldgeschrei seien die heiligsten Namen: „Jesus, Maria!“ Frisch auf darum, folgt mir unverzagt, ihr wackern Krieger, folgt mir, ihr Edlen und Junker, denn heute gilt es, sich die Sporen zu verdienen.“

*) Die blutige Schlacht bei Choczim, bei welcher 28,000 Türken auf der Wahlstatt blieben, fiel 1673 vor und dadurch wurde alle Türkengefahr von Polen für immer entfernt.

**) Es ist auch wirklich fast unbegreiflich, wie Kara Mustapha die wichtige Lage des Kahlengebirges ganz außer Acht und unbesetzt lassen konnte.

Lautes Freudengeſchrei erhob ſich bei dieſem begeiſternden Aufrufe und freudig erſchallte das Schmettern und Wirbeln der kriegeriſchen Muſik. Die Schwerter flogen aus der Scheide als in demſelben Augenblicke fünf Kanonenſchüſſe das Zeichen des Angriffes gaben und Alles drängte ſich kampfesluſtig und todesmuthig bergab; einer der Erſten aber der kleine, ſchmächtige Jüngling, mit hochgeſchwungenem Schwerte.

Die Schlacht ward geſchlagen, mit welchem glänzenden Erfolge, iſt weltbekannt. Ehe noch die Sonne ſich ins Meer tauchte, flohen die Ungläubigen in zerſtreuten Scharen nach allen Seiten, während Tauſende und Tauſende ihrer Leichen das Schlachtfeld bedeckten. Die Sieger hielten Tags darauf ihren herrlichen Einzug in dem befreiten, jauchzenden Wien. Der Zug ging durch das Stubenthor in die Wollzeile, Biſchofgaſſe, Stephansplatz, durch die Kärnthnerſtraße und den neuen Markt in die Hofkirche der Auguſtiner, welche damals von Innen mit einer Lorettokapelle mitten in der Kirche und vielen Trophäen geſchmückt war. An Erſtere befeſtigte der König mit eigener Hand den ihm als den Befreier Wiens überreichten Lorberkranz und ſtimmte ſelbſt das Tedeum an, nachdem er ſich in dem ſchönen Tempel umſehend und in ſeinem etwas barbariſchen Latein ausgerufen hatte: Quam esset dolendum, si istae bestiae hanc ecclesiam acquivissent (Wie Schade wäre es, wenn dieſe Beſtien die ſchöne Kirche erhalten hätten).

Die edlen Heerführer ernteten nun auch den heißeſten Dank und Lohn von allen chriſtlichen Mächten, ſo wie von dem Oberhaupte der Kirche und auch die Untergeordneten erhielten ehrenden und klingenden Lohn. Als man aber die Heldenthaten Einzelner prüfte und hervorhob, vereinigten ſich alle Stimmen, daß dem kleinen, ſchmächtigen Jünglinge das größte

Lob und die höchste Auszeichnung gebühre. Wie Wetterflamme hatte er sich in die dichtesten Reihen der Feinde gestürzt; wo die Gefahr am größten war, sah man ihn an der Spitze der Krieger, Tod und Verderben um sich verbreitend. Eingedenk der Worte des heldenmüthigen Königs, beschenkte ihn der Herzog von Lothringen selbst mit einem Paare goldener Sporen, ernannte ihn im Namen des Kaisers zum Oberst und sprach mit prophetischer Stimme zu ihm: „Würdiger Sprosse des alten savoyischen Heldengeschlechtes, Ihr habt Euch Eure Sporen bei diesem Riesenkampf ritterlich verdient, fahrt so fort und Ihr, den Frankreich in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit verschmähte, den Deutschland freudig aufnahm, Ihr werdet in der Folge des höchsten Kriegsruhmes theilhaftig werden.“ Und der Ausspruch des Helden ging im Übermaße in Erfüllung, denn der kleine schwächliche Jüngling war der für alle Zeiten berühmte, unsterbliche Eugen von Savoyen *), der größte Feldherr seiner Zeit, Österreichs Genius und Retter zu verderbenschwangerer Zeit, dessen Name mit unverlöschlichen Flammenzügen in Österreichs Geschichte prangt, dessen Ruhm nicht nur als einer der größten Feldherrn aller Zeiten, sondern auch als Beschützer und Beförderer von Wissenschaft und Kunst unvergänglich strahlt.

Der große Held starb den 21. April 1736 in seinem Palaste in der Himmelpfortgasse in Wien und Kaiser Karl VI. ließ ihm ein Leichenbegängniß wie für einen Erzherzog halten.

*) Eugen war ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, hatte aber kein Gefallen daran und bot Ludwig XIV. seine Kriegsdienste an. Dieser wies ihn mit den höhnischen Worten ab, er wisse nicht, was er mit dem kleinen Abbee anfangen solle.

Das Moldauerkreuz am Gatterhölzel.

Auf dem Wege von Meidling oder Schönbrunn (durch den Garten) nach Hetzendorf erblickt man auf der Anhöhe, mitten in den Fruchtfeldern des ehemaligen Gatterhölzes eine alte, ſchon ziemlich dem Verfalle ſich nähernde Capelle. Sie befindet ſich links der großen Durch- und Überfahrbrücke, welche auf einer Seite die Chiffern M. T. (Maria Thereſia), auf der andern J. II. (Joſeph II.) trägt und zum Anfange der Communicationsallee zwiſchen Schönbrunn und Larenburg führt, auf deren rechten Seite die Capelle ſteht. Schon ihre ganz eigene, ganz ungewöhnliche Lage mitten auf den Äckern, ſo wie ihre ſchiefe Stellung, wodurch ihr Eingang Wien zugekehrt iſt, läßt vermuthen, daß beſondere Umſtände bei ihrer Erbauung obgewaltet haben, ſo wie, daß ihr Zweck einſt ein ganz beſonderer geweſen ſeyn müſſe. Und wirklich iſt ſie auch ein vorzüglich merkwürdiges Monument vergangener Zeit, an einen der wichtigſten Momente der vaterländiſchen Geſchichte erinnernd, und die Art ihrer Entſtehung iſt eben ſo ſonderbar als intereſſant. Leider aber ſcheinen die Beziehungen darauf ſo ziemlich aus dem Gedächtniſſe der Jetztlebenden verſchwunden zu ſeyn; wenigſtens konnte mir bei meinen öfteren Beſuchen dieſes merkwürdigen Denkmals kein Bewohner der Umgegend, deren ich mehre zur Probe befragte, nähere Aufſchlüſſe geben, als daß es eine alte Capelle ſey, die ſeit Menſchengedenken hier ſtehe.

Es iſt leider zu vermuthen, daß das alte, halbverfallene und freilich in ſeiner Geſtalt nicht ausgezeichnete, auch ſo eigenſinnig verdreht daſtehende Gebäude eheſtens abgebrochen werden dürfte, um Raum für ein paar Hände voll Gerſte zu gewinnen, oder daß vielleicht gar, da ſein Inne-

res doch noch immer ein kleines Crucifix enthält, an anderer, passenderer Stelle eine neue zierliche Säule errichtet werde, wodurch alle historische Erinnerung für immer verloren geht. Beispiele dieser Art sind nicht selten. Ja, was noch am meisten zu verwundern ist, so enthalten sogar die meisten topographischen und Geschichtswerke, so z. B. Weidmann's Umgebungen von Wien, Generich's Geschichte der österreichischen Monarchie, sogar die sonst so schätzenswerthe kirchliche Topographie, wenigstens zwei, aber tüchtige Unrichtigkeiten in Beziehung auf die Entstehung dieses Denkmals. Sie kommen nämlich darin überein, daß diese Capelle während der zweiten türkischen Belagerung von dem Fürsten der Moldau (Michael Duca) errichtet worden, und deshalb in der Folge das Moldauerkreuz genannt worden sey. Die letztere Benennung erhielt es freilich im Munde des Volkes, woran jedoch nur die Begriffsverwirrung desselben, was fremde Völker und Länder betrifft, vielleicht auch die mundgerechtere und frembartiger klingende Aussprache die Schuld trug. Nach einem äußerst schätzbaren, gleichzeitigen und höchst seltenen Büchlein, dessen Mittheilung ich meinem, als Sammler vaterländischer Druck-Curiosa rühmlich bekannten, Verleger verdanke, verhält es sich mit der Entstehung dieses merkwürdigen Denkmales wie folgt:

Als im Jahre 1683 die türkischen Scharen und ihre Verbündeten Wien umlagerten und beängstigten, schlug Fürst Servan Kantakuzenos, Hospodar der Walachei, auf der damals waldigen Höhe des Gatterhölzels sein Lager auf. Da er als Abkömmling einer der vornehmsten Familien des ehemaligen griechischen Kaiserhauses, wie seine Nation der christlichen Religion zugethan war, so ließ er unweit von seinem Zelte auf freiem Platze ein großes, sechs Ellen hohes Kreuz

aufpflanzen, bei welchem er seine Andacht zu verrichten und auch täglich davor die Messe zu hören pflegte. Dieses Kreuz, von welchem uns die oben erwähnte seltene Broschüre und auch Uhlich's schätzbares Tagebuch der zweiten türkischen Belagerung (Wien 1783) getreue Abbildungen bewahren, war in einfacher, gewöhnlicher Kreuzesform gearbeitet; am obersten Ende befanden sich die gewöhnlichen vier Buchstaben in Messing: **I. N. R. I.** Am obern Theile des Kreuzes waren vier Kreise, ebenfalls in Kreuzesform zusammengestellt, welche in griechischen Charakteren die Worte enthielten: „Mutter Gottes, Jesus Christus, Maria Magdalena.“ Auf dem Querbalken links in gleichen Charakteren: „Heiliger Gott. Starker Gott“ Rechts: „Unsterblicher Gott. Erbarme Dich Unser!“ In der Mitte befand sich das Bildniß der heiligen Jungfrau von Candia mit dem Kinde auf dem Arme, unter demselben war das fürstliche Wappen mit dem doppelten Adler angebracht. Auf dem unteren Theile des Kreuzes stand zuerst die Inschrift in lateinischer Sprache: „Die Erhöhung des Kreuzes ist die Erhaltung der Welt; das Kreuz die Zierde der Kirchen; das Kreuz der Schutz der Könige; das Kreuz die Bestätigung der Gläubigen; das Kreuz die Glorie der Engel und die Wunden der Teufel.“ Weiter unten ebenfalls in lateinischer Sprache: „Wir von Gottes Gnaden Servanus Kantakuzenos, Fürst der Walachei jenseits der Gebirge und derselben zu allen Zeiten Erbherr, haben dieses Kreuz an dem Orte, welches täglich mit Andacht des Volkes und einer heiligen Messe verehrt worden, zu Unserem und der Unsrigen ewigen Gedächtniß aufrichten lassen, zur Zeit, als der türkische Großvezier, Kara Mustapha Pascha, Wien belagert hat. Den 1. Tag des Monats September 1683.“ Am Fuße des Kreuzes war ein Todtenkopf mit den Worten angebracht: **Viator, Momento mori.**

Die Errichtung und die Inschrift dieses Kreuzes klingt freilich wie bittere Ironie in einem Feldzuge, der eigentlich gegen das Kreuz und dessen Bekenner gerichtet war; allein die nachfolgenden Handlungen des Fürsten der Walachei, obschon mißglückt, zeigten, daß es ihm Ernst mit seinem christlichen Sinne war, und daß er nur gezwungen Theil an diesem Feldzuge nahm.

Die Eile der Flucht des türkischen Heeres gestattete die Mitnahme des Kreuzes nicht; der Fürst ließ es daher, vielleicht um Profanation zu verhüten, in eine Grube senken und diese schnell mit Erde füllen. Den 9. October desselben Jahres wurde es von einer Magd entdeckt, die in das Gatterhölzel ging, um daselbst Holz zu lesen *). Der damalige Bischof von Wien, Emerich Sinellius, ließ es von da in den Bischofhof bringen, wo es für einige Zeit verwahrt blieb. Anfangs des Jahres 1684 aber ward es an dem Orte, wo es früher gestanden hatte und den man an den Spuren der aufgegrabenen Erde leicht fand, in derselben Richtung gegen Wien zu, wieder aufgerichtet, und zu dessen besserer Bewahrung eine Capelle darüber gebaut.

Von nun an erhielt sowohl das Kreuz als die Capelle den Namen: „Moldauerkreuz," wahrscheinlich weil man die Moldauer und Walachen häufig mit einander verwechselte, Erstere ebenfalls in der Nähe lagerten und weil, wie bereits erwähnt, der Name Moldauerkreuz mundgerechter war, als das weniger bezeichnende, ja profanirende Walachenkreuz.

*) Nach andern Angaben soll die frische Erde von in der Gegend weidenden Schweinen aufgewühlt und das Kreuz dadurch entdeckt worden seyn. Die erwähnte alte Broschüre aber gibt obige Art der Entdeckung an, und jedenfalls muß ihr größere Authenticität zugestanden werden.

In dieſem Zuſtande blieben Capelle und Kreuz bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhundertes, als das letztere im Herbſte des Jahres 1785 nächtlicher Weile von Frevlerhand geraubt wurde, vielleicht der Verzierungen, vielleicht auch des bloßen Holzwerthes wegen. Genug, es wurde keine Spur mehr davon aufgefunden, und ſeine Stelle wurde in der Folge durch ein für die Größe der Capelle unverhältnißmäßig kleines Crucifix an der innern Wand erſetzt, das ſich noch gegenwärtig daſelbſt befindet. Es wäre ſchließlich ſehr zu wünſchen, obwohl leider kaum zu hoffen, daß dieſes höchſt merkwürdige Denkmal aus der zweiten Belagerung Wiens wieder in beſſeren Stand geſetzt, und die Begebenheit, die deſſen Entſtehung veranlaßte, durch eine Inſchrift den Nachkommen zu immerwährendem Gedächtniſſe bewahrt würde. Gerſte und Hafer wachſen ja in unſerem geſegneten Öſterreich auch an andern Orten genug, die hiſtoriſchen Erinnerungen aber drohen von Tag zu Tag mehr abzunehmen und zu verſchwinden, und ſich in der nackten und nüchternen Gegenwart zu verflachen, da am Ende ſelbſt die lebendigſte Tradition ohne allen phyſiſchen Anhaltspunkt erlahmen und verklingen muß.

Der Mord und die geheimniſsvolle Rache.

Der Einzug des erſten portugieſiſchen Geſandten ſollte in Wien Statt finden. Die jahrelangen Zerwürfniſſe zwiſchen dem Hauſe Habsburg und dem in Portugal, nach Abſchüttelung des ſpaniſchen Joches zur Regierung gelangten Hauſes Bragança, waren endlich beigelegt und großer Jubel erfüllte die Einwohner Wiens über die bevorſtehende große Feſtlich-

keit, die an einem ſchönen, hellen Wintertage, den 29. November 1695 vor ſich gehen ſollte.

Unzählbar waren die glänzenden Karoſſen und Sänften, die Menge der reich geſchmückten Pferde, die Scharen der bewaffneten Krieger und die goldſtrahlenden Reihen der Dienerſchaft bei dem herrlichen Zuge. Der Geſandte ſelbſt, aus dem alten und edlen Geſchlechte der Marquis von Aronches, leuchtete im Glanze ſeines Reichthums, begünſtigt durch ſeine edle männliche Geſtalt, wie die Sonne unter minderen Geſtirnen hervor. Er mochte etwa 40 Jahre alt ſeyn, war aber rüſtig und mannhaft und ſeine Chevalerie, ein Anſtrich von vornehmen nonchalanten Lebensfrohſinn ließen ihn kaum für dreißig gelten. Jedenfalls war er ein würdiger Repräſentant ſeines Monarchen am kaiſerlichen Hofe. Er führte einen ſo glänzenden Staat, wie kein anderer der Großen und fremden Geſandten in Wien; ſeine Freigebigkeit und Prachtliebe wurden bald zum allgemeinen Sprichworte. Sein Haus war der Sammelplatz alles Edlen und Schönen, ſeine Feſte wetteiferten an Pracht und Glanz mit dem Hofprunke der Majeſtät ſelbſt. Seine Galanterie bezauberte die Damen, an ſeinen Spieltiſchen und Soireen nahmen die Vornehmſten des Landes Antheil; die Auserleſenheit und Fülle ſeiner Tafeln waren weit und breit berühmt. Und da ſich Jedermann in ſeinem Hotel wohl und heimiſch fühlte und trotz des ungeheuren Aufwandes ſeine Goldquellen unverſiegbar ſchienen, ſo leuchtete ſeine Stellung ſo ausgezeichnet und beneidenswerth hervor, daß bald die Redensart: „Glücklich wie Aronches“ in Aller Munde ging.

Bei den glänzenden Feſten des portugieſiſchen Großen war unter mehren Edlen des Landes auch der junge, allgemein geachtete Graf Johann Ferdinand von Hallwyl erſchienen,

der mit der jungen und reichen italieniſchen Gräfin von Cicola verlobt war. Zu ihm ſchien der Marquis beſondere Vorliebe gefaßt zu haben, oft beſuchten ſie ſich gegenſeitig, jagten mit einander und brachten auch manchen vergnügten Abend im Hotel des Vaters der ſchönen Gräfin (in der Wallnerſtraße) zu, welche Aronches mit ſeiner gewohnten Galanterie überſchüttete, indem er zugleich das Los des Grafen als ein höchſt beneidenswerthes pries.

Auf einmal aber ſchien ſich die Stimmung des portugieſiſchen Geſandten auffallend geändert zu haben. Aufmerkſamen Beobachtern ſchien oft auf der Stirne des geprieſenen und beneideten Mannes eine Falte zum Vorſchein zu kommen, die ein geheimer Kummer, eine ſtille Sorge darauf gegraben haben mußte. Er beſaß nicht mehr jene liebenswürdige Leichtigkeit in ſeinem Benehmen, durch das er ſich Anfangs alle Herzen eigen gemacht hatte, ſeine Feſte wurden ſeltener und entwickelten nicht mehr jenen verſchwenderiſchen Glanz, der ſie früher ſo beiſpiellos ausgezeichnet hatte. Obwohl er nun ſo ziemlich im Stande war, ſich zu bemeiſtern, ſo vermochte er doch ſeinen geheimen Mißmuth nicht ſo gänzlich zu verbergen, als daß nicht jene, welche zu ſeiner näheren Umgebung gehörten, aufmerkſam darauf werden mußten. Man erſchöpfte ſich in allerlei Vermuthungen, Einige glaubten den Grund in ſeinen, durch raſtloſe Verſchwendung zerrütteten Vermögensumſtänden, Andere in geheimem, vergeblichen Liebesgram ſuchen zu müſſen. In letzterer Hinſicht bemühten ſich beſonders die Verwandten des jungen Grafen von Hallwyll dieſem ihre Muthmaßungen und Bedenken mitzutheilen, und ihn auf das Benehmen des Marquis gegen ſeine Braut aufmerkſam zu machen. Der Graf ließ jedoch im feſten Vertrauen auf Letztere und auf den edlen Character des Marquis ihre

Winke mit jugendlicher Arglosigkeit und Unbefangenheit unbeachtet. Der Marquis aber wurde verschlossener und düsterer mit jedem Tage, seine Feste wurden immer seltener und man sprach auch unter sich von einer bedeutenden Anleihe, welche er mit einem Wechselhause auf seine großen Güter in Portugal gemacht haben sollte.

Da begab es sich eines Abends, als eben im Hotel des Grafen von Cicola hohes Spiel gespielt wurde, daß in dem Augenblick, als die Crisis desselben nahte, die junge Gräfin hereintrat, sich dem Stuhle des Grafen Hallwyl, der Aronches gegenüber saß, näherte, und ihm einige zärtliche Worte zuflisterte. Der Marquis verfärbte sich in diesem Augenblicke, verfehlte die Pointe des Spieles und verlor mit einem Wurfe eine sehr bedeutende Summe. Aufgeregt und verwirrt, wie er war, konnte er den ganzen Abend die Gunst Fortunens nicht wieder erlangen, er verlor seine ganze Barschaft und blieb dem Grafen noch auf sein Ehrenwort eine ansehnliche Summe schuldig. Sich leicht entschuldigend, daß er nicht mehr Bares bei sich habe, lud er den Grafen freundschaftlich für den folgenden Tag zu einer Jagdpartie in der Gegend von Burkersdorf ein und versprach, bei dieser Gelegenheit zugleich seine Schuld abzutragen.

Den folgenden Tag, es war der 10. August 1696, fuhr Graf Hallwyl in seinem Wagen bei dem Marquis vor, um ihn abzuholen. „Lieber Freund,“ redete ihn dieser freundlich an, „ich getraue mich kaum mit Ihren Pferden zu fahren, die etwas ungestümer Art sind. Auch ist Ihre Karosse zu einer Jagdpartie wohl etwas zu schwerfällig. Behelfen wir uns mit meiner kleinen Kalesche. Freilich wird Ihr Bedienter eben so wenig als der meinige darauf Platz finden, indessen können wir uns mit meinem Kutscher begnügen,

der in jeder Beziehung ein verläßlicher Burſche iſt. Wenn wir dann Abends zurückkehren, ordnen wir zugleich unſere Angelegenheit.“ — Der Graf ging auf dieſen Vorſchlag ein, obgleich er beſorgt gen Himmel ſchaute, an welchem zur frühen Morgenſtunde ſchon Gewitterwolken aufſtiegen. Er bemerkte, daß ſie in der offenen Kaleſche, wenn das Gewitter, wie zu erwarten, losbräche, wohl wacker durchnäßt werden könnten. Aronches aber ſprach lächelnd: „Sind Sie ein Waidmann und fürchten ſich vor dem Regen?“ Hallwyl zuckte ſchweigend die Achſeln, ſchickte ſeinen Wagen zurück und die Jagdgefährten fuhren ohne weitern Aufenthalt zum Burgthore über das Schöff (Mariahilf) hinaus und ihrem Ziele zu.

Das ſchon in der Frühe drohende Ungewitter aber brach bald darauf los. Gegen Mittag zog es dunkler und dunkler vom Wienerwald heran. Um zwei Uhr ſtürzte ein furchtbarer Regenguß, von Blitz und Donner begleitet, aus den ſchweren niederhangenden Wolken herab, der bis ſpät Abends anhielt und die Hauptſtadt, ſo wie ihre Umgebungen überſtrömte. Die Verwandten des Grafen, ſo wie die Hausleute des Marquis geriethen in bange Sorge um dieſelben und als es ſchon ſtark zu dunkeln begann, ohne daß ſie zurück kamen, ſo konnten ſich Erſtere kaum mit dem Gedanken in etwas beruhigen, daß die beiden Herren unterwegs einen Unterſtand gefunden und genommen hätten. — Erſt gegen Mitternacht, um die eilfte Stunde, raſſelte die leichte Equipage in das Geſandtſchaftshotel zurück. Der Marquis ſtieg aber allein aus derſelben.

Mit dem früheſten Morgen ſandte Aronches ſeinen Kammerdiener in die Wohnung des Grafen, ſich erkundigen zu laſſen, ob derſelbe bereits zurückgekommen ſey und wenn dies

nicht der Fall wäre, seine Familie durch die Nachricht zu beruhigen, daß der Graf bei dem ersten Regenschauer die Jagdpartie aufgegeben, einen eben vorbeifahrenden Wagen benutzt habe und mit demselben nach Baden gefahren sey. Der Marquis habe darauf im Jägerhause zu Weidlingau das Ungewitter abgewartet und sey dann allein zurück gefahren. — Übrigens besorgte der Gesandte seine Geschäfte den Tag über ganz unbefangen und schickte Abends noch einmal zur Familie des Grafen, erhielt aber zur Nachricht, das derselbe noch nicht zurückgekommen und man in großer Sorge um ihn sey.

Am folgenden Morgen hatte der Marquis eben seine sorgfältige Toilette vollendet, als ihm sein Kammerdiener Herren aus der Stadt meldete, die ihn zu sprechen wünschten. Aronches ließ sie sogleich eintreten und ging ihnen freundlich und zuvorkommend entgegen. Es waren ihrer drei, der Bruder, der Oheim und ein Schwager des Grafen, letzterer Dragoner-Rittmeister. Ihre Haltung war ernst, forschend richteten sie ihre Blicke auf den Marquis. — Aronches fragte unbefangen: „Was verschafft mir die Ehre, meine Herren?“— Der Oheim, als Ältester, nahm sogleich das Wort und fragte ernst: „Haben Eure Excellenz noch keine Nachricht von meinem Neffen?“ — Aronches gab ruhig zur Antwort: „Außer dem, was ich Ihnen bereits sagen ließ, weiß ich durchaus nichts. Ist er denn noch nicht von Baden zurück gekommen?“— „Mein Bruder ist gar nicht in Baden gesehen worden,“ fiel der Bruder des Grafen schnell ein und fixirte starren Blickes den Marquis. — „Unmöglich,“ erwiederte dieser erstaunt. — Da sprach der Rittmeister festen Tones: „Ich selbst, Herr Marquis, bin gestern, da weder der Graf, noch auch Nachricht von ihm bei den Seinigen eintraf, nach Baden geritten,

ich ſelbſt habe die ganze Stadt durchforſcht und nicht eine Spur von ihm aufgefunden. Wie erklären Sie das, Excellenz?“ —

Aronches ſah den Rittmeiſter unwillig und aufgeregt an und erwiederte: „Wie erklären Sie mir den Ton, welchen Sie gegen mich anzuſchlagen ſich erlauben? Was ſollen Ihre beleidigenden Fragen bedeuten? Bin ich der Mentor des Grafen und für ihn verantwortlich? Hoffen Sie nicht, mich hier die Rolle eines eingeſchüchterten Inquiſiten ſpielen zu laſſen. Jede weitere Rede dieſer Art erkläre ich für eine Beleidigung meiner Ehre und meines Ranges.“

Der Marquis imponirte durch dieſe drohenden Worte dem Rittmeiſter allerdings und dieſer trat betroffen zurück. Da nahm der alte und kältere Oheim das Wort und ſetzte in langer Rede auseinander, daß in der ganzen Stadt über das räthſelhafte Verſchwinden des Grafen nur Eine Stimme herrſche. Man halte ſich allgemein überzeugt, daß ihm ein Unglück zugeſtoßen und daß der Marquis darum wiſſen müſſe, wo nicht gar es veranlaßt habe. Die Gräfin Cicola, die Braut des Vermißten, habe erklärt, daß Graf Ferdinand von Hallwyl ihr vertraute, wie ihm der Herr Marquis eine ſehr bedeutende Summe im Spiele ſchuldig geworden und die Zuſage geleiſtet, ihn des andern Tages zu bezahlen. Die Gräfin wolle auf die Wahrheit dieſer Ausſage die Hoſtie nehmen und vermeine ohne Weiters, entweder die beiden Herren hätten ſich mit einander entzweit und eine Rencontre mit bewaffneter Hand gehabt — oder,“ ſetzte er zögernd dazu, „die Sache iſt noch ſchlimmer und bedenklicher ausgegangen.“ Aronches fiel ihm ſogleich zornglühend in die Rede: „Das heißt, Herr Graf, oder der Marquis von Aronches habe den Grafen um dieſer elenden Summe wegen, die Jedermann, der zu deren Empfang berechtigt iſt, ſogleich zu Dienſten ſteht, meuchelmörderiſch um das Leben ge-

bracht. Das wollten Sie doch ſagen. Hören Sie aber nun auch mein letztes Wort: „Ich verachte das Geſchwätz einer ganzen müſſigen Stadt und die Verdächtigung eines liebeſiechen, rachſüchtigen Weibes und harre getroſt auf das Wiedererſcheinen des Grafen, deſſen eigene Worte meine Unſchuld am überzeugendſten an den Tag legen werden. Gegen weitere Zudringlichkeit wird mich, hoffe ich, wenigſtens bis zur Entſcheidung, meine Stellung ſchützen. Rechnen Sie aber darauf, meine Herren, daß ich nach dem geführten Beweiſe meiner Unſchuld einen Weg finden werde, mir Genugthuung zu verſchaffen. Bis dahin leben Sie wohl, meine Herren.“

Die Beſuchenden ſahen einander unſchlüſſig an. Endlich ſagte der Bruder des Grafen: „Wir gehen, Excellenz, ſind auch nicht hierher gekommen, um Schulden einzukaſſiren, ſondern uns von dem Schickſale meines Bruders zu vergewiſſern. Übrigens muß die Wahrheit noch heute an den Tag kommen. In dieſem Augenblicke iſt man im Waldrevier von Burkersdorf beſchäftigt, eine Spur von Leben oder Tod meines Bruders aufzufinden. Der entſcheidende Moment iſt nahe. Leben Sie bis dahin ebenfalls wohl, Euer Excellenz; was mich betrifft, ich werde in jedem Falle, was mir obliegt, zu thun wiſſen.“ — Die Hallwyl'ſchen Verwandten entfernten ſich hierauf.

Lange ſtand der Marquis in tiefem Sinnen verloren da, endlich ermannte er ſich und rief wild aus: „Meinen Wagen, ich will nach Hofe.“ Ehe aber die Equipage in Bereitſchaft geſetzt werden konnte, meldete man den Secretär des oberſten Kanzlers, der den Marquis ohne Aufſchub zu ſprechen verlangte. Aronches ließ ihn eintreten. Erſterer begann feierlich: „Ich erſcheine im Auftrage Seiner Excellenz des Kanzlers und im Namen Seiner Majeſtät. —“ Der Mar-

quis fiel ihm aber ungeſtüm in die Rede und begann, ihm haſtig ſeine Beſchwerden über die Hallwyl'ſchen Verwandten vorzutragen. Der Secretär unterbrach ihn jedoch und ſprach mit ernſtem und gemeſſenen Ton: „Wiſſen Eure Excellenz die Neuigkeit nicht, welche in dieſem Augenblick die ganze Stadt in Bewegung ſetzt? Die Leiche des Grafen iſt im Walde bei Gablitz gefunden worden. Sie war nur obenhin im Geſträuche verſcharrt. Zwei Piſtolenſchüſſe fanden ſich am Körper des Unglücklichen. Die Wurzelknorren eines Baumes in der Nähe, ſo wie der Boden umher waren mit Blute gefärbt, das nicht einmal der heftige Regen hatte abwaſchen können. Die Kugeln waren von rückwärts in Kopf und Bruſt des Ermordeten gedrungen, alſo ein Mord, Herr Marquis, ein Meuchelmord!“

Aronches fuhr unwillkürlich zuſammen, faßte ſich jedoch bald wieder und ſprach: „Sie ſehen, daß ich bei dieſer unerwarteten furchtbaren Nachricht auf den Tod erſchrecke. Ich werde in der That auf eine harte Probe geſtellt. Ich, der Einzige, gegen tauſend Ankläger. Allein gerne, wenn es mir vergönnt wird, lege ich meine Stelle nieder, um mit den Waffen in der Hand meine Ehre zu vertheidigen.“ Bitter lächelnd erwiederte der Abgeſandte: „O mein Herr Marquis, hier iſt nicht mehr von Kämpfen die Rede, Sie würden die ganze Stadt herausfordern müſſen. Ich geſtehe es, die blutige That iſt eben ſo wenig zu beweiſen als leider zu bezweifeln. Aber die allgemeine Stimme iſt durchaus gegen Sie. Bald dürfte Ihnen ernſtlichere Gefahr drohen, darum denken Sie vor Allen an Ihre Rettung. Für dieſen Augenblick ſchützt Sie noch Ihre Würde und das Völkerrecht. Aber entſchließen Sie ſich ſchnell, Herr Marquis, es iſt die höchſte Gefahr im Verweilen. Bedenken Sie meine Worte wohl, der Zweck meiner

Sendung ist erfüllt, das Weitere steht allein in Ihrem schnellen Entschluß.“ Nach diesen ernsten Worten entfernte sich der Secretär mit einer Verbeugung.

Längere Zeit blieb Aronches noch unschlüssig. Er wollte zu Hofe, man meldete ihm jedoch, daß alle Gassen von lärmendem Volke erfüllt wären, welches die Leiche des ermordeten Grafen erwartete und laut Rache über dessen Mörder schrie. Erst als die Gefahr auf das Höchste gestiegen war und das tobende Volk schon Miene machte, das Hotel zu stürmen, entfloh Aronches in der Mitternachtsstunde verkleidet und in einer unscheinbaren festverschlossenen Kutsche.

Die Gräfin von Cicola begab sich bald darauf in das Nonnenkloster zum heiligen Lorenz am alten Fleischmarkte; der ermordete Graf aber war feierlich zur Erde bestattet worden und zu seinem Gedächtnisse wurde im Walde bei Gablitz, wo die Mordthat geschehen war, eine hölzene Pyramide mit der einfachen Inschrift errichtet:

10. Augusti 1696.
Graf
Halleweyl *).

Die Verwandten des Grafen betrauerten lange dessen Verlust, sein Bruder aber, Clemens Leopold, hatte geschworen, dessen Blut früh oder spät, unter was immer für Umständen, an seinem Mörder zu rächen.

Kurze Zeit nach dieser unheilvollen Begebenheit erschien, zu Oporto gedruckt, eine Rechtfertigungsschrift des Marquis

*) Nach Pater Fuhrmanns Zeugniß (Alt- und Neu-Wien. 2. Band, S. 1182) wurde dieses Denkmal noch 1738 renovirt.

von Aronches. Sie enthielt jedoch bloß nur die entrüſtete Ablehnung des gegen ihn gehegten Verdachtes, ohne irgend einen überzeugenden Beweis ſeiner Unſchuld.— Der Marquis ſelbſt aber hielt ſich nicht lange in Portugal auf.

Durch ſeine ungeheure Verſchwendung hatte er ſein ganzes unermeßliches Vermögen verſplittert und es verdroß ihn, daß er ſich nicht mehr in ſeinem vorigen Glanze zu zeigen im Stande war. Dabei hatte ſich eine eigene Ruheloſigkeit ſeiner bemächtigt; er reiste in der halben Welt unſtät umher, bald wollte man ihn in Italien, bald in Griechenland geſehen haben, ja ſelbſt nach Klein-Aſien ſoll er gekommen ſeyn. Auch brachte man in Erfahrung, daß er ſich mit Sammeln von Antiken, Münzen und anderen Kunſtwerken beſchäftigte und Handel damit trieb, um ſeinen zerrütteten Vermögensumſtänden wieder aufzuhelfen.

Endlich aber ging jede Spur von ihm verloren und allmälig wurde, wie es denn ſchon bei jedem noch ſo merkwürdigen Ereigniſſe zu geſchehen pflegt, ſowohl ſeiner als der gräuelvollen That von der Menge vergeſſen.

Nicht alſo aber von dem erwähnten Bruder des ermordeten Grafen. Er hatte kurz nach der Abreiſe des Marquis ebenfalls Wien verlaſſen, hatte Portugal, Spanien, Frankreich und Italien durchreist und faſt eben ſo viele Ruheloſigkeit gezeigt als Jener. Anfangs liefen Nachrichten von ihm aus verſchiedenen Orten ein, die jedoch nach und nach immer ſeltener wurden und endlich ganz ausblieben. Ein undurchdringlicher Schleier ſchien ſich über den ganzen Verlauf der Sache gezogen zu haben, und mehre Jahre verfloſſen, ehe wieder etwas darüber verlautete.

Endlich aber, es war im Jahre 1714, verbreitete ſich ein Gerücht in Wien, das durch Reiſende aus Venedig ge-

bracht worden war und das die Kataſtrophe jener unſeligen Begebenheit zu enthalten ſchien. — In dieſer Stadt war eines Abends ein Reiſender angekommen, von hoher Geſtalt und vornehmen Geſichtszügen, aber kummervollen, leidenden Ausſehens, und hatte ſich die folgenden Tage, das ſtrengſte Incognito beobachtend, von einem Condottiere allenthalben herumführen laſſen. Unter andern gelangten ſie auf die Piazetta, wo damals, unter andern Krämern und Kleinhändlern, ein ältlicher Mann, hageren und abgezehrten Leibes, auf das ärmlichſte gekleidet, mit durchlöchertem Hute und Mantel, auf einem Tiſchchen elenden Kleinhandel mit Abgüſſen ſeltener Münzen und Medaillen trieb. Von den meiſten Vorübergehenden blieb er unbeachtet und ſelten verlor ſich ein Käufer ſeiner ärmlichen Waare zu ihm. Zufällig nur warf der erwähnte Fremde ſeinen Blick auf den Krämer; — da ging in Jenem eine mächtige Veränderung vor. Schnelle Röthe wechſelte mit Fieberbläſſe auf ſeinen Wangen, ſeine Augen funkelten ſtechend, ſeine Schritte verdoppelten ſich. Im Weitergehen warf er noch haſtige, faſt gierige Blicke auf den elenden alten Mann zurück, faßte dann krampfhaft den Arm ſeines Begleiters und verſchwand in leiſem haſtigen Geſpräch mit ihm in einem abgelegenen Theile der Stadt.

Am folgenden Abend, es war bereits ziemlich dunkel geworden, ſchlich der ärmliche Alte aus einer unanſehnlichen Locanda mit einer zerbrochenen Thonſchüſſel in der zitternden Hand, die ſein kümmerliches Abendbrod enthalten mochte und ſetzte langſam ſeine Schritte längs dem **Riva de'Schiavoni** fort. Als er vor einem hohen düſteren Hauſe vorüber ging, glaubte er aus einem Winkel desſelben einen erſchütternden Zuruf zu vernehmen, er ſchauderte unwillkürlich zuſammen,

ſtockte, ſammelte ſich aber wieder und ſetzte ſeinen Weg weiter fort.

Als er ſchon eine geräumige Strecke vom Hauſe entfernt war, trat auf einmal ein Mann, in einen weiten dunklen Mantel gehüllt, aus einer Ecke desſelben hervor und folgte dem Alten in gemeſſenen leiſen Schritten, die er jedoch verdoppelte, als ſich das Ufergelände näher gegen die immer armſeliger werdenden Häuſer hinzog. Bald verhüllte der Mantel der ſinkenden Nacht die Schritte der einſamen Wandler.

Am folgenden Morgen vermißte man den alten Münzenhändler Sior Carlo, unter welchem Namen er in Venedig ſeit einigen Jahren bekannt war und ſein elendes Daſeyn friſtete. Trotz aller Nachforſchungen war keine Spur mehr von ihm aufzufinden. Aber auch die Nachforſchungen des furchtbaren Gerichtes der Zehne, das irgend eine Anzeige erhalten haben mußte, nach dem geheimnißvollen Fremden waren vergebens; er war am folgenden Tag nicht mehr in Venedig zu ſehen. Alles was man von dieſem Vorfalle in Erfahrung brachte, war, daß ein Gondoliere, der ſpät am vorigen Abend von der Giudecca zurückfuhr, in der Gegend des Lido einen plätſchernden Fall und ein dumpfes Geſtöhne gehört haben wollte. Da jedoch Alles darauf wieder ruhig blieb, ſo bekümmerte er ſich nicht weiter darum.

Einige Jahre ſpäter erhielten die Verwandten der Familie Hallwyl Nachricht von dem Tode des Grafen Clemens Leopold, der als Mönch in einem Kloſter ſtrengen Ordens in Apulien geſtorben war.

Die Anwesenheit des grosen Czars Peter I. in Wien und die dabei stattgehabten Festlichkeiten.

Eben hatte dieser merkwürdige Regent, der ruhmbedeckte Gründer des russischen Reiches, seine weit umfassenden Reformen begonnen, als er sich auch auf Reisen begab, um fremde Länder und Sitten kennen zu lernen und die Kenntnisse dann in seinem eigenen weiten Reiche fruchtbringend anzuwenden. Bereits hatte er in Begleitung seines Lieblings, des talentreichen Generals Lefort, England und die Niederlande durchreist, ja zur Stillung seiner unbeschränkten Wißbegierde in Holland als Zimmergesell und Schiffsjunge, in England als Matrose und Lootse Dienste geleistet, als er sich im Frühjahre 1698 vornahm, auch Italien zu bereisen und den Weg über Wien zu nehmen, wo er einige Zeit im strengsten Incognito zubringen wollte.

Schon Ende April war die Kunde von diesem seltenen Besuche in Wien angelangt und man traf daselbst alle Anstalten, um den hohen Gast auf würdige Weise zu empfangen und ihm seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Das gräfl. Königsegg'sche Palais in Gumpendorf (gegenwärtig 368 Hauptstraße) mit mehren Nebengebäuden und Gärten wurden sogleich für ihn und sein Gefolge prachtvoll hergerichtet. Trotz des strengsten Incognitos, das ihn übrigens von keinem Genusse, von keiner Belehrung abhielt, ward er den 24. Juni von den obersten Landesbehörden an der Gränze empfangen und zehrungsfrei nach Wien geleitet. Kaiser Leopold I. hatte sich bereits von seinem Lieblings-Sommeraufenthalte zu Laxenburg nach der neuen Favorite, dem jetzigen

Thereſianum begeben, welches damals als kaiſerliches Luſtſchloß der Sammelplatz aller Vergnügungen, und mit großen Gärten, Teichen ꝛc. verſehen war.

Den 26. Juni hielt der Czar in dem entgegengeſendeten ſechsſpännigen kaiſerlichen Hofwagen zwiſchen acht und neun Uhr Abends ſeinen feierlichen Einzug vom Tabor durch die Leopoldſtadt, über die Schlagbrücke, bei St. Stephan vorbei, durch die Kärnthnerſtraße nach Gumpendorf. Er war prachtvoll in goldgeſticktem dunkelgrünen Sammt gekleidet, ein Mantel, mit koſtbarem Zobel beſetzt, hing um ſeine Schultern; den Kopf bedeckte eine Mütze von Marderfell, mit Brillanten und einem Reigerbuſch geſchmückt. Sein Gefolge war ebenfalls prächtig gekleidet, zu jener Zeit aber größtentheils noch in altruſſiſcher Weiſe.

Sogleich nach ſeiner Ankunft wurde der Czar nebſt Lefort von dem Oberſtkämmerer, Thomas Grafen von Czernin, durch den Garten der Favorite über eine geheime Stiege zum Kaiſer geführt, mit dem er bis tief in die Nacht eine Unterredung führte. In den folgenden Tagen beſah der Czar in wechſelnder Verkleidung alle Merkwürdigkeiten Wiens, beſtieg den Stephansthurm, befuhr die Donau und begab ſich auch auf den Kahlenberg, von wo er die herrliche Ausſicht bewunderte und alle Plätze beſuchte, die in hiſtoriſcher Hinſicht merkwürdige Momente boten, beſonders die Kirche, wo der edle Polenkönig und Herzog Karl von Lothringen vor 16 Jahren bei dem Entſatze von Wien die heilige Meſſe gehört hatten. An ſeinem Namensfeſte, den 29. Juni *), empfing der Czar die

*) In Wien wurde derſelbe nämlich an dieſem Tage gefeiert, was der Czar ſtillſchweigend geſchehen ließ, denn nach dem ruſſiſch-griechiſchen Kalender fiel er (im 17. Jahrhunderte) um 11 Tage ſpäter.

Glückwünſche des geſammten Adels und wohnte Abends einer reichbeſetzten Inſtrumentalmuſik von der ſchon damals vortrefflichen kaiſerlichen Capelle bei. Am Schluſſe dieſes Feſtes, um 10 Uhr Nachts, wurde im Garten ſeiner Wohnung ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt, wobei die Chiffern V. P. Z. M. (Vivat Petrus Zaar Moscoviae) im Brillantfeuer glänzten. Über 300 Wiener Cavaliere fanden ſich mit ihren Damen bei dieſem Feſte ein und wurden auf das Köſtlichſte bewirthet.

Den 12. Juli, alſo an dem eigentlichen ruſſiſchen Peterstag, veranſtaltete Kaiſer Leopold zu Ehren des Czars ein überaus glänzendes Feſt mit Ball im großen Gartenſaale der kaiſerlichen Favorite, wobei ſämmtliche Gäſte in den prächtigſten Character-Anzügen erſchienen. Damals nannte man ein ſolches Ballfeſt eine Wirthſchaft, der Kaiſer und die Kaiſerin ſelbſt ſtellten Wirth und Wirthin vor; der Czar erſchien in der Tracht eines frieslandiſchen Bauers und wählte zu ſeiner Gefährtin die ſchöne Gräfin Johanna von Thurn, über deren Reize er ſo entzückt war, daß er ſie gar nicht wieder von ſich laſſen wollte. Die übrigen Gäſte aber erhielten ſowohl ihre Gefährtinnen, als auch ihre Plätze an der Tafel durch das Los. Unter dieſen befanden ſich der römiſche König Joſeph, Leopolds älteſter Sohn, als Egypter gekleidet, ſeine Gefährtin war Gräfin Iſabella von Traun; Erzherzog Karl (nachmals Karl VI.) erſchien als Niederländer mit der Gräfin von Waldſtein. Die Erzherzogin Joſepha hatte als Jüdin den Grafen von Volcra zum Begleiter. Die Kellnerrollen ſpielten Graf Joſeph von Rothal mit dem Fräulein von Mannsfeld; der berühmte Prinz Eugen von Savoyen hatte ſogar die Rolle eines Dieners, ohne alle Frauenzimmerbegleitung übernommen, unter welchen es übrigens die ausgezeichnetſten Cavaliere und vornehmſten Wür-

denträger gab, so z. B. den Oberst-Erbland-Kämmerer, die Fürsten von Salm und Liechtenstein, den Landgrafen Philipp von Hessen u. A. — Die übrigen Charactermasken waren aus allen Völkerschaften und Ständen zusammengesetzt, es gab darunter alte Deutsche und Römer, Türken, Perser, Mohren, Chinesen, Tartaren und Zigeuner; Pilgrime, Gärtner, Schäfer, Jäger; spanische, französische, englische, italienische, holländische und Straßburger Bauern, Sclaven und Marktschreier, endlich durfte auch der bis fast auf unsere Zeit stereotype Festcharacter eines Rauchfangkehrers nicht fehlen, welch' Letzteren Graf von Martinitz vorstellte. Die ganze Gesellschaft betrug an 200 Personen.

Um 11 Uhr Nachts setzte man sich an eine lange, fast zungenförmige Tafel. Der Kaiser und die Kaiserin saßen als Wirth und Wirthin unten am abgeschnittenen Ende, die übrigen Plätze wurden, wie erwähnt, durch das Loos bestimmt und so saßen von da aufwärts zur Linken in der fünften Reihe der Czar mit seiner Gefährtin. Unmittelbar in der Nähe der Majestäten kamen links die Marktschreier, rechts die Juden zu sitzen. Das obere runde Ende der Tafel nahmen zur Linken die alten Deutschen, zur Rechten Ungar und Ungarin ein. Die Zahl der bei Tafel Sitzenden war 82, da die als Dienerschaft verkappten Vornehmen wirklich die Gäste bedienten.

Nachdem die ersten Gerichte verzehrt waren, stand der Kaiser von der Tafel auf, und trat mit einem herrlichen Krystallbecher mit einem silbernen Untersatze zu dem friesländer Bauern mit den Worten, daß ihn dieser erlauben möge, des ihm wohlbekannten Czar von Moskau Gesundheit auszubringen. Dieser nahm dem Kaiser den Becher vom Munde weg und stürzte ihn mit den Worten, die er in ziemlich gutem Deutsch sprach, auf echt russische Weise mit einem Zuge aus: „Ich muß wohl gestehen, daß ich den Czar von Moskau in- und

auswendig gar wohl kenne. Er iſt ein Freund Ihro kaiſerl. Majeſtät und ein Feind Dero Feinde, ja für desſelben Intereſſe und Liebe alſo portirt, daß ich, wenn gleich dieſes Glas voll Gift wäre, dasſelbe doch darauf austrinken wollte.“ Kaiſer Leopold führte den Scherz in der Weiſe des damaligen Zeitalters weiter fort und ſagte: „Weil dann Dieſelben gar nichts im Glaſe gelaſſen, ſo wollte ich Euch dasſelbige damit ganz und gar geſchenkt haben.“ Der Czar nahm es mit Vergnügen an und verſicherte, daß, ſo lange er lebe, ſein Herz und dieſes Glas ſtets zu Dienſten der kaiſerlichen Majeſtät ſeyn ſollten. Eine laute Fanfare der Muſik unterbrach dieſe Unterhaltung und kündigte den Anfang des Balles an.

Der Czar, von Freude und Wein erhitzt, ergriff ungeſtüm ſeine reizende Gefährtin uud ſtürzte ſich mit ihr in die Wogen des fröhlichen Tanzes. Unermüdet tanzte er bis an den lichten Morgen, indem er ruſſiſche Lieder dazu ſang und die Damen, die er alle nach der Reihe aufforderte, im Kreiſe und wieder halb in den Lüften ſchwang, nach ſeiner, wie eine alte Chronik meldet „ihme recht wohl angeſtandene Manier.“ Auch der Kaiſer hielt bis auf den letzten Mann aus und erſt um 6 Uhr Früh trennte ſich die fröhliche Geſellſchaft.

Des andern Tages ſchickte der Czar ſeine Couriere nach Venedig und Rom voraus, um ſeine baldige Ankunft daſelbſt zu melden. Den 14. Juli begab er ſich nach Baden, gebrauchte einige Tage das heiße Herzogsbad daſelbſt und begab ſich den 17. wieder nach Wien zurück. Die folgenden Tage beſuchte er die Collegien der Jeſuiten am Hofe und bei St. Anna, fand vieles Wohlgefallen an den Geſprächen mit dieſen gelehrten Vätern und begab ſich darauf auch mit dem Vater Wolff, einem ihrer ſcharfſinnigſten und weltkundigſten Männer, nach Preßburg, wo er ſich durch einige Tage aufhielt und ſowohl

die Merkwürdigkeiten der Stadt, als auch ihre reizenden Umgebungen beſichtigte.

Die feierliche Audienz der ruſſiſchen Geſandtſchaft, als welche, da der Czar durchaus ſein Incognito bewahren wollte, dieſer Beſuch zu gelten hatte, war bisher immer verſchoben worden, da die dazu beſtimmten Geſchenke noch nicht angekommen waren. Den 27. kamen ſie endlich an und ſo erfolgte den 28. die feierliche Auffahrt bei Hofe. An der Spitze der Geſandtſchaft ſtand General Lefort, der Czar wohnte ihr jedoch ſelbſt unter dem Incognito eines Geſandtſchafts-Attachée bei; da er, wie bei jeder Gelegenheit, begierig war, die Sitten und Gebräuche auch bei dieſer Gelegenheit hier zu Lande kennen zu lernen. Voraus gingen bei dem feierlichen Zuge acht und vierzig der angeſehenſten, ganz gleich in ſchwarzen Sammt gekleideter Wienerbürger des äußern Rathes mit den Geſchenken des Czars an den Kaiſer, die aus dem köſtlichſten Pelzwerk, aus perſiſchen Shawls und Teppichen, aus Silber- und Goldſtoffen, Pferdedecken, Sätteln und Reitzeug, künſtlich gearbeiteten, mit morgenländiſchen Steinen verzierten Säbeln und ſchönen Pferden beſtanden. Die Geſandtſchaft ſelbſt erſchien in der alten ruſſiſchen Nationaltracht mit engen grünen Leibröcken, weiten Ärmeln, breiten Gürteln, rauhen ſchwarzen Mützen mit Vorſtoß und langen Bärten. Der Czar und Lefort allein trugen bloß Schnurbärte. Nach beendigter Audienz begab ſich der Zug wieder in das Palais nach Gumpendorf zurück, woſelbſt die 48 Bürger köſtlich bewirthet wurden.

Einige Tage darauf und zwar am Vorabende ſeiner Abreiſe nach Venedig, erhielt der Czar die Nachricht von dem Aufſtande der Strelitzen. Sogleich gab er ſeinen Lieblingswunſch wegen der italieniſchen Reiſe auf, ließ zur Beendigung der, in Bezug auf den nahen Carlowitzer Frieden mit dem Wiener-

Hofe noch zu vollführenden Unterhandlung den General Grafen Czeremetoff in Wien zurück und eilte schnell durch Polen nach Moskau, woselbst er das blutige Werk der Strelitzen-Vernichtung vollführte und als der strengste Richter auftrat, während in Wien noch Alles von seiner Leutseligkeit und Herzensgüte entzückt war.

Kriegsschiffe bei Wien.

Es ist allerdings nicht zu bestreiten, daß diese Überschrift was Weniges wie fabelhaft klingt, zum mindesten wie eine Überlieferung aus den Römerzeiten, wo die Donau bei Wien muthmaßlich etwas ausgebreiteter und die Kriegsschiffe ganz gewiß etwas eingezogener waren, als in neueren Zeiten. Demungeachtet aber sprechen wir von den letzteren; die Sache ist ganz reell, factisch und buchstäblich zu nehmen und des Breiteren im Wiener posttäglichen Mercurius, sodann auch im Wiener Diarium von den Jahren 1716 bis 1718 erwähnt.

Sie verhält sich wie folgt: Nachdem die Türken 1683 von Wien abgeschlagen worden waren und durch die nachfolgenden glänzenden Siege bei Eperies (16. Septbr. 1684), Mohacz (13. August 1687), Nissa (24. Septb. 1689) und Salankemen (19. August 1691) ꝛc. ganz Ungarn von ihnen befreit worden war, wurde beschlossen, den Krieg in ihrem eigenen Lande mit großem Nachdrucke fortzusetzen, und mehr als jemals gab man sich zu dieser Zeit der Hoffnung hin, den nach zweihundertjährigem Kampfe endlich in seinen Siegesfortschritten ernstlich gehemmten und gedemüthigten Erbfeind der Christenheit aus Europa zu verdrängen. Darum wurden auch unerhörte Anstrengungen gemacht und Dinge unternom-

men, die man in früherer Zeit für unmöglich hielt; in der spätern aber, und vielleicht auch nicht mit Unrecht, für Chimären halten muß.

Es wurde also auf Befehl Kaiser Leopold I. beschlossen, an der Donau in Wien einen großen Schiffbauplatz zu errichten und eigene Kriegsschiffe für diesen Fluß zu bauen, um dadurch den Transport der Truppen zu erleichtern und auch die feindlichen Festungen an der Donau attakiren zu können.

Unter Kaiser Joseph I. gerieth die Sache wieder ins Stocken, da dieser erleuchtete Monarch andere und wichtigere Dinge zu thun hatte, als einen unersprießlichen Türkenkrieg zu führen; allein Karl VI. faßte sie mit Nachdruck wieder auf, nachdem die spanischen Angelegenheiten geordnet waren.

Im J. 1715 wurde der Anfang zu diesem großen und sonderbaren Unternehmen gemacht. Der Schiffbauplatz befand sich im Prater in der Gegend des heutigen Feuerwerkplatzes, gegen die Schwimmschule zu. Zwei Schiffbaumeister, Daniel Davids aus England und Friedrich Gerson aus Hamburg, wurden eigens dazu verschrieben; im Prater selbst und in den Wäldern des Wienerwaldes und Kahlenberges wurden große Bäume zu diesem Zwecke gefällt, trotz Kälte und Schneegestöber eifrig gearbeitet, und bereits Anfangs April 1716 war das erste dieser Kriegsschiffe, von 60 Kanonen, fertig, in kurzer Zeit darauf das zweite von gleicher Größe, und Beide wurden den 15. Mai mit vieler Feierlichkeit und unter großem Zusammenflusse von Menschen, sowie in Gegenwart des ganzen Hofes, vom Stapel gelassen. Den 15. Juli desselben Jahres waren bereits sieben dieser Kolosse fertig und wurden an diesem Tage von dem Wiener Bischof, Sigmund, Graf v. Kollonitsch, im Beiseyn des päpstlichen Nuntius, aller Dignitäten und einer unermeßlichen Menge Volkes, die sich, wie das erwähnte Dia-

rium beſagt, darum in ſo unglaublicher Anzahl verſammelte, „weil man vorher noch nie dergleichen große Schiffe allhier geſehen,“ mit großen Ceremonien eingeweiht und ihnen die Namen: St. Maria, St. Leopold, St. Joſeph, St. Carolus, St. Eliſabeth, St. Stephan und St. Franziscus gegeben.

Als der Biſchof den Segen ausgeſprochen hatte, erhoben die Matroſen ein lautes Huſſah, von den auf den Schiffen befindlichen Geſchützen wurde eine dreimalige Salve gegeben, und die aufgeſtellte Stadtquardia feuerte eben ſo oft ihre Gewehre ab. Bald darauf fuhren vor der Hand die Schiffe Leopold, Joſeph und Karl nach Peterwardein ab. Die Größe dieſer Schiffe mochte jedenfalls bedeutend geweſen ſeyn, da von den meiſten derſelben die Länge 133 Schuh, die Breite 30 und darüber betrug, und ſie 40, 50 und mehr Kanonen führten. Der erſte Schiffscapitän, unter deſſen Befehl dieſe drei Schiffe abgingen, hieß Kaſpar Schwendimann.

Bis 10. Juni 1717 waren abermals drei Schiffe fertig, die von dem Dompropſte Breitenbücher eingeweiht wurden und die Namen Capiſtran, Thereſia (zu Ehren der den 13. Mai desſelben J. gebornen Erzherzogin, nachmaligen Kaiſerin M. Thereſia) und Eugen, dem großen Helden zu Ehren, erhielten. Nunmehr hatte man bereits 10 Kriegsſchiffe, deren Erbauung und Einrichtung nach ämtlichen Quellen 273,416 Gulden koſteten, eine Summe, die freilich jetzt ein einziges erfordern würde, allein damals herrſchte auch noch keine ſo außerordentliche Wohlfeilheit — des Geldes, wie jetzt.

Dieſe Flotille mochte jedoch keine außerordentlichen Dinge verrichtet haben, wie es denn auch wohl kaum möglich war, denn nun trat ein großer Stillſtand ein, und wir erfahren nichts mehr von ihrem Schickſale. Erſt 1737 wurden wieder vier große Schiffe erbaut, und zu deren Leitung Matroſen aus-

Hamburg, Genua und Liverpool angeworben, woraus sich mit vieler Wahrscheinlichkeit muthmaßen läßt, daß die frühere einheimische Schiffsmannschaft ihrem Zwecke nicht genügend entsprochen habe. Diese vier Schiffe, deren das größte 40, die anderen 36 Kanonen führten, wurden sogar einem Admirale, dem Marchese Pallavicini, untergeordnet, den 1. Juli von dem nunmehrigen Erzbischofe, Sigmund Grafen von Kollonitsch, auf das Feierlichste eingeweiht und erhielten den Namen: der Adler, zu Ehren der unbefleckten Empfängniß; der Löwe, zu Ehren des heil. Leopold; das Meer-Roß, zu Ehren des heil. Joseph, und der Wassermann, zu Ehren des heil. Erzengels Michael.

Am Abende desselben Tages besuchten der Kaiser und die Kaiserin mit den Erzherzoginnen diese Schiffe, wohnten verschiedenen Manövern bei und theilten unter das Schiffsvolk 600 Ducaten aus. Den 4. Juli fuhren diese vier Kriegsschiffe, sammt den vier, ebenfalls neu erbauten Schaluppen, unter dem Donner der Kanonen nach Belgrad ab, kamen jedoch nicht weiter, als an den untern Theil des Praters, wo sie ganz wohlgemuth auf den Sandbänken sitzen blieben und trotz aller Bemühungen nicht wieder flott gemacht werden konnten.

Endlich sah man sich abermals genöthigt, die fremden Schiffsleute zu entlassen und die Flotille mit Matrosen, welche zwar nicht der Schifffahrt auf dem hohen Meere, aber dafür jener auf der Donau kundig waren, zu bemannen. Demungeachtet blieb eines dieser Kriegsschiffe kurz darauf wieder auf einer Sandbank bei Petronell stecken, und mußte daselbst über fünf Wochen einen kläglichen Beweis der Unzweckmäßigkeit solcher Fahrzeuge auf diesem Fluße liefern. 1740 starb Karl VI.; der Türkenkrieg hatte für lange Zeit ein Ende; ja es wäre zu wünschen gewesen, er hätte sich auch in der Folge nicht wie-

der ſo unerfreulich erneuert, und die vierzehn Kriegsſchiffe wurden nun in den wohlverdienten Ruheſtand verſetzt, dem ſie nie hätten entriſſen werden ſollen. Wenigſtens hörte man ſeit dieſer Zeit nie mehr etwas von ihrer Exiſtenz. Höchſt möglich und wahrſcheinlich, daß auch einige derſelben ſchon früher ihren Untergang in dem klippenreichen Flußtheile gegen die Walachei gefunden hatten, und daß ſich manche ärmliche Hütte eines walachiſchen Bauers mit dem traurigen Überreſte dieſer einſt ſo Verderben drohenden Armada ſchmückte. — Sic transit gloria Mundi.

Der letzte Judentumult in Wien 1700.

Obſchon durch eine kaiſerliche Verordnung vom 14. Februar 1670 alle Juden aus Wien abgeſchafft worden waren und dieſe Maßregel auch mit ſolcher Strenge durchgeführt wurde, daß ſich bis zum nächſten Frohnleichnamsfeſte kein Jude bei Lebensſtrafe mehr in Wien ſehen laſſen durfte, ſo hatten ſich doch im Laufe der folgenden Jahre wieder mehre in Wien eingefunden und waren ſtillſchweigend geduldet worden, da man ihre Gewandtheit in Handels- und Wechſelſachen zu jener Zeit nicht wohl entbehren konnte.

Nur durften ſie fortan keine eigene Gemeinde mehr bilden, wie es vordem in der ehemaligen Judenſtadt, dem größeren weſtlichen Theile der jetzigen Leopoldſtadt, der Fall geweſen war, und bis zur Zeit Kaiſer Joſephs II. war ihnen auch keine eigene Synagoge geſtattet, ſondern ſie mußten ihre Andacht in ihren Wohnungen verrichten.

Einzelne Iſraeliten aber, die ſich in dieſer oder jener Eigenſchaft nützlich zu machen wußten, hatten ſich mancher kaiſerlicher Begünſtigungen und Privilegien zu erfreuen und

im Jahre 1697 wurde der reiche und geschäftskundige Samuel Oppenheimer sogar mit der Freiheit begabt, ein Haus in Wien besitzen zu dürfen und, seiner finanziellen Speculationen wegen, wodurch er dem kaiserlichen Hofe mehrmals nützliche Dienste geleistet hatte, wurde ihm wieder der in früheren Zeiten sehr gewöhnliche Titel eines Hofjuden zugestanden.

Das ihm eigenthümliche Haus war jenes, welches die Ecke vom Bauernmarkt auf den Petersplatz macht und jetzt die Numer 577 trägt. Hier hatte er seine Schreibstuben und Geschäftslokale und seine ganze Hausgenossenschaft bestand natürlich auch aus Juden, da damals keinem Israeliten gestattet war, christliche Dienerschaft zu halten. Die Familie Oppenheimer zeichnete sich durch lange Jahre nicht nur durch ihren Reichthum und ihre Geschäftsthätigkeit, sondern auch durch Wohlthätigkeitssinn vortheilhaft aus, wie denn die Stiftung des heute noch bestehenden Israeliten-Spitals in der Roßau ihr Werk ist.

Obschon nun Kaiser Leopold I. durch diese Duldung wieder einen Beweis von Humanität gegeben und sich endlich über die damals so fest gewurzelten Vorurtheile des Volkes erhoben hatte, so legte das Letztere doch seinen angestammten Haß gegen die Juden noch lange nicht ab und sah im Allgemeinen jene Begünstigung nur mit Verdruß und Widerwillen. Wo es nur die Gelegenheit gestattete, wurden die Juden mißhandelt und verspottet und es bedurfte oft strenger Maßregeln, um sie vor den Gewaltthätigkeiten der rohen Menge zu schützen. So hatte man denn auch in Oppenheimer's Hause eine förmliche Wachstube einrichten lassen und dieselbe mit Rumorknechten (damalige Polizeisoldaten) besetzt, um jeder allenfalls sich ergebenden Unordnung zu steuern und die Einwohner zu beschützen. Dem-

ungeachtet aber wurde bei jeder Gelegenheit Anlaß zu Händeln gesucht und eine solche ergab sich besonders im Frühlinge des Jahres 1700. Zu jener Zeit trieben die Schornsteinfeger am häufigsten in dieser Gegend ihr Wesen und hielten in dem, dem Hause gegenüberliegenden Gasthause ihre Trinkgelage, welches deshalb auch bis auf die neuere Zeit das Rauchfangkehrer Bierhaus genannt wurde *). Auch hieß, bis etwa vor 40 Jahren der Schild einer Leinwandhandlung links vom Thore des genannten Eckhauses aus gleichem Grunde: „zum Rauchfangkehrer.“

Den 21. April des genannten Jahres nun unterhielten sich zwei Schornsteinfeger auf einer Bank vor dem Wirthshause mit dem bekannten Spiele des Mühlfahrens. Ein Jude sah ihnen vom Fenster aus zu und als sich der eine Spieler, seines fortwährenden Verlustes wegen, ärgerte und seinen Unmuth in lauten Worten ausließ, konnte der Jude unglücklicher Weise sein Lachen nicht unterdrücken. Der ohnedieß Aufgeregte wurde dadurch noch mehr erbittert und, begierig, eine Gelegenheit zu finden, den verhaßten Israeliten einen Possen zu spielen, klopfte er mit der umgekehrten Hand auf die Bank. Dieses Manöver scheint zu jener Zeit ein allgemein angenommenes Zeichen des Spottes und den Juden eben so verhaßt gewesen zu seyn, als ein gewisses Spottwort in neuerer Zeit.

Kurz, der Jude wurde darüber im höchsten Grade erboßt und da der Spötter trotz aller Ermahnungen mit dem verhöhnenden Pochen nicht nachließ, so berief der Jude einige Rumorknechte, und diese verjagten den Schornsteinfeger, wo-

*) Heutzutage ist das sogenannte bayerische Bierhaus in dem kleinen Gäßchen, welches von der Wallnerstraße zum Neubade führt, größtentheils das Erholungslokale der Schornsteinfeger.

bei dieſer jedoch, weil er ſich auf das Heftigſte widerſetzte, einige Streiche erhielt.

Natürlich hatte ſich bei dieſem lärmenden Vorgang ſchnell eine Menge Volkes geſammelt, welcher ſich die höchſte Indignation bemächtigte, weil ein Chriſt eines Juden wegen geſchlagen worden war. Auf nähere Unterſuchung der Umſtände ließ ſich der Pöbel, wie gewöhnlich, nicht ein. Anfangs machte ſich der allgemeine Unwille nur in lautem Gemurre und Gezänke kund. Allein die edle Jugend, beſonders die von jeher durch ihre eifrige Bereitwilligkeit in ſolchen Fällen bekannte Corporation der Schuſter- und Schloſſer-Lehrjungen, ergriff auf das Begierigſte die erſehnte Gelegenheit zu einem kleinen Skandal. Raſch wurden einer an der Ecke des Hauſes ſitzenden und markthaltenden Bäuerin die Eier weggenommen und die Fenſter des Juden damit bombardirt. Dem belebenden Beiſpiele folgte auch bald der ganze Haufe, wie nur der erſte Anlaß gegeben war.

Als die erſte Munition verſchoſſen war und eine ganze Poularderie die Wände und zerbrochenen Fenſter färbte, griff man zu Steinen, ſo daß in kurzer Zeit kein Fenſter mehr ganz blieb. Da nun die Sache einmal im Gange war und unverantwortlicher Weiſe von keiner Seite her Einhalt geſchah, obſchon die Militärwache am Petersplatz nur wenige Schritte davon entfernt war, ſo fehlte es auch nicht an mannhaften Anführern, die mit lauter Stimme die Tumultuanten zu immer größeren Exceſſen aufforderten und worunter ſich beſonders die Genoſſen der Rauchfangkehrergilde, als die jedenfalls an der Sache zumeiſt Betheiligten, auszeichneten.

Der tobende Haufe, ſowie deſſen unbezähmte Wuth, vermehrte ſich zuſehends und endlich faßte man den feſten Entſchluß, das Haus förmlich zu erſtürmen. Das Thor, welches die

erſchrockenen Juden nur nothdürftig verrammelt hatten, wurde geſprengt, der raſende Pöbel drang wuthſchnaubend ein, alle Hausgeräthe wurden zerſchlagen, die Schriften und Handlungsbücher in Stücke zerriſſen, Gold und Silber Händevoll zu den Fenſtern hinausgeworfen, die Boden der Weinfäſſer eingeſchlagen, Spiegel und Uhren zertrümmert, kurz aller erdenkliche Gräuel verübt, ohne daß demſelben der mindeſte Einhalt von Seiten der Behörden gethan wurde. Die auf den Tod erſchrockenen Juden aber hatten ſich mit genauer Noth in feſte unterirdiſche Gewölbe gerettet und dieſelben, ſo gut es anging, verſchloſſen und verrammelt.

Endlich, nachdem der Unfug ſchon über eine Stunde gedauert hatte, und der tobende Haufe bereits damit beſchäftigt war, die Thüren dieſer feſten Gemächer mit Äxten und Brecheiſen zu ſprengen, um die Unglücklichen ihrer Wuth aufzuopfern, erſchien ein kaiſerlicher Befehl an die Wache, dem Unweſen zu ſteuern. Die Menge war aber bereits ſo angewachſen, ihre Wuth hatte einen ſolchen Grad erreicht, daß ein förmlicher Kampf entſtand, und nur, als den Soldaten endlich ſcharf zu feuern befohlen wurde und einige von den Tumultuanten todt auf dem Platze blieben, verloren ſich die Übrigen nach und nach.

Gegen Abend erneuerte ſich jedoch der Tumult abermals; aufs Neue wurden Maſſen von Steinen auf das Haus und die Militärwache geſchleudert, und eine Maſſe Volks rottete ſich um das Haus und in den benachbarten Gaſſen zuſammen, ſo daß Niemand ſeines Lebens ſicher gehen konnte. Nun endlich wurden die ernſthafteſten Anſtalten getroffen. Man führte ſechs Stücke, mit Kartätſchen geladen, dergeſtalt auf, daß man alle Gaſſen damit beſtreichen konnte, welche in dieſe Gegend führten; das Haus des Juden aber wurde von einer hin-

länglichen Militärwache beſetzt. Nun verlief ſich das Volk, durch dieſe drohenden Maßregeln eingeſchüchtert und die Nacht verfloß ruhig. — Auch den Behörden wurde die ſtrengſte Wachſamkeit eingeſchärft und noch an demſelben Abend begannen die Unterſuchungen und Verhöre mit jenen Tumultuanten, die man eingefangen hatte. Da man durch dieſe in Erfahrung gebracht hatte, welche Individuen den erſten Anſtoß zur Erſtürmung des Hauſes gegeben und dabei ſelbſt auf das Thätigſte Hand angelegt hatten, ſo wurden am folgenden Tage Morgens um drei Uhr, ein Schornſteinfeger-, nebſt einem Schwertfegergeſellen aus dem Bette geholt, ihnen als Rädelsführer ein kurzer Proceß gemacht und beide ſchon um 4 Uhr an die eiſenen Fenſtergitter des Judenhauſes aufgeknüpft, wo ſie zur Abſchreckung und Warnung bis Abends hängen blieben. Dieſe ſchnelle Gerechtigkeitspflege hatte nun freilich das Gute, daß die Ordnung fortan nicht mehr geſtört wurde; früheres Einſchreiten würde jedoch vieles Unheil verhütet und vielleicht auch dieſe ſchauerliche Gewaltmaßregel erſpart haben.

Den folgenden Tag durchritt der damalige Stadtcommandant, Guido Graf von Starhemberg, an der Spitze einer bedeutenden Truppe von der Garniſon, einige Male die Stadt und Nachmittags wurde auf verſchiedenen Plätzen der Stadt unter Trompetenſchall ausgerufen, daß, wer etwas von Briefſchaften, Geld oder anderen Gute des Oppenheimer hätte, ſolche auf die Schranne zum kaiſerlichen Stadt- und Landgericht auf den hohen Markt bringen ſollte, wofür er wegen der Theilnahme an dem Tumulte pardonirt werden würde. Auch die Geiſtlichen mußten das Volk von der Kanzel ermahnen, das Geraubte wieder zurückzuſtellen und ſo kam denn auch ein großer Theil deſſelben wieder in die Hände des Juden. Demungeachtet berechnete man deſſen unerſetzbaren Schaden

auf mehr als 100,000 Gulden, zu jenen Zeiten eine allerdings artige Summe, die uns von dem Reichthume Oppenheimers und der Gier des Volkes, ihn deſſelben zu entledigen, einen hinlänglichen Beweis geben kann.

Für die Folge wurden ſolche Anſtalten getroffen, daß ſich Gottlob ein ſo empörender Frevel nie mehr ereignen konnte, bis endlich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhundertes die ſo lange gedrückten Iſraeliten vollends unter den Schutz weiſer Geſetze geſtellt wurden und überhaupt zunehmende Humanität ihnen ein beſſeres Los ſicherte.

Kaiſer Joſeph I.

Das Leben und Wirken dieſes erleuchteten Monarchen.

Wenn uns die großen Eigenſchaften und das wohlthätige Wirken des unvergeßlichen Kaiſers Joſeph II. mit Bewunderung erfüllen und deſſen Ruhm mit Recht ein europäiſcher, ja cosmopolitiſcher geworden iſt, ſo verdient die leider nur kurze Regierung Joſeph I. nicht minderen Ruhm, um ſo mehr, wenn wir bedenken, daß dieſelbe in eine Zeit fiel, in welcher es einem Monarchen bei Weitem ſchwerer wurde, ſich über ſeine Zeit und Zeitgenoſſen zu erheben, ſeit Jahrhunderten eingewurzelte und noch in ganzer Kraft beſtehende Vorurtheile zu bekämpfen und über dieſelben das Licht der echten Humanität leuchten zu laſſen.

Zudem fiel ſein ganzes Leben in eine höchſt bewegte Zeit und ſein Vater Leopold I. war, trotz vieler guten Eigenſchaften, wahrlich nicht der Mann, welcher Geſinnungen, die ſeinem bisherigen Regierungsſyſteme fremd waren, in dem jungen

Prinzen erweckt und begünstigt hätte. Joseph's weise und edle Eigenschaften entwickelten sich daher vorzugsweise durch seine eigenen trefflichen Anlagen und durch eine sorgfältig geleitete Erziehung und in diesem Punkte gereicht es jedenfalls Kaiser Leopold zum großen Lobe, die nöthigen Mittel derselben gewählt oder mindestens zugelassen zu haben.

Joseph I., der älteste Sohn Kaiser Leopolds und der Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia, Prinzessin von Pfalz-Neuburg, einer durch ihre Frömmigkeit und Herzensgüte bekannten Dame, wurde geboren zu Wien den 26. Juli 1678 und erhielt in der Taufe die Namen Joseph Jakob Ignaz Johann Anton Eustach. Seine Taufpathen waren die Königin von Spanien, Maria Anna, Tochter Kaiser Ferdinand III., deren Stelle durch den Herzog von Pfalz-Neuburg vertreten wurde; Ferdinand Maria, Kurfürst von Bayern und die verwitwete Kaiserin, Eleonora von Mantua, des Prinzen Großmutter. Zur Feier der Geburt wurde die Stadt Wien drei Tage hindurch auf das Festlichste erleuchtet und sowohl durch Veranstaltung des Magistrates auf dem Graben, als auch bei den Wohnungen des päpstlichen Nuntius und des spanischen Gesandten sprang rother und weißer Wein und wurden Brot, Fleisch und Geld unter das Volk ausgeworfen.

Obschon nun schon die ersten Jahre seines Lebens in mißliche und unruhige Zeiten fiel und der Prinz zweimal im zartesten Lebensalter von Wien hinweg geflüchtet werden mußte und zwar 1679 zur Zeit der großen Pest und 1683, als sich das türkische Heer Wien näherte, so wurde dessen Erziehung doch auf das Sorgfältigste betrieben und zu seinem Obersthofmeister mit dem glücklichsten Tacte der wissenschaftlich gebildete und durch die humansten Gesinnungen ausgezeichnete Fürst von Salm-Neuburg gewählt, unter dessen

Leitung der gelehrte und durch seine edlen Eigenschaften bekannte Franz Ferdinand, Freiherr von Rummel, damals Propst zu Breslau und Glogau in Schlesien, später (letzter) Bischof von Wien, die eigentliche Erziehung besorgte.

Joseph zeigte sich schon in frühester Jugend äußerst wiß- und lernbegierig, mild und leutselig, aber auch lebhaften Geistes und entschiedener Feind alles Aberglaubens; so sehr er sich auch, wie alle Glieder des habsburgischen Stammes, durch echte Frömmigkeit und Gottesfurcht auszeichnete. Die innigste Freundschaft verband ihn schon in frühester Jugend mit dem tapfern Kurfürsten Friedrich August von Sachsen (nachmals als König von Polen August II.) und bekannt ist folgende Anecdote aus dieser Zeit: Während der Anwesenheit des Letzteren in Wien schliefen beide in einem Zimmer der kaiserlichen Burg. Einmal wurden sie des Nachts von einem unheimlichen Lichtschein und einer dumpfen Stimme geweckt und eine Gestalt in weißem schleppenden Gewande stand vor ihrem Bette, ihrer Verbindung mit hohler Stimme Unheil drohend. Rasch sprang der junge Kurfürst auf, ergriff das sich sträubende und schreiende Gespenst mit nervigen Armen und warf es ohne weiteres Bedenken durch das Fenster in den Burggraben hinab. Ein schändliches Complot wurde durch diese rasche That enthüllt.

Schon in seinem neunten Jahre (1687), wurde der Erzherzog Joseph zu Preßburg zum König von Ungarn gekrönt, in seinem zwölften, den 24. August 1690 erhielt er durch einstimmige Wahl zu Frankfurt die römische Königskrone. Von seinem siebzehnten Jahre an widmete er sich mit ganzer Seele den Staatsgeschäften. Besondere Vorliebe zeigte er für die kriegerische Laufbahn und äußerte dabei eben so viel Einsicht als Unerschrockenheit. Als im Jahre 1698 der große Czar

Peter Wien beſuchte und der Kaiſer ihm zu Ehren ein prachtvolles Bankett in der kaiſerlichen Favorite gab, zeichnete ſich König Joſeph durch mehre ritterliche Übungen vor dem Czar aus, der ihn beſonders lieb gewann. Bei dem eben daſelbſt angeſtellten Maskenfeſte trug er die Charactermaske eines Ägypters und ſeine Genoſſin war Gräfin Traun, Gemahlin des oberſten Landesmarſchalls.

Im Jahre 1699 fand Joſephs feierliche Vermählung mit der Prinzeſſin Amalie Wilhelmine von Braunſchweig Statt. Sie war in Italien von der proteſtantiſchen zur katholiſchen Kirche übergetreten und kam den 18. Februar des genannten Jahres mit ihrer Mutter nach Tuln, von wo ſie König Joſeph mit einem Gefolge von 120 Poſtillons zu Pferde abholte, die beim Einzuge in Wien fröhlich ihre Hörner ertönen ließen. Die weiteren Feſtlichkeiten ſ. bei dem Artikel: Wiener Freuden- und Ehrenfeſte ꝛc.

Da 1701 der ſpaniſche Erbfolgekrieg ausbrach, ſo begab ſich König Joſeph zur Armee an den Rhein und legte daſelbſt die erſten und zwar bedeutenden Proben ſeiner Tapferkeit und Einſicht ab. 1702 eroberte er die bisher für unüberwindlich gehaltene Feſtung Landau in Elſaß nach einer Belagerung von 82 Tagen. Auf die Mauern dieſer von dem berühmten Vauban erbaute Feſtung hatte man den ſtolzen Spruch einhauen laſſen: **Haec Nemini cedit** (Sie ergibt ſich Niemand). Nach der Eroberung fand man nicht nur ſchnell aus, daß in dieſen Worten das Chronoſtikon der Jahreszahl **1702** ſtecke, ſondern man verwandelte ſie mit der damaligen Sprungfertigkeit des Witzes in folgende: **tanDeM CessIt CaesarI.** (Doch aber an den König.)

Den 5. Mai 1705 ſtarb Kaiſer Leopold I. und Joſeph folgte ihm ungehindert auf dem Throne nach. Den 22. Sep-

tember desselben Jahres hatte die feierliche Erbhuldigung in Wien Statt, von welcher eine Beschreibung derselben in Folio, mit zahlreichen, gut gearbeiteten Kupferstichen erschien.

Als Kaiser machte er sogleich die zweckmäßigsten Einrichtungen und Verbesserungen im Staatshaushalte. Er verminderte die bisher übermäßige Zahl von Mitgliedern des geheimen Rathes und der Kammerherren und vereinfachte zuerst das Hofceremoniell. Im Jahre 1706 wurden zwei Anstalten in Wien errichtet, die noch bis auf den heutigen Tag segenbringend bestehen: Die kaiserliche Bank und eine Akademie der Künste und Wissenschaften. Erstere wurde an den Wiener-Stadtrath übertragen und ihr erstes Locale befand sich am Dominikanerplatze in der einstigen Barbarastiftung.

Die Akademie hatte ihr prachtvoll erbautes Locale, das noch 1730 mit einer neuen Façade versehen wurde, an der Stelle der heutigen großen Militärcaserne in der Alsergasse.

Es war ein langes, zweistöckiges und höchst geschmackvolles Gebäude mit 38 Fenstern in der Fronte und hatte zwei große Einfahrtthore. Den Fronton zierten 12 schöne korinthische Säulen, in deren Mitte in einer Nische die Bildsäule Minervens aufgestellt war. Der Giebel war mit einem großen allegorischen Basreliefs geschmückt. In dieser Anstalt, welche der Obsorge der niederösterr. Stände übertragen und daher gewöhnlich kaiserl. Landschafts-Akademie genannt wurde, waren die Hauptlehrgegenstände: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Mathematik und Mechanik mit den verwandten Wissenschaften. Zu Protectoren wurden der damalige Hofkanzler Graf von Sinzendorf und der Oberstküchenmeister Graf von Paar ernannt. Die ersten Curatoren aber waren die als ausübende Künstler wohlbekannte Johann Stadl und Peter Strudl von

Hamburg, Genua und Liverpool angeworben, woraus ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit muthmaßen läßt, daß die frühere einheimiſche Schiffsmannſchaft ihrem Zwecke nicht genügend entſprochen habe. Dieſe vier Schiffe, deren das größte 40, die anderen 36 Kanonen führten, wurden ſogar einem Admirale, dem Marcheſe Pallavicini, untergeordnet, den 1. Juli von dem nunmehrigen Erzbiſchofe, Sigmund Grafen von Kollonitſch, auf das Feierlichſte eingeweiht und erhielten den Namen: der Adler, zu Ehren der unbefleckten Empfängniß; der Löwe, zu Ehren des heil. Leopold; das Meer-Roß, zu Ehren des heil. Joſeph, und der Waſſermann, zu Ehren des heil. Erzengels Michael.

Am Abende deſſelben Tages beſuchten der Kaiſer und die Kaiſerin mit den Erzherzoginnen dieſe Schiffe, wohnten verſchiedenen Manövern bei und theilten unter das Schiffsvolk 600 Ducaten aus. Den 4. Juli fuhren dieſe vier Kriegsſchiffe, ſammt den vier, ebenfalls neu erbauten Schaluppen, unter dem Donner der Kanonen nach Belgrad ab, kamen jedoch nicht weiter, als an den untern Theil des Praters, wo ſie ganz wohlgemuth auf den Sandbänken ſitzen blieben und trotz aller Bemühungen nicht wieder flott gemacht werden konnten.

Endlich ſah man ſich abermals genöthigt, die fremden Schiffsleute zu entlaſſen und die Flotille mit Matroſen, welche zwar nicht der Schifffahrt auf dem hohen Meere, aber dafür jener auf der Donau kundig waren, zu bemannen. Demungeachtet blieb eines dieſer Kriegsſchiffe kurz darauf wieder auf einer Sandbank bei Petronell ſtecken, und mußte daſelbſt über fünf Wochen einen kläglichen Beweis der Unzweckmäßigkeit ſolcher Fahrzeuge auf dieſem Fluße liefern. 1740 ſtarb Karl VI.; der Türkenkrieg hatte für lange Zeit ein Ende; ja es wäre zu wünſchen geweſen, er hätte ſich auch in der Folge nicht wie-

der so unerfreulich erneuert, und die vierzehn Kriegsschiffe wurden nun in den wohlverdienten Ruhestand versetzt, dem sie nie hätten entrissen werden sollen. Wenigstens hörte man seit dieser Zeit nie mehr etwas von ihrer Existenz. Höchst möglich und wahrscheinlich, daß auch einige derselben schon früher ihren Untergang in dem klippenreichen Flußtheile gegen die Walachei gefunden hatten, und daß sich manche ärmliche Hütte eines walachischen Bauers mit dem traurigen Überreste dieser einst so Verderben drohenden Armada schmückte. — Sic transit gloria Mundi.

Der letzte Judentumult in Wien 1700.

Obschon durch eine kaiserliche Verordnung vom 14. Februar 1670 alle Juden aus Wien abgeschafft worden waren und diese Maßregel auch mit solcher Strenge durchgeführt wurde, daß sich bis zum nächsten Frohnleichnamsfeste kein Jude bei Lebensstrafe mehr in Wien sehen lassen durfte, so hatten sich doch im Laufe der folgenden Jahre wieder mehre in Wien eingefunden und waren stillschweigend geduldet worden, da man ihre Gewandtheit in Handels- und Wechselsachen zu jener Zeit nicht wohl entbehren konnte.

Nur durften sie fortan keine eigene Gemeinde mehr bilden, wie es vordem in der ehemaligen Judenstadt, dem größeren westlichen Theile der jetzigen Leopoldstadt, der Fall gewesen war, und bis zur Zeit Kaiser Josephs II. war ihnen auch keine eigene Synagoge gestattet, sondern sie mußten ihre Andacht in ihren Wohnungen verrichten.

Einzelne Israeliten aber, die sich in dieser oder jener Eigenschaft nützlich zu machen wußten, hatten sich mancher kaiserlicher Begünstigungen und Privilegien zu erfreuen und

lette. Abends hatte noch ein prachtvoller Ball bei Beleuchtung des Schloſſes und Gartens Statt.

Auf das Glänzendſte feierte Joſeph auch 1707 die Vermählung ſeines Bruders, des Königs von Spanien Karl III. (als Kaiſer VI.) mit der Prinzeſſin Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Wolfenbüttel, mit welcher er ſelbſt mittelſt Procuration getraut wurde, da ſich Karl damals noch in Spanien befand, in demſelben Jahre auch die Vermählung ſeiner Schweſter, der Prinzeſſin Maria Anna mit dem König Johann V. von Portugal.

So eifrig Joſeph für das innere Wohl ſeiner Länder ſorgte, ſo thätig war er auch in der Leitung der äußeren Staatsgeſchäfte. Der fortwährende Krieg mit Frankreich zog ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich und obwohl er als Kaiſer nicht ſelbſt mehr zu Felde zog, ſo wußte er doch durch kluge Wahl von Feldherren auf das Thätigſte zu wirken. Sein ganzes Vertrauen ſchenkte er mit vollem Rechte ſeinem Jugendfreunde Eugen von Savoyen, der ſelbſt oft erklärte, Kaiſer Joſeph ſei ihm bei allen Gelegenheiten wie ein Bruder geweſen.

Mit dem Scharfblicke des neuen Oberhauptes des Hauſes Öſterreich kam darum ein neuer Schwung in den Krieg und ſeine milden und verſöhnenden Maßregeln beſchwichtigten auch bald die Unruhen in Ungarn, die ſich noch bei dem Tode ſeines Vaters drohend genug gezeigt hatten; ſo geſchah es, daß die kaiſerlichen Heere in Spanien und Italien ſiegreiche Fortſchritte machten und daß ſich Frankreichs Schatz in unermeßlichen Anſtrengungen erſchöpfen mußte, um einen Zweig ſeines Hauſes auf den ſpaniſchen Thron zu erheben. Joſeph war aber nicht allein tapfer und ſcharfſinnig in Angelegenheiten des Krieges, er beſaß auch feine Politik genug, um

ſich nicht bloß aus Etikette-Rückſichten einen neuen gefährlichen Feind zu erwecken. So ließ er den Schwedenkönig Karl XII., der damals auf dem Gipfel ſeines Glückes ſtand, den eigenmächtigen Durchzug durch Schleſien ungeahndet dahingehen, obſchon man ihn von mehren Seiten zur Widerſetzung oder Ahndung dieſer Eigenmächtigkeit angefeuert hatte.

Den 11. Juli 1709 wurde in der kaiſerlichen Favorite abermals ein prachtvolles Turnier abgehalten, wobei drei Abtheilungen in Roth mit Gold, Blau mit Silber und Grün mit Gold waren und der Kaiſer wieder in der Lanze, dem Piſtole und der Mehrheit der Köpfe wegen Preiſe errang. In demſelben Jahre ordnete der Kaiſer eine enge Conferenz oder geheimen Rath von acht der vornehmſten Hofbeamten an. Zu jener Zeit hatte bei der anwachſenden Volksmenge in Wien mit den ſteigenden Bedürfniſſen der Wucher ſo um ſich gegriffen, daß auf Befehl des Kaiſers Joſeph I. das Verſatz- und Fragamt (bis 1783 in der Annagaſſe, dann im Dorotheerkloſtergebäude nach Aufhebung dieſes Stiftes) errichtet wurde. Nebſt Salz und Tabak wurde auch das Baumöl als kaiſerliches Monopol erklärt, endlich erſchien eine Brennholzordnung zur Vermeidung des übertriebenen Preiſes dieſes immer nothwendiger werdenden Materiales.

Nachdem ſich in Ungarn die Unruhen noch nicht vollſtändig geſtillt hatten und durch die Einfälle Rakoczy's noch einmal die Hauptſtadt bedroht wurde, krönte Joſeph ſein ſegensreiches Wirken durch die Präliminarien des verſöhnenden Vertrages von Szathmar, deſſen vollſtändigen Abſchluß er jedoch leider nicht mehr erleben ſollte.

Den 12. April 1711 ſpeiſte der Kaiſer bei den Carmelitern auf der Laimgrube zu Mittag, hatte aber bereits Mangel an

Appetit und befahl, um dieſen zu erregen, bei der Rückfahrt die Pferde gallopiren zu laſſen. Es war jedoch vergeblich und auch die des andern Tages angeſtellte große Jagd brachte keine Änderung ſeines Unwohlſeyns hervor, er bekam während derſelben ſo heftige Rückenſchmerzen, daß er ſich bei der Nachhauſekunft ſogleich zu Bett begeben mußte. Die ſchnell gerufenen Ärzte erkannten ſogleich die Symptome der Kinderpocken, welche eben damals gefährlich in Wien graſſirten. Es wurden ſchnell alle damals üblichen Mittel angewandt, die Pocken zeigten ſich auch Anfangs ziemlich gutartig und kamen häufig zum Vorſchein, ſo daß man die beſte Hoffnung hegte. Auch wurden, wie gewöhnlich bei ſolchen Fällen, Prozeſſionen und Betſtunden angeordnet. Den 16. April Abends auf einmal überfiel den Kaiſer große Hitze im Kopf und man fürchtete einen üblen Ausgang.

Sogleich wurde ein Conſilium von Ärzten zuſammengerufen, bei welchem der kaiſerl. Leibarzt Dr. Stockhammer präſidirte. Die Herren erkannten zwar, daß die höchſte Gefahr vorhanden ſei, brachten aber die ganze Nacht mit Conſultationen zu und erſt des andern Morgens frühe, als es ſchon zu ſpät war, wurde man über die Arzneien einig, welche dem Kaiſer gereicht werden ſollten. Joſeph ſah dem Tode mit gefaßtem Blicke entgegen, er nahm den herzlichſten Abſchied von ſeiner Familie, übertrug ſeiner Mutter die Interims-Regierung bis zur Ankunft ſeines Bruders und Nachfolgers Karl und entſchlief nach erhaltenen Sterbeſakramenten den 17. April 1711 nach 10 Uhr Vormittags. Den 20. Abends wurde der Leichnam mit den üblichen Ceremonien in der kaiſerlichen Gruft beigeſetzt. Bei der Obduction hatte man das Eingeweide von dem Pockengifte angegriffen gefunden.

Kaiſer Joſeph hatte 32 Jahre, 8 Monate und 25 Tage gelebt, 24 Jahre war er ungariſcher, 22 Jahre römiſcher König geweſen, als Kaiſer hatte er nur 6 Jahre regiert. Seine Witwe Amalia Wilhelmine ſtiftete in der Folge das Saleſianerkloſter, wo ſie oft ihre Zeit mit ſeinem Andenken beſchäftigt zubrachte. Sie hatte ihm außer einen in der Wiege geſtorbenen Prinzen zwei Töchter geboren, Maria Joſepha, welche in der Folge mit dem Kurfürſten Auguſt von Sachſen, und Maria Amalia, welche mit dem Kurfürſten von Bayern Karl Albrecht vermählt wurde, der in der Folge, nach Karl VI. Tode, Anſprüche auf das öſterreichiſche Erbe machte und als Karl VII. zum römiſch-deutſchen Kaiſer erwählt wurde.

Kaiſer Joſeph I. war in ſeiner Jugend das Ideal der männlichen Schönheit. Seine Statur war über die Mittelgröße. Er hatte eine hohe Stirne, blonde Haare, hervorſtehende blauen Augen, hohe, etwas aufgeworfene Lippen, einen weiblichzarten Teint und eine blühende jugendliche Farbe. Im Knabenalter übertraf ſeine Schönheit die eines Frauenzimmer, wovon ein noch vorhandenes gutes Portrait in dem Buche: „Der durchleuchtigſten Erzherzogen zum Öſterreich Leben ꝛc.“ Nürnberg bei Endters 1704; Zeugniß gibt; in reiferen Jahren verwandelte ſich die zarte Bildung in eine herrliche Männergeſtalt, nachdem die vielen Jagden, bei welchen er ſtundenlang ſich der drückendſten Sonnenhitze und jedem Witterungswechſel ausſetzte, ſo wie der Feldzug ſein Antlitz gebräunt und ſeinen Körper abgehärtet hatten.

In ſeinen Zügen lag hohe Anmuth, etwas Durchdringendes und Imponirendes in ſeinen raſchen feurigen Blicken. In ſeinem Character ſtach Jovialität hervor. Daher ſeine Neigung zum Vergnügen, ohne daß er darüber ſeine Herrſcher-

ſorgen nur einen Augenblick vergeſſen hätte; daher ſeine unzerſtörbare Munterkeit ſelbſt unter den ernſthafteſten und verdrüßlichſten Geſchäften, daher ſeine Vorliebe für Männer von frohem Witze und guter Laune.

Die Hauptergötzlichkeit Joſephs war die Jagd. Mit ihr beſchäftigte er ſich ganze Tage; oft hielt er in Jagdhäuſern Staatsconferenzen. Auch der Muſik, der Baukunſt, dem Schauſpiele und den meiſten Künſten, die das geſellige Vergnügen erhöhen, war dieſer Fürſt ergeben, ohne ſeine höheren Pflichten dabei zu vernachläßigen. Darin kam ihm ſeine treffliche Weiſe zu arbeiten ſehr zu Statten. Sein heller Blick ergriff ſogleich das Weſentliche und Nothwendige und er wirkte mit aller Kraft und Schnelligkeit ſtets auf den Hauptpunct hin, indem er, gleich ſeinem großen Nachfolger Joſeph II., alle Details ſeiner Selbſtherrſchaft für unwürdig hielt und ſich weiſe damit begnügte, über die Vollziehung ſeiner Befehle zu wachen.

Joſeph beſaß auch eine ausgebreitete Kenntniß der Geſchichte, der Rechtsgelehrſamkeit und, da er ſeit ſeinem ſechzehnten Jahre den Sitzungen des Staatsrathes ununterbrochen und mit Aufmerkſamkeit beigewohnt hatte, vertraute Kenntniß ſeiner Erbſtaaten, ihrer Verhältniſſe und Intereſſen. Er durchſuchte als Regent die ganze Staatsverwaltung, ſpürte ihren Gebrechen nach und ſtellte viele derſelben ab. Noch in der letzten Zeit ſeines Lebens nahm er ſich vor, ſobald der Krieg mit Frankreich geendet ſeyn würde, jedes ſeiner Länder zu bereiſen, um auch alle einzelnen Theile der Staatsverwaltung kennen zu lernen. Oft ſprach er mit Wärme und Sehnſucht von dieſer Reiſe, ſchon hatte er ſich ein kleines Gefolg dazu auserſehen, als ihn der Tod viel zu früh der Erde entriß.

Joseph redete und schrieb vollkommen die deutsche, lateinische, französische, spanische, italienische, böhmische und ungarische Sprache. Von rein sanguinischen Temperamente, war er heftig und aufbrausend, aber eben so schnell wieder besänftigt. Wenn der Moment es forderte, bewaffnete er sich mit den Donnerkeulen der Majestät; kaum war aber jener vorüber, so erschien er wieder herablassend, mittheilend, als der glänzendste Gesellschafter. In den Audienzen bewies er eine solche Geduld, daß er die Gründe seiner Weigerung mit Theilnahme und Umständlichkeit auseinander setzte.

In seinen Rathsversammlungen hörte Joseph die Meinungen, Rathschläge und Propositionen seiner Minister mit Aufmerksamkeit an und beantwortete sie mit Einsicht und Weisheit. Seine eigenen Rathschläge waren fast immer von dem glücklichsten Erfolg begleitet. Nur dann, wenn Jemand ihn mit Gründen eines Bessern belehren konnte, wich er von seiner Meinung ab und zwar, nach besserer Überzeugung, mit Freuden, ohne indessen je der Selbstständigkeit seiner Gewalt etwas zu vergeben. Er besaß große Geschicklichkeit und seltene Menschenkenntniß in der Wahl seiner Feldherren und Minister und ließ sich dabei durch keinen Einfluß bestimmen. Zwar war Joseph außerordentlich prachtliebend und übertraf hierin sogar seinen Vater, aber er entfernte auch zuerst das strenge Ceremoniel, das vor ihm ängstlich beobachtet wurde, entledigte sich der steifen, spanischen Manteltracht und war überhaupt ein Feind alles Zwanges. So trug er z. B. an Liebsten seine eigenen, langgelockten Haare und war eine Perücke unvermeidlich, so mußte sie der natürlichen Haarform gemäß gearbeitet seyn.

Mit ungemeiner Güte und Herablassung behandelte er

ſeine Dienerſchaft und verabſcheute jede Schmeichelei. Auf der Jagd ließ er ſich oft mit Bauern in ein Geſpräch ein und ergötzte ſich an ihrer Naivität. Dem Müßiggange war Joſeph Feind; darum wurden auf ſeinen Befehl Arbeitshäuſer errichtet und nur den wahren Hilfsbedürftigen Verſorgung angewieſen. Joſeph war fromm ohne Heuchelei, andächtig ohne Bigotterie und ſeiner Religion vom Herzen zugethan, damit verband er jedoch eine milde Duldung Andersdenkender und er war es, der zuerſt den Grund zur Humanität und allgemeinen Menſchenliebe legte, die in neueren Zeiten ſo ſchöne Früchte trug.

Joſeph wurde von ſeinen Unterthanen faſt abgöttiſch geliebt, er beſaß ſchon als Prinz eine ungeheure Popularität und als die Gefahr, in welcher ſein Leben ſchwebte, in der Hauptſtadt kund wurde, ſtrömte Alles in gedrängten Haufen nach den Tempeln; ſogar die Juden und Türken theilten unter die Armen reichlich Almoſen aus, auf daß für den geliebten Fürſten gebetet werde. Allgemein und herzlich wurde ſein früher Tod beklagt und die Bewohner der Hauptſtadt betrauerten den Verluſt ihres vorzüglichſten Wohlthäters, da er ihnen durch Milde und Liebe ein goldenes Zeitalter geſchaffen hatte. Seine ſanfte und wohlthätige Regierung, ſein offener, froher Sinn, ſeine unermüdete Wirkſamkeit belebte Alles; der Staat ſchien wie neugeboren, das bürgerliche Leben geſellſchaftlicher und traulicher, indem ſich der Geiſt und die Heiterkeit des Fürſten überall mittheilten. Ungeachtet des durch die langen Kriege herrſchenden Geldmangels erhöhte Joſeph nie die Steuern, ja es war ſein feſter Vorſatz, nach geendigtem Kriege die gewöhnlichen Auflagen zu vermindern. Alles ſchnell begreifend, mit durchdringendem Blicke überſehend, arbeitete er

mit großer Leichtigkeit; ſein Gedächtniß war ſo trefflich, daß er nichts vergaß, was er einmal geleſen oder gehört hatte. Entſchieden war ſeine Neigung für das Kriegsleben und nur die angelegentlichſte Sorge um den Staat konnte ihn verhindern, noch als Monarch an demſelben Theil zu nehmen.

Er war mit einem Worte ein Fürſt von ſeltenen Fähigkeiten, die Wonne ſeiner Unterthanen, ein guter Sohn und Gatte, ein edler Menſch und ein einſichtsvoller, gütiger und ſelbſtſtändiger Herrſcher. Sanftmuth, Mitleid, Gutmüthigkeit und Großmuth waren die Hauptzüge ſeines Characters. Darum iſt es nur billig, daß man über die Vortrefflichkeit ſeiner Nachfolger auch Joſeph I. nicht vergeſſe und den Monarchen ehre, der in ſeiner leider ſo kurzen Regierung des Guten und Vortrefflichen ſo viel geleiſtet hat, deſſen ſegensvolles Leben durch echte Humanität ausgezeichnet war, die ſich in jedem ſeiner Schritte auf das Herrlichſte kund gegeben hat. Als Sommeraufenthalt liebte Joſeph vorzüglich Schönbrunn und die alte kaiſerliche Favorite, den heutigen Augarten, wo er jene großen Alleen von Kaſtanienbäumen ſetzen ließ, die ſich vom Gartengebäude rechts nach dem Tabor hinziehen und deren Pflanzung man ſo oft Joſeph II. zugeſchrieben hat, obſchon uns ſchon der bloße Anblick derſelben eines Beſſeren belehren kann *). In der Burg bewohnte er den erſten Stock des Leopoldiniſchen Tractes, links gegen das Ausgangsthor.

Kaiſer Joſeph I. Sarkophag in der Kaiſergruft bei den Kapuzinern iſt der reichſte, pracht- und geſchmackvollſte unter

*) Joſeph II. pflanzte die Baumreihen, welche ſich vom Eingange gerade gegen die Teraſſen hinziehen.

allen daſelbſt befindlichen Särgen. Er iſt aus getriebenem Silber und mit zwei kunſtreichen Basreliefs geziert.

Die verwitwete Kaiſerin Amalia Wilhelmine überlebte den Kaiſer um 31 Jahre. Sie ſtarb den 10. April 1742 und ruht in dem von ihr geſtifteten Kloſter der Saleſianerinen in Wien, nur ihr Herz in der Kaiſergruft. Ihr Andenken lebt auch in dem von ihr neuerbauten Amalienhofe der kaiſerlichen Burg fort, der früher von dem bekannten mächtigen Geſchlechte der Cillyerhof hieß.

Die letzte groſse Peſt in Wien und der Umgebung 1713, verbunden mit der Gründung der Karlskirche.

So fürchterlich und verheerend die große Peſtſeuche im Jahre 1679 in Wien war, welche oft und ausführlich beſchrieben wurde, ſo trat doch der letzte Beſuch jenes verheerenden Unheils im Jahre 1713 nicht weniger drohend auf und nur den ruhigeren Zeiten, den ſeitdem geſchwächten Vorurtheilen und den beſſer geregelten Anſtalten hatte man es zu danken, daß die Seuche nicht in gleichem Grade um ſich griff, wie damals, obſchon ihr demungeachtet Opfer genug fielen und beſonders auf dem flachen Lande die Verheerungen faſt noch größer waren. Ich bin in den Stand geſetzt, ſowohl durch ſeltene Quellen und Urkunden, die nicht Jedermann zu Gebote ſtehen, als auch durch bewahrte Traditionen alter Leute, die ich in meiner Jugend gekannt habe, manches Intereſſante aus jener verhängnißvollen Epoche anzuführen.

Jedenfalls iſt es ſonderbar, daß von dieſem großen und

unheilvollen Ereigniſſe, welches ſo wichtige Folgen nach ſich zog und das ſchon als der letzte Beſuch dieſer furchtbaren Landplage in Wien merkwürdig genug iſt, in Geſchichtswerken, welche vorzugsweiſe Wien betreffen, gar ſo wenig gefunden wird und daß ſelbſt Hormayr, der ſich doch ſonſt über manche unbedeutende Vorfälle bis zur Ermüdung weitläufig ausläßt, die große Peſt von 1713 mit einer einzigen Seite *) abfertigt.

Schon gegen Ende des Jahres 1712 griff die Seuche in Ungarn um ſich und näherte ſich bereits der öſterreichiſchen Gränze. Viele Vorſichtsmaßregeln wurden deshalb getroffen und die Regierung erließ einen ſtrengen Befehl an die Obrigkeiten aller der Gränze nahen Ortſchaften, von acht zu acht Tagen den Geſundheitsſtand derſelben genau nach Wien zu berichten und alle Vorkehrungen zu treffen, um das weitere Umſichgreifen der Seuche zu verhindern. Den 31. Jänner 1713 wurde in Wien durch öffentlichen Ausruf kund gemacht, daß Niemand ohne einen, von den betreffenden Behörden ausgeſtellten, gehörig beglaubigten Geſundheitspaß in die Stadt Wien gelaſſen werden ſolle.

Deſſen ungeachtet aber zeigten ſich mit Anfange des Jahres 1713 ſchon Spuren der verheerenden Seuche in mehren Ortſchaften dießſeits der öſterreichiſchen Gränze, ſo z. B. in Hainburg, Altenburg, Petronell, ja ſelbſt in der Nähe der Hauptſtadt und einzelne Fälle in Wien ſelbſt. Deßhalb wurden nun daſelbſt nicht nur die Vorſichtsmaßregeln verdoppelt, ſondern auch alle öffentlichen Luſtbarkeiten verboten und das in den Wirthshäuſern und bei andern Zuſammenkünften gebräuchliche Tanzen wurde auf das Strengſte unter-

*) Wien's Geſchichte und Denkwürdigkeiten IV. Band, S. 270.

ſagt. Auch wurden alle Juden, welche keine kaiſerlichen Freiheiten zu genießen hatten oder nicht mit Hofpäſſen verſehen waren, aus Wien und ganz Unteröſterreich abgeſchafft. Jenen aber, welche daſelbſt zu bleiben berechtigt waren, wurde die äußerſte Reinlichkeit in ihren Wohnungen eingeſchärft, welche allerdings höchſt nöthige Maßregel auch den übrigen Einwohnern Wiens ſtrengſtens aufgetragen wurde. Indeſſen konnte ungeachtet aller dieſer Vorkehrungen das Eindringen der bösartigen Seuche nicht verhindert werden.

Den 7. Februar wurde im hieſigen Bürgerſpital (damals in der Kärnthnerſtraße in dem noch heute alſo genannten Gebäude) woſelbſt ſich auch eine Abtheilung für ſchwangere Frauen befand, eine Weibsperſon, Namens Chriſtine Hüttendorferin, aufgenommen, die aus Schwaben gebürtig und von Totis in Ungarn nach Wien gekommen war, wo ſie zuerſt in der Roßau gewohnt hatte. Schon den zweiten Tag nach ihrer Aufnahme zeigten ſich die furchtbaren Peſtbeulen an ihren Händen und die Krankheit nahm einen ſchnellen, tödtlichen Verlauf. Durch ſie wurden mehre ſchwangere Frauen und auch deren Wärterinnen mit dieſem Übel angeſteckt und es griff immer weiter und drohender um ſich. In der Eile wurden nun die nöthigſten Anſtalten gemacht, die inficirten Frauen in das ſogenannte Bäckenhäuſel in der Währingergaſſe gebracht, daſſelbe cernirt und mit allen Bedürfniſſen verſehen. Bald aber zeigte es ſich für die immer anwachſenden Patienten zu wenig geräumig, daher wurde das große Lazareth in der Währingergaſſe zum Contumaz-Hauſe beſtimmt und dieſem zwangsweiſe Doctoren der Medicin, Chirurgen, Gehilfen und ſogenannte Bindknechte beigegeben.

Zur Abwendung größeren Unheiles durch göttliche Vorſorge wurden nun auch Buß-, Bet-, und Faſttage ausgeſchrie-

ben. Täglich wurde zweimal, durch das Geläute aller Glocken, das Zeichen zum allgemeinen Gebete gegeben, wobei die Leute nicht nur in den Häusern, sondern auch selbst auf öffentlicher Straße, wo sie eben gingen und standen, auf die Knie niederfielen und den Allmächtigen um Abwendung der drohenden Gefahr anflehten. Es mag dieß jedenfalls ein erhebendes Schauspiel gewesen seyn, eine andere Frage ist jedoch, ob eine solche allgemeine Zerknirschung zur Beruhigung der Gemüther wirkte.

Zuerst griff das Übel außer dem erwähnten Bürgerspitale in der Stadt, in der Roßau um sich, wo die genannte Schwäbin muthmaßlich den Samen der bösartigen Seuche zurückgelassen hatte. Wie gewöhnlich, waren auch schon damals die Doctoren verschiedener Meinung über dieselbe. An der Spitze einer Partei stand ein gewisser Doctor Ruck, der das Übel sogleich ohne Weiteres für die orientalische Pest erklärte und die strengsten üblichen Maßregeln dagegen empfahl. Die andere hatte einen Doctor Schulz zum Wortführer, welcher die Sache leichter nahm, die Contagiosität derselben bestritt und nur Furchtlosigkeit und diätetisches Verhalten als die besten Präservative anrühmte. Interessant wäre es jedenfalls, wenn uns die näheren Gründe der beiden Herren aufbehalten worden wären, da in neuerer Zeit bei Epidemien sich die Meinung des Letztgenannten als höchst zweckmäßig bewährte. Damals mochte sie indessen doch nicht hinlänglich begründet gewesen seyn, denn Doctor Schulz wurde leider eines der ersten Opfer seiner Sorglosigkeit.

Durch die sorgfältigen Maßregeln und Gegenanstalten wurde das Umsichgreifen der Seuche für einige Zeit gehindert, allein auf einmal brach das unter der Asche verborgen fortglimmende Unheil in der Mitte des April desto heftiger

aus und zwar vorerſt im Lichtenthal. Von da überſprang es wunderbarer Weiſe die Stadt und zeigte ſich in Erdberg, dann auf der Landſtraße. Hierauf wurde abermals mit Überſpringung einiger Vorſtädte die Joſephſtadt, dann die Wieden davon ergriffen und weiterhin eine Vorſtadt nach der andern, von welchen es nun mit verſtärkter Gewalt von allen Seiten in die Stadt eindrang.

Ein ſchönes Beiſpiel von Muth und Vertrauen, ſo wie von landesväterlicher Vorſorge gab Kaiſer Karl VI., indem er nicht, wie 1679 ſein Vater, Kaiſer Leopold I., bei annahender Gefahr Wien verließ, ſondern zum Troſte ſeiner Unterthanen und zur Belebung ihres Muthes, ruhig in der Burg blieb und mit eigenen Augen über die Anſtalten wachte. Nur wurden die allerdings billigen Maßregeln getroffen, daß Jedermann, der ſich nach Hofe begab, mit einem Zeugniſſe verſehen ſeyn mußte, daß er aus einem unverdächtigen Hauſe komme. Die Cavaliere, welche ihre Aufwartung machen wollten, mußten ebenfalls aus Häuſern kommen, welche der Infection nicht verdächtig waren und durften von ihrer Dienerſchaft nur einen Pagen und einen Lakai zur Begleitung mitbringen. Auch wurde die Hofdienerſchaft in ſcharfe Aufſicht genommen, damit durch ſie keine Einſchleppung Statt finden konnte. Das gute Beiſpiel des Monarchen wirkte auch ſo viel, daß ſich nur wenige Einwohner und faſt gar Niemand aus den höheren Ständen von Wien entfernten, wodurch ebenfalls das Vertrauen und der Muth der geringeren Claſſen nicht wenig erhöht wurden.

Im Laufe des Monats Mai nahm das Übel bedeutend zu, ſo daß allein den 24. dieſes Monates dreißig verdächtige Kranke in eigens zu dieſem Zwecke verfertigten, ganz bedeckten und numerirten, ſchwarz angeſtrichenen Tragſeſ-

ſeln durch die Siechknechte in das Lazareth gebracht wurden. Auch von den nahen Ortſchaften liefen die betrübendſten Nachrichten von den Verheerungen der Seuche ein. Beſonders wüthete ſie auf der ſüdweſtlichen und weſtlichen Seite der Stadt auf das furchtbarſte.

Im Monat Mai wurden in Wien folgende Verordnungen getroffen: die Univerſität und alle öffentlichen Schulen in und vor der Stadt wurden geſchloſſen, in den Wirthshäuſern alle gewöhnlichen Zuſammenkünfte unterſagt, die Apotheken in und vor der Stadt geſperrt und den Leuten nur durch ein in der Thüre angebrachtes kleines Fenſter die Recepte abgenommen und die erforderlichen Medicamente hinausgereicht. Allen Trödlern wurde das Aushängen, Feilhaben und der Verkauf alter Kleider und Mobilien auf das Strengſte verboten und allenthalben auf die größtmögliche Ordnung und Reinlichkeit geſehen. So mußte z. B. in jedem Wirthshauſe, in jedem Verkaufslocale der nöthigſten Lebensbedürfniſſe ein Gefäß mit Waſſer bereit ſtehen, in welches das abgereichte Geld (damals gab es nur klingende Münze) geworfen werden mußte und dieſes Gefäß mußte täglich gereinigt und mit friſchem Waſſer verſehen werden. — In den Vorſtädten und beſonders bei den Linienthoren wurden Schnell-Galgen errichtet, ſowohl zum abſchreckenden Warnungszeichen, als auch im Nothfalle zur Ausübung ſchleuniger Juſtiz für unbefugt Einſchleichende. Die Verdächtigen und Erkrankten wurden ſo ſchnell als möglich von den Geſunden entfernt und abgeſondert. Obwohl während der ganzen Zeit der herrſchenden Seuche die Kirchen und Capellen nicht geſperrt wurden, und der ordentliche Gottesdienſt daſelbſt Statt fand, ſo wurden doch die gewöhnlichen Sonn- und Feiertagspredigten in den Kirchen eingeſtellt und dafür an öffentlichen Plätzen bei den

Säulen gehalten, ſo z. B. auf dem Graben, Hof und hohen Markt. Die damals ſehr häufigen Prozeſſionen und Wallfahrten wurden, des häufigen Zudrangs der Leute wegen, ſuspendirt. Die Frohnleichnams-Prozeſſion wurde zwar abgehalten, doch mußten die Zünfte für dießmal wegbleiben und es durfte derſelben überhaupt Niemand beiwohnen, als die Geiſtlichkeit, der Stadt-Magiſtrat und die Univerſität. Auch blieben an dieſem Tage bis nach vollendeter Feſtlichkeit die Stadtthore geſchloſſen, um den Andrang aus den Vorſtädten abzuhalten. Endlich mußte ſich nach abgehaltener Prozeſſion Jedermann, ſelbſt die Geiſtlichen nicht ausgenommen, unverzüglich nach Hauſe begeben, ohne, wie ſonſt gewöhnlich, noch einige Zeit in der Stephanskirche zu verweilen.

Nicht unintereſſant ſind einige eigens vorgeſchriebene Diät- und Präſervativ-Maßregeln, worunter beſonders Folgendes: „Man ſoll jeden Morgen eine ſaure Suppen eſſen, Dotter-Suppen oder eingebrennte Suppen, darauf ein Gläſel Wein trinken, worinnen über Nacht einer Mitteren Arbes groß Campher gelegen oder von Cronabet-Salſen einen halben Leffel voll nehmen. Gar arme Leute können ein oder zwei Meſſerſpitz voll geſtoſſenen gemeinen Schwefel oder Schwefelblühe mit Butter auf Brod oder etliche friſche oder in Eſſig gebeizte Cronabetbeer oder etliche Rauten-, Blättl oder ein Lorbeer oder ein Knoblauchzehel eſſen oder vier Tropfen Cronabetöhl auf einen Leffel voll Suppen oder Biſſen Brod, oder einer halben Arbesgroß Campher nehmen. Man kann Schwämmlein, in Weinrauthen oder beiſtehenden Gifft-Eſſig *) genetzt

*) Das Recept dieſes Gifteſſigs iſt jener Verordnung beigegeben und ſtimmt genau mit jenem des ſpäter ſo bekannten und bei Contagionen allgemein angewandten Peſteſſigs oder vinaigre des quatre voleurs überein.

oder in Cronabet- oder Agtsteinöhl befeuchtet in die Knöpfeln tragen und öffter dazu riechen, auch mit gemeldeten Essig oder Öhl die Pulßadern an Händen und Schläffen schmieren, benebens kann gar nutzlich das Johannesöhl, gemeine Scorpionöhl (oder das große aus der Apotheken) täglich hinter die Ohren, unter die Achseln und die Schoß angestrichen werden.“

Ende Juni begab sich Kaiser Karl nach Linz, um seine aus Spanien daselbst angelangte Gemahlin, die Kaiserin Elisabeth Christine, abzuholen. Ungeachtet der eben auf das heftigste wüthenden Seuche begaben sich Kaiser und Kaiserin sogleich nach Wien, wo sie den 11. Juli anlangten und mit großem Jubel empfangen wurden. Am folgenden Tage wurde deßhalb bei St. Stephan ein feierliches Dankfest abgehalten.

In den Monaten August und September währte die Seuche mit gleicher, ja eher vermehrter Heftigkeit fort. Den 15. September und 8. October wurden außer dem großen Haupt-Lazareth in der Währingergasse noch zwei Lazarethe eröffnet und zwar das eine im Zucht- oder Strafhause in der Leopoldstadt, das andere im sogenannten Trappelhofe auf der Wieden. Auch wurde schon früher durch öffentlichen Ausruf die Verfügung getroffen, daß sich die, sowohl in der Stadt, als in den Vorstädten befindlichen Bettler und andere arme Leute, die sich und die Ihrigen nicht zu ernähren im Stande wären, in die zu diesem Zwecke mit Hütten versehene Donau-Insel, die Spittelau genannt, begeben sollten. Viele derselben verstanden sich freiwillig zu dieser Emigration, mehre Widerspenstige mußten jedoch durch die Wächter und Rumorknechte (damalige Polizeisoldaten) mit Gewalt dahin gebracht werden. Es wurden ihnen zwei Geistliche mit einem Meßner

und Schulmeister beigegeben. Außerdem waren ein Obervater, einige Übergeher, ein Beschauer, ein Profoß, Wirth, Krämer, Bäcker, Koch, Hebamme und die nöthigen Wächter bei dieser kleinen Colonie angestellt. Es waren sieben große Hütten errichtet, jede mit sechs Verschlägen versehen. In einem solchen Verschlage wurden 36 Personen und nach Beschaffenheit der Umstände wohl auch noch mehr einquartirt und, freilich nothdürftig genug, verpflegt. Gegenüber, auf der sogenannten Klosterneuburger-Au, die mit der Spittelau durch einen Steg in Verbindung stand, waren Contumaz-Hütten errichtet, auch stand daselbst eine Wache, welche dafür zu sorgen hatte, daß Niemand ohne Passirung, ausgehaltener vierwöchentlicher Contumaz und gepflogener Beschau entweichen konnte. Auch das Ufer dieser Au zierten einige Schnell-Galgen zur höchst nöthigen Abschreckung für Übertreter des Verbotes.

Da aber ungeachtet aller Vorkehrungen und Anstalten das Übel sich von Tag zu Tag mehr ausbreitete und zuzunehmen schien, so beschloß Kaiser Karl ein Gelübde zur Erbauung einer Kirche zu Ehren des heil. Karl Borromäus, der als Patron gegen die Pest verehrt wird, abzulegen. Er folgte darin dem Beispiele seines Vaters Leopold I., der bei der großen Pest 1679 die Säule zu Ehren der heil. Dreifaltigkeit auf dem Graben gelobt und errichtet hatte.

Der 22. Oktober 1713, ein Sonntag, wurde zu dieser Feierlichkeit bestimmt. Früh Morgens wurde vom Stephansthurme das Zeichen mit der großen Glocke gegeben, worauf sich alle Zünfte der Bürgerschaft, die Geistlichkeit und alle Gerichtsstellen in der Augustiner-Hofkirche versammelten und sich von da in feierlicher Prozession nach St. Stephan begaben. Später erschien der Kaiser mit der Kaiserin, dem gesammten Hofstaate, dann dem Ministerium, ebenfalls in

feierlichem Zuge in der St. Stephanskirche, woselbst Karl VI. am Hochaltare mit gebogenen Knien vor den Augen des gesammten Volkes das feierliche Gelübde zur Erbauung einer Kirche zu Ehren des heil. Karls von Borromä ablegte. Hierauf wohnten die Majestäten dem feierlichen Gottesdienste bei und empfingen nach demselben das heilige Abendmal.

Im Monat November begann die Seuche, bei einfallender Kälte, etwas nachzulassen und den 11. November, als am Sonntage der Oktave des heil. Karl von Borromä, wurden wieder zuerst in der Stephanskirche, so wie auch in andern Kirchen die Sonntagspredigten abgehalten. Im December nahm bei der besondern Kälte dieses Winters die Seuche noch mehr ab und man hörte nur äußerst selten mehr von entschiedenen Pestfällen. Deshalb begann man nun auch die Erkrankten, wenn sie nicht die unverkennbarsten Zeichen der Seuche an sich trugen, nicht mehr in die Lazarethe zu schicken, sondern sie häuslicher Pflege zu überlassen, wodurch allerdings ein großer Keim des Übels vernichtet wurde, indem Personen, welche vielleicht noch keine Ansteckung an sich trugen, derselben gewiß in den Lazarethen theilhaft werden mußten.

Endlich im Februar des Jahres 1714 hatte die Seuche ihr gänzliches Ende erreicht und es zeigte sich fortan keine Spur mehr davon. Auch war dieß, wie bereits erwähnt, der letzte Besuch dieses furchtbaren Übels in Wien und Österreich überhaupt. Seit dieser Zeit wurde durch Errichtung und strenge Überwachung der Militärgränze, durch Cordone und Sicherheits-Maßregeln aller Art an der türkischen Gränze, durch strenge beobachtete Vorsicht und wohl auch durch sorgfältige Überwachung der Reinlichkeit von Außen und Innen der Gebäude jedem Weitergreifen dieser verheerenden Seuche gesteuert und sie ergriff seitdem (und dieß nur äußerst selten)

nur mehr einige Gränzörter gegen Serbien, Bosnien und der Walachei.

Die Zahl der Opfer, die in Wien und der Umgebung 1713 durch die Peſt dahin gerafft wurden, war jedoch keineswegs gering. In Wien ſelbſt waren nach ämtlicher Überlieferung an der Seuche erkrankt und geſtorben:

	Erkrankt	Geſtorben
Im Monat Jänner 1713	52	4
» » Februar »	58	25
» » März »	169	126
» » April »	365	317
» » Mai »	694	484
» » Juni »	891	701
» » Juli »	1656	1221
» » Auguſt »	2107	2178
» » September »	2032	1982
» » October »	970	1029
» » November »	391	418
» » December »	121	105
» » Jänner 1714	72	54
» » Februar »	17	—

Zuſammen 9563 erkrankt, 8644 geſtorben.

Geiſtliche ſtarben 10 und eben ſo viele Ärzte. Da nun im Jahre 1713 noch überdieß an andern Krankheiten und Zufällen 7250 Perſonen verſtorben waren, ſo bildet dieß mit den an der Seuche verſtorbenen 8644 eine Geſammtzahl von 15,894, gewiß für die damalige Bevölkerung eine höchſt bedeutende Zahl.

Übrigens wurden bereits den 8. Jänner 1714 die Univerſität und alle andern Schulen wieder eröffnet und an demſelben Tage wurde wegen dieſem Anlaß ein feierliches Tedeum in der Univerſitätskirche abgehalten. Den 13. März

aber fand das große Dankfest bei St. Stephan Statt. Deßwegen waren an diesem Tage alle Kaufläden geschlossen und unter dem Geläute aller Glocken begab sich eine sehr zahlreiche Procession, welcher die Geistlichkeit der Stadt und der Vorstädte, die Zünfte, alle Gerichtsstellen, die Landstände und der Kaiser selbst mit dem ganzen Hofstaate und den Ministern beiwohnte, von der Augustinerkirche, unter Vortragung der Reliquien des heil. Karl von Borromä in die St. Stephanskirche, wo eine Predigt und das feierliche Tedeum unter dreimaliger Gewehrsalve und dem Donner der Kanonen von den Stadtwällen abgehalten wurden. Denn 22. März aber erschien ein kaiserliches Edikt, wodurch die Stadt Wien gegen alle angränzenden kaiserl. Erbländer und auch für das Ausland für frei erklärt und die Erlaubniß des freien Handels und Wandels, jedoch mit gehöriger Vorsicht, wieder hergestellt wurde. Letzteres besonders in Hinsicht auf alte Kleider, Betten und andere giftfangende Geräthe und Fahrnisse.

Interessant ist noch anzuführen, daß nach vorübergegangener Gefahr eine Denk- und Dankmünze erschien, die wirklich als Muster der damaligen Wortspielsucht einzig in ihrer Art zu nennen ist und worauf sich der witzige Erfinder gewiß nicht wenig zu Gute that, da in mehren Werken der damaligen, wohl auch noch späterer Zeit, der sinnreichen Composition bewundernd erwähnt wird. Auf einer Seite dieser Münze befand sich nämlich die Stadt Wien mit der chronostischen Inschrift, deren lateinische Buchstaben die Jahreszahl bilden: SIe Ist Ietzt Vnter DeM SChVtz Gottes sICher. Oben stand: Wien ohne W mit folgenden erbaulichen Versen:

Ein Weh iſt weg von Wien, das Wohl wird drauf erſcheinen,
Gott ſchenkt den Freuden-Wein und man hört auf zu Weinen,
Gott geb, daß Stadt und Reich fortan im Wohl-Stand ſteh
Und Wien, wie auf der Müntz, ſein ewig ohne Weh.

Auf der andern Seite ſtand in einem Kranze unter dem Namen Jehovah folgendes, abermals ſehr witzig ſeynſollendes Wortſpiel:

Gott ließ den Kaiſer nicht, wie er nicht ließ die Seinen,
Die Peſt ließ nach in Wien, das Beſt wird bald erſcheinen.

Endlich wurde in Folge des kaiſerlichen Gelübdes bald darauf der Bau der prachtvollen Karlskirche auf dem Grunde begonnen, wo einſt, bis zur türkiſchen Belagerung 1529, die Kirche zu St. Anton geſtanden hatte. Vollendet wurde ſie jedoch erſt 1736 und den 7. September dieſes Jahres von dem damaligen Wiener-Erzbiſchofe, Sigmund Grafen von Kollonitſch, feierlich eingeweiht. Noch erinnern uns die Basreliefs an der Fronte, ſo wie die einfache Aufſchrift: **Vota Mea Reddam In Conspectu Timentium Deum** an die damalige Gefahr und an das gelöste Gelübde des kaiſerlichen Gründers.

Zum Schluſſe mag es nicht unintereſſant ſeyn, die Verheerungen dieſer letzten Peſt in Öſterreich in den bekannteſten Ortſchaften um Wien anzuführen, welches Verzeichniß noch das Nebenintereſſe der damaligen und jetzigen Häuſerzahl derſelben, beides nach authentiſchen Urkunden, verbindet.

	Häuserzahl		Gestorben.
	1713	1847	
Atzgersdorf	66	120	15.
Breitensee	22	35	24.
Baumgarten	44	60	4.
Hietzing	14	188	30.
Lainz	39	52	27.
Speising	35	54	28.
St. Veit (Ober-)	87	145	208.
Laab	34	69	35.
Hütteldorf	60	135	9.
Weidlingau	20	51	34.
Purkersdorf	43	96	49.
Neulerchenfeld	45	165	152.
Ottakrin	49	120	105.
Währing	49	165	27.
Hernals	98	260	135.
Dornbach	60	87	131.
Oberdöbling	31	208	13.
Unterdöbling	40	53	42.
Sievering (Ober- u. Unter-)	67	125	267.
Salmansdorf	18	24	74.
Grinzing	70	105	129.
Weidling	64	92	70.
Perchtoldsdorf	240	308	6.
Mödling	196	294	20.
Neudorf	60	112	19.
Traiskirchen	80	142	46.
Leopoldsdorf	15	35	23.
Maria-Lanzendorf	19	40	22.
Unter-Lanzendorf	19	26	5.
Simmering	106	242	87.

Der erſte türkiſche Geſandte in Wien 1719.

Nach einem ſeit länger als 200 Jahren fortwährenden Kriege zwiſchen Öſterreich und der Pforte, der nur durch periodenweiſe geſchloſſene Waffenſtillſtände, deren Ende immer vorher bedungen war, unterbrochen und nach deren Ablauf mit erneueter Wuth wieder begonnen wurde, kam endlich den 24. Juli ein dauernder, ja der erſte eigentliche Friede, zu Paſſarowitz, zu Stande. Die Türken waren durch die glänzenden Siege des unſterblichen Helden Eugen von Savoyen von ihren bisherigen Eroberungsträumen für immer geheilt worden; ja es handelte ſich ſogar um ihre fernere Exiſtenz in Europa, die ſie nur durch einen dauerhaften und auch von ihrer Seite aufrichtigen Frieden bewahren konnten. Denn, wäre dem Kaiſer nicht die Erhaltung ſeiner italieniſchen Provinzen mehr als die Entfernung der Türken am Herzen gelegen, ſo wäre es damals leicht geweſen, dieſelben ganz aus Europa zu treiben.

In dieſem Friedensſchluſſe erlangte Öſterreich große Vortheile und die Pforte mußte ſich zu bedeutenden Opfern verſtehen. So trat ſie z. B. einen Theil der Walachei und von Bosnien, das Banat und den größten Theil von Serbien ab, gab auch die Donauſchifffahrt und den Handel in ihrem Reiche frei, wurde jedoch durch dieſen dauernden Frieden auch zum erſten Male als legal beſtehender Staat anerkannt und genau genommen, hielt auch Öſterreich fortan dieſen Frieden, denn in den eigentlich ruſſiſchen Kriegen 1736 und 1788 ſtellte Öſterreich nur Hilfsheere in Folge der Verbindung *mit* und Verpflichtung *gegen* Rußland.

Nach dem Paſſarowitzer Frieden aber wurde in Folge der dadurch erfolgten Anerkennung der Pforte als rechtmäßig beſtehender europäiſcher Staat zuerſt ſtatt des ſonſt gewöhnli-

chen Residenten (Internuntius) am türkischen Hofe ein Groß-botschafter, Graf von Virmont, nach Constantinopel gesandt und auch die Pforte bestimmte Ibrahim Bassa, Beglerbeg von Rumelien, zum Gesandten nach Wien. Den 8. August 1719 kam derselbe mit großem Gefolge in Schwechat an und ließ von da aus dem kaiserlichen Hofe seine Ankunft melden. Sogleich wurden in Wien alle Anstalten zum feierlichen Einzuge der türkischen Gesandtschaft getroffen.

Fürst Adam Franz von Schwarzenberg und Feldmarschall Graf Daun als Commissäre begaben sich mit dem kaiserlichen Dolmetscher Pfondte den 14. um 10 Uhr Morgens auf die Simmeringer Heide, die zum Empfangsorte bestimmt war und erwarteten daselbst die Ankunft des Gesandten. Auf der Heide war die gesammte Cavallerie der Garnison aufgestellt und eine unermeßliche Zahl von Zusehern, unter ihnen die vornehmsten Cavaliere und andere Standespersonen zu Pferde, hatten sich eingefunden, die seltene Feierlichkeit mit anzusehen.

Nach eilf Uhr langte der Gesandte mit seinem Gefolge von Schwechat hier an und wurde von den Commissarien mit dem Bedeuten empfangen, daß sie und besonders Fürst Schwarzenberg als Oberst-Hofmarschall, von des Kaisers Majestät abgeordnet und angewiesen wären, den Botschafter zu empfangen und in seine Wohnung im feierlichen Zuge zu geleiten. Nachdem der Botschafter den Fürsten auf das Herzlichste umarmt hatte, präsentirte ihm dieser ein herrliches Pferd aus dem kaiserlichen Marstall, dessen reiches Geschirr von Gold und Edelsteinen glänzte, um sich dessen beim Einzug zu bedienen. Sogleich setzten sie sich zu Pferde und der prachtvolle Zug begann, welchen eine Abtheilung der kaiserlichen Cavallerie eröffnete und beschloß. Das Gefolge des Gesandten

beſtand aus 763 Perſonen aus allen Nationen und Volksſtämmen des türkiſchen Reiches.

Man ſah hier Türken, Mohren, Armenier, Griechen, Juden, dann auch Kauf- und Handwerksleute, alle prunkvoll auf orientaliſche Weiſe gekleidet. Außerdem hatte der Botſchafter noch 645 Pferde, 100 Maulthiere und 180 Kamele mit ſich genommen, wovon ein Theil ihn begleiten mußte, der andere, größere, aber ſchon Tages vorher um die Stadt an ihren Beſtimmungsort abgeführt wurde.

Der Zug ging bei der Favoriten-Linie hinein, bei der damaligen kaiſerlichen Favorite vorbei, wo der Kaiſer und die Kaiſerin incognito den Zug beſahen und dann durch das Kärnthnerthor in die Stadt. Hier durchzog er die Kärnthnerſtraße, den neuen Markt, die Kloſter- und Auguſtinergaſſe, ging über den Kohlmarkt, Graben, Stephansplatz, Biſchof- und Rothenthurmſtraße, zum rothen Thurm hinaus über die Schlagbrücke bis zu der für den Geſandten eigens und prachtvoll zubereiteten Wohnung im Gaſthauſe zum goldenen Lamm, in deſſen Nebenhäuſern das zahlreiche Gefolge untergebracht wurde.

Das übrige kaiſerliche Militär, ſo wie die Stadtquardia machte während des Zuges Spalier zu beiden Seiten von der ſteinenen Brücke bis in die Stadt, ſo wie vom rothen Thurme hinaus bis zum Quartiere des Botſchafters. In der Stadt ſelbſt aber, von einem Thore zum andern, ſtanden acht Compagnien der ganz neu und prachtvoll uniformirten Bürgerſchaft mit ihren Fahnen, Trommeln und Feldmuſik, welche unausgeſetzt während des ganzen Zuges ſpielte, worunter ſich in Abſätzen auch die türkiſche Muſik hören ließ, welche der Geſandte mit ſich gebracht hatte und deren Corps aus lauter Mohren in reicher flimmernder Kleidung beſtand.

Alle Gaſſen und Fenſter waren bei dieſer ſeltenen und glanzſtrahlenden Feſtlichkeit, wie natürlich, von Zuſehern überfüllt und bald erſchienen auch Specialbeſchreibungen davon, deren einer ich dieſen Auszug entlehnt habe.

Als einige Tage darauf, den 19. Auguſt, die feierliche Vermählung des ſächſiſchen Kurprinzen, Friedrich Auguſt, nachmaligen Königs Auguſt III. von Polen, mit der Erzherzogin Maria Joſepha, Tochter Kaiſers Joſeph I. Statt hatte, genoß auch der türkiſche Botſchafter die Ehre, dieſem Feſte incognito beizuwohnen. Während ſeiner ferneren Anweſenheit wurde der Geſandte bei allen Gelegenheiten ſeinem Range und ſeiner Stellung gemäß ausgezeichnet und die Wiener genoſſen zuerſt wiederholter Malen das Vergnügen, orientaliſchen Prunk und Glanz vor ihren Augen zu ſehen und anzuſtaunen, ohne dabei irgend eine Gefahr befürchten zu dürfen.

Nachdem alle Angelegenheiten, welche der Geſandte am kaiſerlichen Hofe zu beſorgen hatte, glücklich geordnet waren, hatte derſelbe den 13. April 1720 Vormittags ſeine öffentliche Abſchieds-Audienz, wozu er von dem dazu ernannten kaiſerlichen Commiſſär, dem Feldmarſchall-Lieutenant Heinrich Joſeph Graf von Daun aus ſeiner Wohnung mit großem Gefolge abgeholt und wieder dahin zurück begleitet wurde.

Den 23. fand die feierliche Abſchieds-Audienz bei dem Prinzen Eugen in deſſen Palaſte in der Himmelpfortgaſſe Statt und den 9. Mai reiste der Geſandte mit ſeinem Gefolge unter Bezleitung von 80 Mann der Wiener Stadtquardia unter Commando des Hauptmanns von Pryotini nach Comorn ab, von wo er ſich mit 89 kaiſerlichen Schiffen zu Waſſer nach Belgrad und von da nach Conſtantinopel begab. Merkwürdig iſt, daß während der Anweſenheit des türkiſchen Geſandten

in Wien mehre Personen aus dessen Gefolge entwichen und in Österreich zurückblieben. Obendrein waren es nicht etwa gezwungene Renegaten, sondern geborne Türken in der Blüthe ihrer Jugend und schon im Monat Juni wurden zwei derselben in Wien und zwei im Cisterzienserkloster zu Heiligenkreuz durch die heil. Taufe in den Bund der Christen aufgenommen.

Den 28. October kam auch ein Gesandter von Tripolis, Mohamed Effendi, unter der Begleitung eines Lieutenants mit 30 Dragonern hier an und wurde auf kaiserliche Kosten bei dem schwarzen Adler in der Leopoldstadt einquartirt.

Von dieser Zeit an blieb man überhaupt in den friedlichsten Verhältnissen mit der Türkei, bis endlich 1736 in Folge des 1726 mit Rußland geschlossenen Defensiv-Bündnisses ein Hilfsheer von 30,000 Mann gestellt werden mußte und der Krieg gegen den Wunsch und Willen des Kaisers Karl VI. auf's Neue ausbrach. Die Wendung desselben war leider aus Mangel an guten Heerführern ungünstig für die österreichischen Waffen und der Friede von Belgrad, den 28. September 1739, raubte Österreich wieder alle Früchte des durch Eugens Siege so glorreichen Passarowitzer Friedens.

Tief wurde der Kaiser dadurch gebeugt, seine ohnedieß kränklichen Umstände verschlimmerten sich täglich, er starb den 20. October 1740. Seine Erbin und Nachfolgerin, die große Maria Theresia aber hatte in weiser Voraussicht durch diese allerdings schmerzlichen Opfer einen ruhigen Zustand ihrer Reiche und während ihrer ganzen vierzigjährigen Regierung einen guten und friedlichen Nachbar an der ottomanischen Pforte gewonnen.

Das alte Amt- und Gerichtshaus in der Rauhensteingasse in Wien.

Dieses Amtshaus, der Sitz des Criminalgerichts für Wien und überhaupt zum Aufbewahrungs- und Strafort schwerer Verbrecher bestimmt, befand sich in der Rauhensteingasse, gegenüber dem alten Kloster zur Himmelspförtnerin auf derselben Stelle, wo sich jetzt das Privathaus Nr. 933 befindet. Es wurde erst 1722 zu diesem Zwecke erbaut. In früherer Zeit pflegte man Missethäter gewöhnlich in die Thürme an den Festungswerken gefangen zu setzen und besonders war der Kärnthnerthurm zum Gefängnisse derselben bestimmt. Als aber nach Anlegung der neueren Fortification diese Thürme nach und nach verschwanden und auch der Kärnthnerthurm abgetragen wurde, mußte man für ein anderes Locale zu diesem Zwecke sorgen und auf Befehl des Kaisers Karl VI. wurde den 18. April 1722 ein magistratisches Gebäude in der Rauhensteingasse abgebrochen, von Grund aus neu gebaut und zum neuen Amt- und Gerichtshause bestimmt. Zuerst berief der Magistrat alle zum Baue bestimmten Handwerker auf das Rathhaus und verlas ihnen den kaiserlichen Befehl wegen dieses Baues. Dann verfügte sich der Unterrichter im feierlichen Zuge mit Meistern und Gesellen nach dem Amthause, zeigte ihnen, daß es von Verbrechern ganz leer sei und rief dreimal der Stadt Befehl, daß Keiner dem Andern wegen dieses Baues einen Vorwurf machen solle. Sodann führte er mit seinem Amtstabe, die Meister und Gesellen aber Jeder mit ihrem Werkzeug drei Streiche an das Haus, das damit, nach den Begriffen dieses Zeitalters, für frei und ehrlich erklärt war.

Das Haus war zweckmäßig erbaut, zwei Geschosse hoch,

zu ebener Erde befanden ſich drei eiſenbeſchlagene Eingangsthüren, zu beiden Seiten und in der Mitte des Calvarienberges, von welchem ſogleich die Rede ſeyn wird. Auch waren daſelbſt vier vergitterte Fenſter angebracht, zwei hart an den äußeren Thüren und zwei zwiſchen den Wölbungen des Calvarienberges. Im erſten Stockwerke befanden ſich drei ſtark vergitterte Doppelfenſter und zwiſchen dieſen zwei einfache. Das zweite Stockwerk hatte nur zwei nach der Länge halbrunde Fenſter. Das Dach war mit Schindeln gedeckt, in deſſen Mitte befand ſich ein niedriges, viereckiges, mit Ziegel gedecktes Thürmchen, mit einer Glocke, vier bogenförmigen Schallöchern und oben mit einem einfachen Kreuze. Die äußere Mauer hatte tafelförmige Abtheilungen. Der aus rohen Steinen zuſammengeſetzte Ölberg erſtreckte ſich vom Boden der Straße aus in drei Bogen bis gegen den erſten Stock und enthielt 6 koloſſale Figuren. In der Mitte befand ſich auf großem viereckigen gemalten Grunde Chriſtus am Kreuze mit Maria, Magdalena und Johannes, zu beiden Seiten die Schächer. Die drei Kreuze waren von zierlich geformten Wetterdächern überragt, deren mittleres bis faſt an das Dach reichte. Die Gefängniſſe befanden ſich meiſtens unterirdiſch und nahmen einen ziemlichen Raum bis unter die nächſtſtehenden Häuſer ein. Nach dem Zeugniſſe des, beſonders in gleichzeitigen Localangelegenheiten, authentiſchen Fuhrmann war dieſes Amtshaus „von einer ſonderbaren Erfindung erbaut, indem die meiſten Criminal-Gefangenen unter der Erden in abſonderlichen Kerkern, welche zu beſſeren Sicherheit inwendig mit dicken, harten Pfoſtenläden ausgetäfelt, können verſichert aufbehalten werden, ſo ja nicht Menſchen möglich, daß jemand allhier nunmehro wie vorhin, durch ſo vielfältig ſtarkes Holzwerk, eiſerne dicke Gegitter und Thüren ſollte durchbrechen können.“

Nach Vollendung des Gebäudes wurden die Verbrecher, welche früher auf der sogenannte Schranne am hohen Markt (das heutige Civilgerichtsgebäude) und im Rumorhaus (im tiefen Graben) verwahrt wurden, in diese neue Untersuchungs- und Strafanstalt gebracht und die Bestimmung des Hauses, so wie dessen characteristische Außenseite, waren durch lange Jahre Sündern und Gerechten abschreckend und ein Gegenstand heimlicher Scheu. Denn hier wurde vorzugsweise die peinliche Frage oder Tortur, deren Martergrade der Theresianische Codex in schaudervollen Kupferstichen bis heute bewahrt, häufig geübt, bis den 1. Jänner 1776 die peinliche Frage gänzlich abgeschafft und die Todesstrafe nur auf die schwersten Verbrecher beschränkt wurde. Als 1782 nebst mehren Klöstern auch jenes der Carmeliterinnen zu St. Joseph oder der sogenannten Siebenbüchnerinnen aufgehoben und zum Polizeihause verwendet und 1785 die sogenannte Schranne auf dem hohen Markte vergrößert und in ihrer gegenwärtigen Gestalt hergestellt wurde, gab man die schweren Verbrecher in letztere, die leichteren (wegen schwerer Polizei-Übertretung) in das neue Polizeihaus und so wurde denn das Amt- und Gerichtshaus wieder aufgehoben, abgebrochen und zu einem Privathause umgebaut. Das Andenken dieser furchtbaren Strafanstalt aber lebt noch heute im Gedächtniß vieler Zeitgenossen und in den Gerichtsannalen fort. Um so wunderbarer aber ist es, daß man noch vor Kurzem ganz ernsthaft behaupten konnte, dieses Gebäude sei das noch heute bestehende beim A B C gewesen, was wohl der bloße Augenschein widerlegt, da dieses von bei Weiten älterer Bauart ist als das schon vor 60 Jahren abgetragene und auch der Raum des letztern viel größer seyn mußte.

Ein Wiener Feuerwerk vor mehr als hundert Jahren.

Salomon hat unter andern nützlichen und zweckmäßigen Dingen gar ein treffendes Sprüchlein gesagt: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“ und Schillers berühmtes: „Alles wiederholt sich nur im Leben,“ ist nur eine Paraphrase dieses ewig wahren Satzes. Jedes Element, das heut zu Tage in die verschiedensten und wunderlichsten Formen gepreßt wird, die moderne Schauluft zu ergötzen, hatte schon vor längst vergangenen Zeiten seine zum Theile großartigeren Vorbilder. Unzählbar waren die Schnörkel und Biegungen, zu welchen sich Erde und Wasser bequemen mußten, um eine schönere, mindestens bizarrere Augenweide zu geben, als die Natur in ihrer edlen Einfachheit und nur die Luft ist in dieser Hinsicht, weil unbildsam, auch am freiesten. Denn auch das Feuer hatte schon lange vor Girandolini und Stuwer seine Meister gefunden und mußte sich, durch menschliche Kunst und Künstelei gefallen lassen, in bestimmten Formen die Luft zu durchkreuzen und Knalleffecte im vollsten Wortverstande hervorzubringen. Freilich steht das Feuer zu den andern genannten Elementen ungefähr in demselben Verhältniß, wie bildende und schaffende zu ausübenden Künstlern, sein Glanzpunct ist nur für den schnell verrauschenden Augenblick berechnet und, wie dem Mimen, flicht ihm die Nachwelt keine Kränze. Doch weiß es, wie jene, auch den Augenblick zu benützen und, wie ebenfalls jene, entschädigt es der lärmende Jubel des Augenblickes für den ungewissen Dank und Beifall der Nachwelt. Denn wenn die Gebilde der Erde und des Wassers in traurigen und todten Überresten von einst prachtvollen Springbrunnen,

Wasserkünsten und künstlichen Schnörkeleien der Bäume und Gesträuche noch heute Zeugniß des Geschmackes und der Prachtliebe unserer Altvordern geben; wenn uns noch heute künstliche Höhlen und Grotten, so wie eine Unzahl von Statuen, Geländern und Gallerien an eine fröhlichere, geselliger Lust geweihtere Zeit erinnern, so verpufft des Feuers Ruhm nur allzubald und nur Tradition und schriftliche Überlieferung kann uns symbolisch denselben bewahren. Auf daß demselben aber wo möglich genug geschehe, das ist der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes.

Es war im Frühjahre 1732, als sich Kaiser Karl VI. mit seinem ganzen Hofstaate nach Karlsbad begeben hatte, um die Wirkungen der heilsamen Quelle zu erproben und erst den 7. October desselben Jahres kehrte er wieder in die Residenz zurück. Zu jener Zeit aber war eine Reise nach Karlsbad sowohl in Hinsicht auf Raum als Zeit zu den absonderlichen Dingen zu rechnen und darum wurde die glückliche Rückkehr des Monarchen durch allerlei Freudenfeste in der guten Stadt Wien gefeiert. So gab es da Beleuchtungen, Bälle und Bankette, besonders aber that sich, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, der Magistrat der Stadt Wien durch die sinnigsten und kostspieligsten Feste hervor. Bei dieser Gelegenheit sollte nun obendrein eine große Ernst- und Lust-Feuerwerksprobe abgehalten werden, deren Leitung Herrn Anton Ospel, kaiserlichen Stuck-Hauptmann und gemeiner Stadt Wien Zeugwart, übertragen wurde. Es war aber besagter Herr Anton Ospel ein gar kunstreicher Mann, welcher die Lust-Feuerwerkskunst der alten Italiener wohl studirt hatte und sowohl um Raketen, Leuchtkugeln und Schwärmer, als auch um Tourbillons und den 1519 durch Jakob Fugger zu Augsburg zuerst angewendeten Goldregen genauen

Beſcheid wußte. Allein auch in den ernſteren Zweigen der Feuerwerkskunſt war Herr Ospel wohl erfahren und wußte Geſchützmunition, Schläge, Pechkränze und Brandtücher wohl zu handhaben, weswegen er denn auch von einem löblichen Stadtrathe gemeiner Stadt Wien in Rückſicht auf ſeine Verdienſte einhellig zum Zeugwarte ernannt wurde und dieſe Stelle durch mehre Jahre bis auf ſeinen Tod rühmlich bekleidete.

Zur Abhaltung des erwähnten Ernſt- und Luſtfeuerwerks wurde der 17. November 1732 beſtimmt. Auf Verordnung des Magiſtrates nahm nun beſagter Herr Ospel einige Büchſenmeiſter und Feuerwerker in die beſondere Lehre, um die Stadt Wien und den allerhöchſten Hof durch eine Feuerwerks-Probe zu vergnügen, wozu auch Letzterer durch feierliche Auffahrt einer ſtädtiſchen Commiſſion gebührend eingeladen wurde.

Zum Productionsorte war die ſogenannte Spittel- und Kloſterneuburger-Au am Ende des Praters auserwählt worden, zu welcher damals auch jener Theil, wo ſich noch heute das kaiſerliche Luſthaus befindet, gerechnet wurde. Daſelbſt wurden nun ſeit mehren Tagen die großartigſten Vorrichtungen getroffen, Gerüſte, Tribunen und große Lager zu beiden Seiten des Luſthauſes errichtet, ſowohl für den Hof, die Damen, Miniſter, Generalität und den Adel, als auch für ſonſtige diſtinguirte Zuſchauer. Der weite Platz aber vor dem Luſthauſe, ſo wie die dahin führenden Alleen waren für das ſchauluſtige Volk beſtimmt, das ſich am beſtimmten Tage in großen Maſſen verſammelte. Da an demſelben eine ziemliche Kälte eingetreten war, ſo wurde das Luſthaus mit Tapeten, Teppichen und Glasfenſtern verſehen und zum Empfange und Schauplatz des Hofes beſtimmt. Abends gegen fünf Uhr er-

ſchien der Kaiſer mit dem geſammten Hofe, auch die Erzherzoginnen, und wurde durch eine Salve von 12 Stückſchüßen empfangen, von dem Magiſtrate feierlichſt bewillkommt und unter Trompeten- und Paukenſchall in das Luſthaus geführt, worauf ſogleich das Feuerwerk mit der Ernſtprobe ſeinen Anfang nahm. Zuerſt ſchoſſen die Scolaren des Herrn Anton Ospel aus 12 dreipfündigen Regimentsſtücken auf einen 400 Schritte entfernten, 17 Schuh hohen und 14 Schuh breiten Wachthurm, der ſtatt einer gewöhnlichen Scheibe diente und in deſſen Mitte ein mit Gittern verwahrtes Fenſter das Centrum vorſtellte. Unter 24 Schüſſen gingen nur drei daneben und der Thurm wurde dadurch vollſtändig zerſtört. Hierauf wurde ein ebenfalls zu dieſem Zwecke erbautes türkiſches Raubſchloß, 36 Schuh hoch, 72 lang, 96 tief, von der Erfindung des kaiſerl. Theatermaſchiniſten Galli Bibiena, aus ſechs ſechzigpfündigen Mörſern in einer Entfernung von 500 Schritten beſchoſſen und Bomben, Feuerballen, Brandkugeln und ſogenannte Carcaſſen in dasſelbe geworfen, ſo daß das Caſtell ſchon auf den dritten Schuß durch einen Feuerballen in Brand gerieth. Deſſen ungeachtet wurde die Beſtürmung mit Feldſtücken, Hand- und Haubitzgranaten, Sturmkränzen, Wurfkolben und Sturmlanzen von allen Seiten fortgeſetzt; endlich wurden auch die untergrabenen Minen, die mit Sturmfäſſern gefüllt waren, geſprengt und ſolchergeſtalt die Feſtung ganz in Grund geſchoſſen und zerſtört. Geknall und Gekrache bei dieſer Exploſion ſoll wahrhaft furchtbar geweſen ſeyn, der ganze Platz erbebte ringsum und als gegen Ende der Beſchießung ein in die Erde gegrabener Mörſer abgefeuert wurde, der allein 60 Granaten in die Feſte ſchleuderte, zerſprangen durch den ungeheuren Knall einige Fenſter des Luſthauſes und mehre Zuſchauer wurden von der Erſchütterung zu Boden

geworfen, was, freilich auf deren Koſten, den Effect und die Illuſion bedeutend vermehrte.

Mit der Zerſtörung des Barbaren-Schloſſes hatte indeſſen die Ernſtprobe ihr Ende erreicht, die freilich ohne Gefahr nicht wohl höher zu treiben geweſen wäre und nun begann das Luſt-Feuerwerk. Auf dem Platze der in den Grund geſchoſſenen Feſtung ſtieg nunmehr eine ſogenannte Girandola von 200 Raketen in die Höhe und von beiden Seiten flogen Schwärmer und Leuchtkugeln auf, Feuerräder ziſchten und wirbelten in der Mitte, mit welchen Knallkugeln und farbige Sterne wechſelten, ſo daß die ganze Gegend wie in einem Feuermeere erglänzte. Darauf ſtiegen noch ſechs kleinere Girandolen in die Luft; beſonderes Vergnügen aber gewährten die ſogenannten Triumphkugeln, welche dazwiſchen aus den 60pfündigen Mörſern geworfen wurden, zu einer großen Höhe ſtiegen und ſich dann in mehre kleine Sterne zertheilten. Länger als eine Stunde währte das Luſtfeuerwerk, bis endlich unter Trompeten- und Paukenſchalle und dem rauſchenden Getöne der Feldmuſik eine Girandole mit 250 Raketen aufpraſſelte und die Production mit einer Fronte, in welcher das verſchlungene C. VI. nicht fehlte und mit einer betäubenden Salve von 200 Doppel-Haken ihr Ende erreichte.

Noch iſt zu erwähnen, daß der ganze Platz mit einer doppelten Allee von jungen Tannenbäumen eingefaßt war, zwiſchen welchen Guirlanden von farbigen Lampen hingen. Zwiſchen den Bäumen erhoben ſich farbige, beleuchtete Pyramiden, auf deren Spitzen Raketen angebracht waren, die von Zeit zu Zeit durch Lauffeuer entzündet wurden. Der Weg durch den ganzen Prater bis in die Jägerzeile oder damals alſo genannte Venediger-Au war durch farbige Feuerkugeln beleuchtet und während beiden Feuerwerksproben erſchallten unausgeſetzt die Klänge mehrer Muſikchöre. Nach Beendigung

der Production bezeigte der Kaiser seine vollkommenste Zufriedenheit mit denselben. Der Magistrat, Herr Ospel und die Büchsenmeister wurden zum Handkusse gelassen und letzteren eine ansehnliche Belohnung eingehändigt, worauf sich der Hof unter einer abermaligen Salve von 12 Schüssen entfernte. Zu verwundern ist, daß ungeachtet des in großer Menge versammelten Volkes und des allerdings ziemlich ernstlichen Spectakels sich auch nicht ein einziger Unglücksfall ereignete, was die allgemeine Fröhlichkeit und Zufriedenheit nicht wenig vermehrte. Der allgemeine Beifall, den dieses Feuerwerk sowohl vom Hofe, als auch von den Einwohnern Wiens erntete, hatte auch im folgenden Jahre, den 12. November, eine Wiederholung desselben zur Folge, welche die erste an Größe und Bedeutung noch übertraf, indem dabei die auf Anstalt des Magistrats errichtete Compagnie der bürgerlichen Feuerwerker, 45 an der Zahl mit 90 Büchsenmeistern, mitwirkte und eine eigene Art von einer noch stärkeren Festung erbaut war, auf welche aus Kanonen und Mörsern geschossen wurde. Von dem Kaiser, der abermals mit dem gesammten Hofe der Production beiwohnte, waren 55 Preise für die besten Büchsenmeister und Feuerwerker ausgesetzt und Herr Ospel erhielt öffentlich das lauteste Lob über seine Geschicklichkeit und Kunst. In der Folge wurden diese Productionen immer häufiger und beliebter, bis endlich um 1750 der Italiener Anton Girandolini durch ein besonderes Privilegium der Kaiserin Maria Theresia die Feuerwerke zu einer stabilen Belustigung der Wiener erhob und der alte (Caspar) Stuwer mit ihm um deren Gunst und Beifall rühmlich wetteiferte.

Längere Zeit behaupteten sich beide gleich ehrenhaft, indem Ersterer seine Vorstellungen im Augarten, letzterer auf dem noch heute zu diesem Zwecke benutzten Feuerwerksplatze

im Prater gab. Beide wurden gleich häufig besucht, obgleich sich schon damals, wie gewöhnlich, die Urtheile und Vorurtheile auf diese oder jene Seite neigten und Einige der Zierlichkeit des Italieners, Andere der Kraft des Deutschen den Vorzug gaben. Als endlich Girandolini um 1770 starb, blieb Stuwer im ausschließenden Besitze seines Vorrechtes und vererbte dasselbe bis auf seinen Enkel, dem Feuerwerker Anton Stuwer, der noch heut zu Tage durch seine gewählten und kunstreichen Produktionen die Vorliebe der Wiener für dieses glänzende und rauschende Vergnügen zu fesseln versteht.

Die Katastrophe des Panduren-Obersten.

Der Huldigungstag.

Mit dem frühesten Morgen des 22. November 1740 entwickelte sich geschäftiges Leben und Treiben in Wien. Es war ein schöner, heller Wintermorgen; nur die Dächer glänzten reifüberzogen, bis die höher steigende Sonne, die, nach Goethe und der Natur, nichts Weißes duldet, die hohen Giebel wieder in ihrem alterthümlichen dunklen Aussehen erscheinen ließ. Kaum war es Tag geworden, so erblickte man den lebhaftesten Verkehr auf den Straßen, Bediente und Lakaien in der damals üblichen, schwerfälligen Tracht, mit langen weitschößigen Livreeröcken versehen, mit gold- und silberbordirten Aufschlägen auf den weiten Ärmeln, mit langen und vorne geschlitzten Westen von rothem oder lichtgelbem Tuche, gepuderten Haaren und kleinen Cadogans oder Haarbeuteln, liefen hin und wieder, mit allerlei Geräthen und Kleidungsstücken festlichen Aussehens bepackt.

Auch trippelten nicht minder Mägde mit kleinen schwä-

bischen Hauben, die steif und breit besetzt, kaum den Scheitel bedeckten, dann mit kurzen Röcken und langen Contuschen in geschäftiger Eile durch die Straßen, gar mancherlei Lebensbedarf in schweren, dicht geflochtenen Körben und sogenannten Zögern tragend und aus den meisten Häusern tönte das Gestampfe von Mörsern und das Schnurren der mächtigen Bratenwender; in den geräumigen Küchen prasselten große Feuer und es entwickelte sich überhaupt ungemeine Geschäftigkeit, das Rüsten eines festlichen Mahles verkündend.

In den Prunkgemächern aber, besonders an den Toiletten der Frauen ging es noch geschäftiger und festlicher zu. Unter den Händen der damals so sehr in Anspruch genommenen und in bedeutendem Ansehen stehenden Haarkräusler entstanden die nach damaliger Mode hochaufragenden, mit mehren Abtheilungen, wie die chinesischen Porzellanthürme, versehenen, wohlbepuderten Haargebäude der Damen, in welche Perlenschnüre, Zitternadeln und Schmuck aller Art geflochten und gesteckt wurden.

Kurz, Alles deutete darauf hin, daß an dem heutigen Tage in Wien ein seltenes Fest begangen werden sollte, an welchem alle Classen der Einwohner Theil nahmen und als um 9 Uhr Vormittags die hehre Josephinische Glocke, gewöhnlich die große Pummerin genannt, das erste Zeichen gab und von den Basteien zugleich eine weithin schallende Salve von 50 Kanonenschüssen ertönte, mehrte sich das Getümmel auf den Straßen; aus den meisten Fenstern in der Kärnthnerstraße, am Kohlmarkte und auf dem Graben wurden reiche bunte Tücher und kunstvoll gewirkte Teppiche ausgehangen, mit Guirlanden von künstlichen Blumen geziert und das zu jener Zeit noch ziemlich holprige und unebene Kieselpflaster wurde in diesen Straßen, wie am Stephansplatze, mit Bret-

tern belegt, über welche grobes Tuch gebreitet war. Auch erhoben sich in der Mitte der Kärnthnerstraße beim alten Hasenhause, so wie am Stockimeisenplatze beim sogenannten Elephantenhause und endlich am Kohlmarkte beim Eingange auf den Michaelsplatz drei stattliche Triumphbogen in dem damals üblichen und beliebten geschnörkelten Kunstgeschmacke, mit allegorisirenden Emblemen und Trophäen aller Art geziert, oben mit Vasen und Blumentöpfen besetzt. Auf den ebenfalls mit Tapeten behangenen Altanen aber waren reich geschmückte Musikchöre aufgestellt, die nur des verabredeten Zeichens harrten, um mit den rauschenden Tönen der Harmonie- und sogenannten türkischen Musik die Feier des Tages zu verherrlichen.

Es war dieß aber der Tag der feierlichen Erbhuldigung Maria Thereſiens, die sich seit dem Tode ihres Vaters Karl VI., als dessen alleinige Erbin, nach den Gesetzen der Natur und der pragmatischen Sanction, Königin von Ungarn und Böhmen, Erzherzogin von Österreich nannte und ihren geliebten Gemahl, den Herzog Franz Stephan von Lothringen, Großherzog von Toskana, zum Mitregenten gewählt hatte.

Nach 10 Uhr setzte sich der glänzende Zug von der Hofburg aus in Bewegung, unter dem Schalle der Musikchöre, dem Donner der Kanonen und dem lauten Jubel des Volkes, das seine schöne und geliebte Herrscherin mit freudigem Zujauchzen begrüßte. Vorne ging die ständische Dienerschaft mit Trompeter und Pauker, ihnen folgten die Mitglieder der Landstände in aufsteigender Ordnung; zuerst die Abgeordneten des vierten Standes, Magistratsglieder der landesfürstlichen Städte und Märkte in Unterösterreich, und der Wiener Stadtrath als halber vierter Stand, dann nach dem fliegenden österreichischen Panier die Herrenstände, endlich, vorgetreten von dem österreichischen Herold in seinem eigenthümlichen Habit, der niederösterreichische Landmarschall, allein mit bedecktem Haupte.

Nun folgten die Oberst-Erbland-Hofämter und zwar: Der Oberstlhofmeister mit dem Stab in der Hand; der Oberstkämmerer mit dem Scepter, der Oberst-Truchseß mit dem Reichsapfel, der Oberst-Mundschenk mit dem Erzherzogshute, welche Insignien sämmtlich auf rothsammtenen, mit Goldquasten besetzten Kissen getragen wurden; endlich der Oberst-Erbland-Marschall zu Pferde, jedoch unbedeckten Hauptes, mit dem entblößten Schwerte in der Hand. Zum letzten Male fungirten bei dieser Gelegenheit die Hofbeamten, Ständemitglieder und die zahlreiche Dienerschaft in der seit lange üblichen, von Karl VI. aber besonders begünstigten schwerfälligen spanischen Tracht mit faltigen, reich bordirten Mänteln, langen Halsschleifen und wolkigen, wohlgepuderten Allongeperücken, da Maria Theresia, welche Einfachheit und Beweglichkeit liebte, so weit dieselben mit ihrer hohen Würde verträglich waren, bald nach ihrem Regierungsantritt alles Ceremoniell nach spanischer Sitte verbannte.

Unmittelbar hinter dem Erbmarschall, Franz Gundacker Grafen von Starhemberg, kam, von Edelknaben und Hatschieren umgeben, die prachtvolle, jedoch der Trauer wegen, schwarz ausgeschlagene Sänfte mit der jungen anmuthsreichen Königin. Sie selbst hatte, des feierlichen Anlaßes wegen, für diesen Tag die Trauer abgelegt, und erschien in einer Robe von weißem schweren Seidenzeuge (Gros de Tours), reich mit Gold gestickt, darüber trug sie einen purpurnen, mit Hermelin gefütterten und ausgeschlagenen Mantel, auf der Brust die große Decoration des goldenen Vließes in Brillanten. Ihre blonden, seidenweichen Haare ringelten sich in reichen Locken bis auf den blendend weißen Nacken herab und waren nur mit einem schmalen, diamantenbesetzten Diadem geziert, von welchem eine große, goldgefaßte Perle bis auf die schöngebil-

dete Stirne reichte. Ein Wunderbild weiblicher Schönheit und Anmuth war sie anzusehen und noch heute gibt uns das, der damals erschienenen Beschreibung der Erbhuldigung beigegegebene, von Martin Altomonte gezeichnete, von G. Müller gestochene Bildniß der Königin einen Begriff ihres damaligen blendenden Leibreizes.

Den Zug beschloß eine Abtheilung Bürgermiliz in der damaligen Tracht, mit kurzen Beinkleidern, Strümpfen und Schnallenschuhen, mit weiten Röcken, von oben bis unten mit großen Knöpfen versehen und noch weiteren Ärmeln, deren Aufschläge ebenfalls mit drei großen Knöpfen besetzt waren. Die Patrontasche hatten die Soldaten auf der rechten Seite, den Säbel zur Linken, die Muskete über die Schulter, auf den Kopf den dreikantigen Hut. Die Offiziere, auf gleiche Weise, doch von besserem Zeuge bekleidet, mit bordirtem Hute, den Sponton gravitärisch in der Hand, schritten voran, ihnen folgten Trommler und Pfeifer, der Vortrab aber hatte die Flinten umgekehrt über die Achsel, den Kolben hinten, zur Bezeichnung der Landestrauer wegen des Todes des Kaisers Karl VI. Die Musikbanden waren zu beiden Seiten des Zuges aufgestellt, so wie die damals noch üblichen Lanzknechte und sonstige Infanterie, die sämmtlich beim Vorüberpassiren der Monarchin ihre Spieße und Waffen zur Erde senkten.

Der Zug begab sich über den Kohlmarkt und Graben nach dem St. Stephansdome, wo der feierliche Gottesdienst durch den Erzbischof Sigismund Grafen v. Kollonitsch abgehalten und das Tedeum von Salven und Kanonenschüssen von den Basteien aus begleitet wurde. — Unter den Plätzen und Straßen der Stadt, worüber sich der Zug vor und zurück begab, nahmen sich Kohlmarkt, Graben und Stephansplatz am Festlichsten aus, darum gab es auch dort die meisten Zuseher. Be-

sonders waren auf dem Graben nicht nur alle Fenster, Balkone und Dachfenster gedrängt voll, sondern auch von den Dächern und deren Vertiefungen, ja selbst auf den Schornsteinen lugten waghalsige Neugierige, und im alterthümlichen Gebäude des Freisingerhofes *) waren alle Winkeln und Spalten, deren das alte Gebäude überlei bot, die Rinnen zwischen den Giebeldächern, die niedrigen Vorgebäude und der große Altan neben der St. Georgscapelle überall von eleganten und gemeineren Zusehern, welche, die Hüte abgenommen, mit den Tüchern schwenkten und die schöne Königin mit enthusiastischem Jubel begrüßten.

Auf dem Graben, am Eckhause zum Hirschen, das 1842 abgebrochen wurde, war das zierliche Gerüst errichtet, in welchem, nach der damals bei Huldigungen üblichen Sitte, weißer und rother Wein sprang. Es bestand aus einem offenen Porticus mit Pilastern in jonischer Ordnung, die mit Festons und Guirlanden geschmückt waren und eine offene Ballustrade trugen, auf welchem sich ebenfalls Zuseher befanden. Ganz oben war das Gebäude mit dem kolossalen österreichischen Wappen geschmückt.

Nach beendigter Feierlichkeit sprang nun in der untern Halle desselben rechts weißer, links rother Wein; Braten und Brot so wie silberne Denkmünzen wurden unter das Volk geworfen, das sich deshalb in großen Massen hier zusammen drängte. Im Ganzen herrschte zwar rauschende, lärmende Fröhlichkeit, doch fielen nur wenige und unbedeutende Unord-

*) Dieser schon um 1310 von dem damaligen Bischofe Otto von Freisingen, einem Sohne des heil. Leopold erbaute Hof, wurde 1776 abgetragen und an dessen Stelle der große Trattnerhof erbaut.

nungen vor, welchen die aufgestellte Rumorwache *) in ihrer grauen, gelb ausgeschlagenen Kleidung, nicht zu wehren vermochte. Es schien auch dießmal, wie gewöhnlich, ohne besonderen Unfall vorüber zu gehen. — Ein Umstand ereignete sich jedoch, der, ohne im Ganzen auf die Störung der Festlichkeit einzuwirken, durch seine Folgen merkwürdig genug ist.

Während des fortwährenden Strömens und Drängens der Massen zu diesem interessanten Zielpuncte des Volksvergnügens bildete sich plötzlich in der Gegend des Einganges zur obern Breunerstraße eine isolirte, sich immer mehrende Volksgruppe, aus deren Mitte man lautes und immer heftiger werdendes Zweigespräch vernahm, das sich endlich in tobenden Wortwechsel verwandelte. Auf einmal theilte sich auf einer Seite die Menge fast gewaltsam auseinander und zwei Männer, deren Einer sich durch seine schöne, athletische Gestalt, mit Raufdegen und Federhut, der Andere durch jugendlichen, stolzen Anstand und reiche Kleidung auszeichnete, traten stürmisch heraus und verließen mit hastigen Schritten den geräuschvollen Schauplatz. Schnell eilten sie davon und verschwanden bald in den Windungen des engen Schlossergäßchens. Anfangs staunte ihnen die Menge neugierig nach, bald aber beschäftigte sie neue Spendung und sie unterdrückten, von sinnlichen Genüssen überwiegend angereizt, die sonst gewiß unbezwinglich gebliebene Lust, den Ausgang dieser Begebenheit mit anzusehen. Aufmerksamer aber waren die Anführer der Rumorwache geblieben, die sogleich eine Abtheilung ihrer Untergebenen in der Richtung mitsandte, welche die Abgehenden wahrscheinlich genommen hatten.

Des andern Tages verbreitete sich das Gerücht, daß am

*) Damals wurde die Polizeiwache also genannt.

Ufer der Wien, zwiſchen dem Stuben- und Kärnthnerthore, ein Duell zwiſchen den beiden Fremden Statt gehabt hatte, das jedoch vor dem ernſtlichen Ausgange durch die plötzliche Dazwiſchenkunft der Rumorwache beendigt worden war; ferner, daß Beide arretirt worden waren und daß der erwähnte ſtattliche Mann dem reich gekleideten Jüngling noch im Abgehen die furchtbarſte Rache geſchworen habe. Im Verlaufe des Tages hatte man auch ſchon herausgebracht, daß Erſterer ein früher in kaiſerlichen, dann in ruſſiſchen Dienſten geſtandener Offizier ſei, der nach Wien gekommen, um der Königin ſeine Dienſte mit einem Freicorps zu dem bevorſtehenden Feldzuge anzubieten. Letzterer aber ſei der Sohn eines ungariſchen Gutsbeſitzers, deſſen Vater ſich jedoch erſt durch Heirath in Ungarn anſäßig gemacht hatte und aus Bayern gebürtig war. Er hieß Albrecht von Waldheim und beſaß noch ein väterliches Erbgut bei Deckendorf an der Donau. Wie aber der Streit zwiſchen Beiden entſtanden war, darüber wußte Niemand Näheres anzugeben. Vor der Hand hatte auch die Sache keinen weiteren Erfolg, als daß Beide, wahrſcheinlich auf höhere Anordnung, von Wien abreisten und zwar der Offizier nach Ungarn, der junge Mann aber, mit höherer Erlaubniß, nach Bayern.

Nur in höheren Cirkeln verlautete noch Näheres über den Hergang der Sache. Die Väter der beiden Gegner waren nämlich Gutsnachbarn in Ungarn und hatten bisher in gutem Einvernehmen geſtanden. Ja als der Sohn des Einen aus den ruſſiſchen Dienſten zurückkehrte, wurde das Verhältniß noch inniger und man ſprach viel von ſeiner bevorſtehenden Vermählung mit Fräulein Aloiſe von Waldheim, die ihm ſeiner ſchönen mannhaften Geſtalt und ſeiner ritterlichen Geſinnungen wegen nicht abgeneigt war.

Auf einmal aber, als ihr Bruder von einem Jagdzug

mit dem neuen Freunde zurück kam, schien sich die Sache mächtig verändert zu haben und alle Verbindung zwischen beiden Familien wurde mit Eins abgebrochen. Man rieth vergebens auf diese und jene Ursache, ohne die Wahrheit ergründen zu können, so viel aber stellte sich als ziemlich wahrscheinlich heraus, daß der junge Waldheim auf diesem Zuge seinem Genossen auf die Spur ziemlich verdächtiger Verbindungen mit wilden Freibeutern in den dortigen Wäldern und Bergen gekommen war. Dem mochte nun seyn, wie ihm wollte, genug, das gute Einvernehmen zwischen den beiden Familien hörte seit jener Zeit auf und schien sich, besonders unter den beiden jungen Männern, in den bittersten Haß verkehrt zu haben.

Aloise schien Anfangs in den Tiefen ihres liebenden Gemüthes dem schönen und mannhaften Kriegsmann unmöglich so Arges zutraeun zu können; indessen wurde auch sie durch weitere Beweise von ihrem Irrthume überzeugt und wendete sich von ihrem wilden Verehrer vollständig ab, obschon dieser kein Mittel unterließ, sich aufs Neue bei ihr in Gunst zu setzen. Die Bewerbungen eines bayerischen Gutsbesitzers in der Nähe von Deckendorf, der das schöne Mädchen bei einem Besuche in Wien kennen gelernt hatte, wo er früher eine Anstellung bei der bayerischen Gesandtschaft bekleidete, wurden allgemach günstiger aufgenommen und endlich wurde die Verbindung zwischen beiden festgesetzt, weshalb der junge Waldheim sich um die Bewilligung bewarb, seine Schwester ihrem Bräutigam zuführen zu dürfen und sie auch erhielt.

Bald nach der Abreise der Geschwister aus Ungarn begab sich der Offizier racheglühend nach Wien und bei Gelegenheit der feierlichen Huldigung trafen sich beide zur unglücklichen Stunde. Weiter verlautete jedoch nichts mehr über

dieſe Sache und mit ihrer Abreiſe ſchienen alle weiteren Folgen dieſes unheilvollen Verhältniſſes beigelegt zu ſeyn.

Die Rache.

Faſt ein volles Jahr war ſeit dieſem Vorfalle verfloſſen, der öſterreichiſche Erbfolgekrieg war indeſſen ausgebrochen, die Bayern waren in Oberöſterreich, die Franzoſen in Böhmen eingefallen; Erſtere bedrohten ſogar ſchon Wien. Da erhob ſich auf den Aufruf der Königin das treue Ungarland und in kurzer Zeit war kein Feind mehr auf öſterreichiſchem Boden zu ſehen, ja die öſterreichiſchen Heere drangen tief in Bayern ein. Von allen Gegenden Ungarns waren zahlloſe Streiter herbei geeilt und mehre Freicorps bildeten die Avantgarde.

Eines der gefürchtetſten derſelben waren die ſogenannten Panduren, durch Franz, Freiherrn von der Trenck gebildet und angeführt. Er war der Sohn eines kaiſerlichen Stabsoffiziers, hatte ſeinen Muth ſowohl auf offenem Felde, als gegen manche, damals in Ungarn zerſtreute, regelloſe Banden erprobt und war eben ſo ſehr durch ſeine ſchöne, athletiſche Geſtalt, als durch ſeine Härte und Grauſamkeit bekannt. Seine furchtbare Bande hatte ihren Namen von dem Dorfe Pandur im Sohler Comitate und beſtand aus raiziſchem Volke, das ſich in dem benachbarten Gebirge ſtreifend und raubend aufhielt *). Mit dieſem wilden Corps leiſtete Trenck zwar als Parteigänger die wichtigſten Dienſte, wurde aber durch ſeine

*) Ihre Kleidung beſtand aus langen und weiten blauen Beinkleidern, rothen weiten Mänteln und hoher, rauher Mütze, ſie waren mit einer langen Flinte, zwei Piſtolen und zwei türkiſchen Dolchen in ihrem ſchmalen Ledergürtel bewaffnet.

Erpreſſungen und durch ſein grauſames Wüthen allgemein gefürchtet und verabſcheut.

Durch ſeine perſönliche, außerordentliche Leibesſtärke und Energie wußte er zwar bei ſeiner rohen Bande ſtets das Übergewicht zu behaupten, doch benützte er dasſelbe nie zum Guten und oft gab es auch Fälle, wo es ſeiner ganzen Entſchloſſenheit und Verwegenheit bedurfte, um ihrer Wildheit Herr zu werden. So erhob ſich einſt eine Meuterei gegen ihn, ein ganzer Zug gab Feuer auf ihn, wodurch er am linken Arme leicht verwundet und ſein Pferd getödtet wurde. Sogleich lief er wüthend auf die Rotte los, zählte 1, 2, 3 und hieb dem vierten Mann den Kopf herunter. So war er bis auf den zwölften Mann gekommen, da trat ein Harumbaſcha, wie er ſeine ſogenannten Hauptleute nannte, hervor, zog den Säbel und drang mit den Worten auf ihn ein: „Ich habe zuerſt auf dich geſchoſſen, nun wehre dich deiner Haut!“ Alles ſtand unbeweglich bei dieſem Auftritte; Trenck aber griff ihn an und hieb ihn nieder. Nun wollte er die Exekution mit dem vierten Manne fortſetzen, da ſpannte aber die ganze Truppe den Hahn und ſchlug die Gewehre an. Sogleich hieb er wüthend mit dem Säbel rechts und links ein. Dieſe Entſchloſſenheit wirkte. Alle fielen auf die Knie und gelobten Gehorſam. Er hielt hierauf eine kurze Anrede an ſie, verzieh ihnen und ſeit dieſer Zeit rebellirte Keiner mehr.

Aus dieſem barbariſchen Verfahren gegen ſeine eigenen Leute kann man wohl ermeſſen, wie er in Feindesland verfuhr. Furchtbar und unerhört waren die Grauſamkeiten, welche er mit ſeinen Panduren in Bayern verübte. Sie plünderten, brannten und mordeten, wo ſie nur hinkamen; die Beute eignete ſich aber größtentheils der Anführer zu, der auch durch ſeinen unerſättlichen Geiz berüchtigt war: die größten Grau-

ſamkeiten wurden in Vilshofen, dann in Cham ausgeübt. Letztere Stadt wurde an allen Ecken angezündet und die Einwohner, ſoviel man deren habhaft werden konnte, in die Flammen geworfen. Die fliehenden Weiber und Kinder, die eine Brücke zu paſſiren hatten, wurden an dieſer angehalten, erſt rein ausgeplündert und dann ins Waſſer geſtürzt. Bei Vilshofen wurde nach deſſen Zerſtörung die Donau überſetzt und der Zug ging nun in ungeſtümer Haſt ſtromaufwärts, ohne Raſt zu halten, ſo daß einige der am Wege liegenden Dörfer gegen alle Hoffnung von der Plünderung verſchont blieben. Denn ſchon ſeit dem Beginne des Feldzugs war Trenck's Sinnen und Trachten voll Rachedurſt und Mordluſt nach Deckendorf gerichtet. Dieſes wollte er unvorbereitet überfallen und daſelbſt ein Beiſpiel von Rache geben, wie es die Weltgeſchichte nicht zum zweitenmale aufzuweiſen haben ſollte.

In Deckendorf war man indeſſen nicht ganz unvorbereitet geblieben. Durch Flüchtlinge aus der Gegend von Vilshofen war der Allarm etwa eine Stunde vor dem Anſtürmen der wilden Bande dahin gekommen und obwohl nun zwar nicht viele Zeit zur Rettung blieb, ſo wurde dieſe doch ſo gut als möglich benützt. Während der nunmehrige Eigenthümer des Schloſſes ſeine Gemahlin und ſeine beſten Schätze über die Donau in Sicherheit brachte, ſammelte deſſen Schwager, der uns wohlbekannte Albrecht von Waldheim einen Haufen entſchloſſener Landleute der Umgebung und faßte mit ihnen in dem nahen Dorfe Seebach Poſto, um durch tapferen Widerſtand die Unholde zurückzuſchlagen oder wenigſtens ſo lange aufzuhalten, bis die Rettung ſeiner Schweſter und ihres Gemahles vollkommen gelungen war.

Wie eine Wetterwolke ſtürmte der wilde Haufe daher, Pechkränze und Brandfackeln in den Händen, die krummen Säbel hoch

geſchwungen. Löwenmuthig ſtürzten ſich Albrecht und ſeine Getreuen dem Todfeinde entgegen. Überraſcht und voller Wuth, früher ein Hinderniß zu finden, als er dachte, und bis zur Raſerei aufgeſtachelt, als er den verhaßten Jüngling erblickte, feuerte Trenck ſeine Leute mehr durch Blicke als durch Worte zum Kampfe an, ja man vernahm aus ſeinem ſchäumenden Munde kaum mehr als den faſt vor Wuth erſtickten Ausruf: „Mord, Feuer — Mord, Feuer!“ Ein furchtbarer Kampf begann, auf beiden Seiten tobte tödtlicher Haß. Doch aller verzweifelten Tapferkeit ungeachtet, war Trencks Bande dem Häuflein Albrechts allzuſehr überlegen, ſchon waren die meiſten ſeiner Getreuen um ihm geſunken, als Albrecht, auf welchen der Panduren-Anführer mit ungeſtümer Wuth fort und fort einhieb, bedachte, daß längerer Widerſtand unnütz ſei und die Rettung nun wohl gelungen ſeyn müſſe. Nach einem erneuerten und heftigen Angriffe warf er plötzlich ſein Pferd herum und jagte mit den Wenigen, die ihm geblieben waren, in raſender Eile davon. Trenck ſtürzte ihm mit einem Theile ſeiner Leute nach, während ſich ein anderer, auf des Anführers ſchnelle Ordre, damit beſchäftigte, das unglückliche Dorf zu plündern und in Brand zu ſtecken.

Die Fliehenden hatte bald ein dichtes Gebüſch aufgenommen, das zwiſchen Seebach und Deckendorf liegt und als die wilde Bande dasſelbe durchſtürmt hatte, lag das erſehnte Ziel der Rache vor Trencks gierigen Blicken; allein die Gegner waren verſchwunden und erſt, als die Panduren dem Schloſſe nahe waren, entdeckte ſein ſcharfer Blick mitten auf dem Strome eine Bewegung, wie die eines Schwimmenden. Sogleich befahl er, in ganzen Pelotons nachzuſchießen. Der Gegenſtand war jedoch ſchon außer Schußweite und Albrecht hatte ſich glücklich über das Waſſer gerettet, während ſich ſeine wenigen Gefährten

in der oberen Gegend zerstreuten, da im Angesichte des Schlosses und in Hoffnung auf reiche Beute Niemand daran dachte, ihnen nachzusetzen. Mit fürchterlichen Flüchen, daß er seinen Racheplan nicht vollständig auszuführen im Stande war, befahl Trenck, das verrammelte Thor zu sprengen und Alles, was sich Lebendes im Schlosse befand, zu erwürgen; die Abtheilung, welche unterdessen von Seebach zurückgekommen war, beorderte er in das Ort, um dasselbe mit Feuer und Schwert zu verheeren. Das Thor wurde eingehauen, das Innere des Schlosses auf das Sorgfältigste durchsucht, aber keine lebende Seele darin angetroffen.

Mittlerweile hatte sich schon das Nachtdunkel über die Gegend gelagert, aus dem nahen Orte stieg die furchtbare Lohe gen Himmel und gräßliches Jammergeschrei ertönte von daher; da wollte Trenck, ehe er noch das Schloß der Zerstörung Preis gab, dasselbe nach seiner gewohnten Weise wegen verborgener Schätze durchsuchen. Er befahl seinen Leuten, sich bis auf weitern Befehl vor dem Schlosse zu lagern und begab sich, mit einer Fackel versehen, und von einem einzigen treuen Diener begleitet, in das Innere des Schlosses zur genaueren Durchforschung.

Lange verweilte er darin und eben wollten sich ungeachtet seines strengen Verbotes, auf dessen Übertretung der Tod stand, einige seiner ungeduldigen Genossen auf den Weg machen, ihn aufzusuchen, als man auf einmal von der rechten Seite her einen aufflammenden Blitz wahrnahm, dem ein dumpfer Knall folgte. Sogleich stürmte Alles hinein. Qualmender Pulverdampf zeigte ihnen bald die Spur. Am Ende eines langen offenen Ganges erblickte man Trenck halbverbrannt auf der Erde ausgestreckt liegen, seinen Gefährten mit zerrissenen Gliedern zwei Schritte weit von ihm entfernt, neben einem

zerborstenen Pulverfäßchen, die ausgelöschte Fackel zur Seite. Die Risse in den geschwärzten Mauern, die zersprungenen Fenster ließen nebst den andern Umständen leicht auf eine Explosion schließen. — Trenck hatte nach Schätzen gesucht, das Fäßchen entdeckt, darin Gold vermuthet, der Diener war demselben mit der Fackel zu nahe gekommen und es hatte sich entzündet.

Man schleppte den für todt gehaltenen Anführer in den Schloßhof und machte alle Versuche zu dessen Wiederbelebung. Und, so unwahrscheinlich es zu seyn scheint, es ist doch geschichtlich wahr, daß Trenck's ungeheure Lebenskraft auch diesem furchtbaren Schlage nicht erlag. Obschon er durch die Explosion halb gebraten zu Boden gefallen war, erholte er sich doch nach einiger Zeit wieder und wurde auch endlich ganz wieder hergestellt. Allein von dieser Zeit an war auch keine Spur mehr von seiner ehemaligen ausgezeichneten Schönheit zu entdecken. Sein Gesicht wurde durch tiefe, häßliche Narben und durch das eingebrannte Pulver auf das Fürchterlichste entstellt und er schien allen Menschen nun auch von Außen das Scheusal, welches er im Innern von frühester Jugend an gewesen war.

Das Schloß wurde nun zwar geplündert, in Brand gesteckt und verheert; dessen Bewohner aber, die er seinem Grimme opfern wollte, waren dennoch gerettet und nur ihn traf daselbst zum erstenmale das rächende Schicksal. Als er noch in den größten Schmerzen dalag, fluchte er auf das Gräßlichste und ließ sich auch einigemale mit dem fürchterlichsten Grimme verlauten, daß er durch falsche Kundschafter getäuscht worden war, die ihm hinterbracht hatten, daß in den Gängen des Schlosses zwei Fäßchen mit gemünztem Golde, 500,000 Dukaten an Werth, versteckt wären.

Seine Wuth hatte natürlich durch dieſen furchtbaren Vorfall noch bei Weitem zugenommen und nach ſeiner endlichen Heilung trug er den Schrecken ſeines Namens und jenen ſeiner Panduren noch durch ganz Bayern und Schwaben bis an den Rhein. Allmälich aber häuften ſich die himmelſchreienden Klagen über ſein willkürliches und unmenſchliches Benehmen ſo ſehr, daß er 1746 des Commando's entſetzt und vor einem Kriegsgerichte zur Verantwortung gezogen wurde. Anfangs ſtellte er ſich bei den Verhören ſo ungeberdig, daß man ihm Feſſeln anlegen mußte, um Unheil zu verhüten. Nachdem er jedoch wieder ruhiger geworden war und einſah, daß er durch allzu tobenden Ungeſtüm ſeine Sache nur verſchlimmere, nahm man ihm dieſe wieder ab, und der Prozeß ging ſeinen geregelten Gang fort. Unendlich viele Thatſachen wurden gegen ihn erhoben und bewieſen und endlich den 20. Auguſt 1746 das Urtheil gefällt, daß er zeitlebens als Gefangener auf dem Spielberge in Brünn verwahrt und ſein ungeheures Vermögen unter Sequeſter geſtellt werde. Daſelbſt ſtarb er auch ſchon den 14. October 1749, in einem Alter von kaum 26 Jahren und, wie man ſagt, mit allen Zeichen der Reue über ſein ruchloſes, nur dem Verderben und der Zerſtörung geweihtes Leben. Das Corps der Panduren aber wurde aufgelöst und ſeit jener Zeit lebt dieſer Name nur mehr in dem Angedenken an ihre gräuelvollen Thaten.

Die frohe Kunde im Burgtheater.

Wie ſegensreich auch die ruhmwürdige Regierung Maria Thereſiens für die öſterreichiſchen Staaten war, wie ſehr der Wohlſtand ihrer Unterthanen, Künſte und Wiſſenſchaften

unter ihrem Scepter blühten, ſo wurden dennoch alle frohen Gefühle darüber durch eine ernſthafte Betrachtung getrübt. Die beiden Ehen Kaiſer Joſephs waren ohne männliche Nachkommenſchaft geblieben, ja ſelbſt die Erzherzogin Thereſia verſprach bei ihrer zarten Leibesconſtitution kein langes Leben. Der Kaiſerin zweiter Prinz Karl Joſeph ſtarb ſchon 1761 in dem zarten Alter von 17 Jahren, und es war nunmehr die ganze Hoffnung der Monarchin und des Landes auf den Erzherzog, Großherzog Leopold von Toscana gerichtet, da der vierte Prinz Maria Thereſiens, Ferdinand Karl, der Stifter der öſterreichiſchen Tertio-Genitur in Modena, noch unvermählt war, und der fünfte, Maximilian, ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatte. Leopold aber war ebenfalls ſchon drei Jahre vermählt und nur eine Prinzeſſin (Maria Thereſia, nachmalige Gemahlin des Königs Anton von Sachſen) war bisher die Frucht dieſer Ehe geweſen. Man erwartete daher mit zitternder Ungeduld die Geburt eines männlichen Erben, da man das precaire Schickſal der Monarchie bei erledigter Erbfolge noch zu friſch im Gedächtniſſe hatte. Die Kaiſerin ſelbſt war in geſpannter, bekümmerter Erwartung, als die Nachricht verlautete, die Großherzogin Maria Ludovica befinde ſich abermals in geſegneten Umſtänden, und das Volk theilte dieſelbe mit der geliebten Kaiſerin. Auf allen Promenaden, an allen öffentlichen und Vergnügungsorten wurde von nichts als von Nachrichten aus Florenz geſprochen, ob bereits ein Courier angelangt ſey, was er gebracht habe u. ſ. w.

Da brach endlich der Morgen des 14. Februars 1768 an. Es war an einem Sonntage; trübe, regneriſche Witterung war eingefallen, welche dieſe Zeit des Jahres gewöhnlich mit ſich zu bringen pflegt. Bei eintretendem Abende

trieb man ſich in den Gaſt- und Kaffeehäuſern herum, die erwarteten Nachrichten aus Toscana waren das gewöhnliche Thema der Geſpräche. Für heute aber war der allgemeine Antheil des Publikums doch wenigſtens in Etwas durch einen andern Gegenſtand in Anſpruch genommen; es wurde nämlich im Burgtheater zum erſten Male das einſt ſo beliebte Schauſpiel: „Clementine“ vom Freiherrn von Gebler aufgeführt, worin die damals ebenfalls allgemein gefeierte Madame Jacquet, Mutter der ſpäter ſo berühmten Mad. Adamberger, die Hauptrolle ſpielte.

Theater-Novitäten haben für die Wiener zu jeder Zeit und in jeder Lage etwas Reizendes gehabt; überdies war die Gelegenheit willkommen, den langen, regneriſchen Abend im Theater zuzubringen, und man trug ſich auch mit der Hoffnung, Jemand aus der kaiſerl. Familie, vielleicht gar die Kaiſerin ſelbſt dort zu ſehen; eine Hoffnung, welche noch heute ihre Anziehungskraft übt und deren Erfüllung den Genuß einer Vorſtellung noch immer erhöht. Darum waren an dieſem Abende die Räume des Burgtheaters überfüllt und mit der geſpannteſten Erwartung ſah man ſowohl dem Aufrollen des Vorhanges als auch dem Aufgehen der Thüre zur kaiſerlichen Loge entgegen.

Allein nur die erſtere Erwartung wurde endlich erfüllt; die Loge blieb leer, und als das Publikum jede Hoffnung ſchwinden ſah, ſeinem Enthuſiasmus beim Anblicke der verehrten Herrſcherfamilie, wie gewöhnlich, Raum zu geben, wandte es ſich endlich mit deſto größerer Aufmerkſamkeit dem Gange des Stückes zu und beehrte jede Tirade, jede Kraftäußerung nach franzöſiſcher Schule und Manier, die damals auf der Bühne vorherrſchend waren, mit lautem Beifall.

Nach dem zweiten Acte wäre zwar bald eine Störung

eingetreten; es erhob ſich nämlich Pferdegetrappel von Außen, das ſeine Richtung vom Kohlmarkte gegen den Burgplatz zu nehmen ſchien; doch als es bald darauf wieder ſtille ward und nichts weiter verlautete, legte ſich das durch dieſen Vorfall entſtandene Gemurmel, und als der Vorhang von Neuem aufging, horchte man abermals mit lautloſer Stille und neuem Intereſſe auf die Prachtphraſen des Helden und die breit-ſentimentale Declamation der Heldin des Stückes.

Die letztere hatte eben die höchſte Pointe erreicht, die jüngeren Herzen ſchlugen mitfühlend bei den Leiden und Prüfungen Clementinens, die alten Herren aber nahmen ihre Brillen ab, und ſetzten die Schnupftücher in Bereitſchaft, um die unwillkürlich aus den Augen dringenden Mitleidszähren aufzufangen und dabei die Gläſer zu ſchonen; — da vernahm man bei der herrſchenden Grabesſtille, die durch leiſes, halbunterdrücktes Schluchzen nur dann und wann geſtört wurde, beflügelte, ſich mehr und mehr der Thüre zur Hofloge nähernde Schritte, endlich das Rauſchen von Gewändern — plötzlich flog die Thüre ſchallend auf, die Kaiſerin ſtürzte im einfachen Nachtgewande herein, bog ſich, eine entfaltete Depeſche in der Hand, über den Rand der Loge und rief mit entzückter, lauter Stimme: „Der Leopold hat einen Sohn bekommen!“

Der Enthuſiasmus, den ſowohl dieſe freudige Nachricht, als auch vor Allem die herzliche Art und Weiſe, wie ſie kundgegeben ward, hervorbrachte, iſt außer allen Gränzen der Beſchreibung. Clementine, ihre Leiden und ihre regelrechten Ergießungen darüber, waren vergeſſen, vom Stücke war keine Rede mehr, jauchzender Jubel erhob ſich in der ganzen Verſammlung, in welchen auch die auf der Bühne befindlichen Schauſpieler, ihre Rollen und alle Illuſion ver-

geſſend, mit einſtimmten; zahlloſe Freudenthränen floſſen, ein ſechsmal donnerndes Vivat erhob ſich, die Hände wurden faſt wundgeklatſcht, und ſo wurde dieſe herzliche und erhabene Scene zu dem ſchönſten Intermezzo, das je auf einer Bühne ſtatt gefunden, ſo wie das Stück die ehrenvollſte und glorreichſte Unterbrechung erfuhr, deren ſich je eines zu erfreuen hatte. Erſt nachdem die Kaiſerin mit Freudenthränen ſich mehrmals für die ſo innige und überſtrömende Theilnahme ihres treuen Volkes dankend verneigt hatte, verließ ſie die Loge, von einem abermaligen Beifallsſturm begleitet.

Das Stück war aber zu Ende. Niemand war mehr fähig, nach ſolch' erhebender Scene Antheil an den Leiden und Freuden idealer Perſonen zu nehmen, nachdem die ſchöne Wirklichkeit ſo hohes Entzücken hervorgebracht hatte. Und ſo beurkundete dieſe ſchöne und herzliche Begebenheit das ſchönſte Verhältniß, die rührendſte Übereinſtimmung zwiſchen der geliebten Herrſcherin und dem liebenden Volke. Maria Thereſia hat ſich in ihrer vierzigjährigen Regierung oft als eine liebevolle Mutter, als eine wahrhaft große Frau, eine der größten in der Geſchichte, gezeigt. Dieſe Scene aber bleibt immer die ſchönſte Perle an ihrer, mit ſo vielen Tugenden geſchmückten Krone. — Der Prinz aber, durch deſſen Geburt Maria Thereſia ſo hoch erfreut, durch welche ſolch' ein beiſpielloſer Enthuſiasmus hervorgerufen wurde, war der erſtgeborne Sohn Leopolds, der geliebte Neffe und Zögling Joſephs, der nachmalige letzte römiſch-deutſche und erſte Kaiſer von Öſterreich, der in ſo vielen Trübſalen erprobte Kaiſer Franz.

Die Explosion des Pulverthurmes in Wien.

Den 26. Juni 1779, an einem Sonntage, war die Witterung ungewöhnlich heiß. Der heitere Himmel, die reine Luft und der geschäftslose, nur der Verehrung Gottes geweihte Tag hatten viele Bewohner der lebensfrohen Stadt Wien vermocht, sich schon am frühen Morgen auf den Weg zu machen, die freie Landluft zu genießen, in einem der reizenden, den Linien näher oder ferner gelegenen Dörfer ihren Gottesdienst abzuwarten, sich darauf durch Speise und Trank zu laben, welche dem Städter immer auf dem Lande am besten zu munden pflegen, und sich dann an den freien und fröhlichen Eindrücken ländlicher Natur und Gegend so lange zu ergötzen, bis die steigende Sonne und der herannahende Mittag zur, obwohl jederzeit und wenn auch nur um eine Viertelstunde verspäteten, Rückkehr mahnten.

Solche Morgenwanderungen an schönen Sonntagen im Frühling oder Sommer, auch jetzt noch sehr gebräuchlich, tragen für jedes fühlende Gemüth einen unendlichen Reiz in sich. Ein schöner Sonntagsmorgen ist überhaupt an sich schon mit einer eigenen Weihe umgeben, die sich nirgends schöner als auf dem Lande ausspricht. Mit dem Menschen scheint auch die Natur ihr Feierkleid angezogen zu haben. Ringsum herrscht feierliche, erhebende Stille, von keinem profanen Geräusche, das an die Bedürfnisse des Lebens erinnert, unterbrochen. Die Töne der Glocken, welche die Gläubigen zum Gebete rufen, erklingen melodischer und erhabener und die Mienen der Landleute jedes Alters und Geschlechtes sind freundlicher und ruhiger: eine natürliche Folge des arbeitsfreien Tages und der bessern Kleidung, auf welche sich besonders die frischen Land-

mädchen mit ihren ſchimmernden Röcken und Leibchen und ihren flatternden Bändern viel zu Gute thun.

Es iſt daher kein Wunder, wenn bei ſolch allgemeiner Erhebung und Weihe auch die Phantaſie ihr fröhliches und begeiſtertes Spiel treibt und dieſelbe auch auf ſinnliche Gegenſtände überträgt. So klingt uns ſelbſt im dichteſten Walde am Sonntagsmorgen das Gezwitſcher der Vögel viel feierlicher und erhebender, und die Strahlen der Frühſonne, welche das Blättergeflecht und die lichten Zweige durchdringen, tragen eine unerklärliche, heilige Glorie an ſich, die uns zu ſolcher Zeit das Herz erhebt und erweitert, während uns dieſelbe Urſache an geſchäftsvollen Werktagen kalt läßt oder wohl gar unangenehm berührt. Dagegen trägt aber auch der Sonntagnachmittag ein eben ſo unerklärliches Gefühl von Langeweile an ſich, deſſen man bei den rauſchendſten Vergnügungen nicht ganz los zu werden im Stande iſt.

In der Stadt jedoch hat der Sonntagsmorgen eher ein herabſtimmendes Gefühl zur Folge. Die Straßen ſind menſchenleer, die Augenweide der Läden iſt verſchwunden und nur ſchwarz und grün angeſtrichene Thüren gähnen uns trübſelig in den proſaiſchen Häuſern an; die Leute ſind alle wie an Wochentagen gekleidet, keine Abwechslung, keine Erhöhung des geſellſchaftlichen Zuſtandes iſt ſichtbar, und ſo iſt der Umſtand wohl zu erklären, daß ſich Jedermann wunderſelig dünkt, der am Sonntage Morgens der Stadt entfliehen kann.

Darum wimmelte es auch den 26. Juli 1779 ſchon um ſieben Uhr des Morgens, für die Stadtbewohner eine ungewöhnlich frühzeitige Stunde, in den Straßen der Vorſtädte, welche zu den Linien führen, ſo wie an dieſen ſelbſt, von eifrigen Pilgern, welche dem Lande zuſtrömten. Beſonders

aber waren es die Währinger und Nußdorfer Linie, aus welchen sich die Spazierenden, wie noch heute, in ganzen Schaaren drängten, da von ihnen aus die nächsten Orte liegen, z. B. Währing, Weinhaus, Pötzleinsdorf mit seinem kleinen, aber netten und freundlichen Parke, das herrliche Thal mit den romantischen Dörfern Neustift und Salmansdorf, das zu größerer und verdienter Beliebtheit nur weiterer Entfernung bedürfte; dann Döbling, Heiligenstadt, Sievering und Grinzing, welch' letztere Orte außer der romantischen Lage auch noch die vielleicht überwiegende Anziehungskraft ihres lieblichen Naturproductes besitzen. Die Wanderung schien diesmal kein Ende nehmen zu wollen; es war, als wolle sich die Stadt aller ihrer Bewohner entledigen, um sich anderwärts eine Colonie anzulegen, und noch um halb 9 Uhr sah man ganze Truppen, obwohl staubbedeckt und sich von Zeit zu Zeit die Stirne wischend, den Linien zuwallen.

Unter ihnen befand sich auch eine, in ihren breiten Schuhen und schweren Röcken schwerfällig, erhitzt und ermüdet dahintrabende kleine Gesellschaft von Landleuten, die wahrscheinlich bei einer entfernteren Linie hereingekommen war und Geschäfte in Döbling oder Nußdorf zu besorgen hatte. Bei dem Geräusche eines ziemlich rasch von der Stadt herbeirollenden Wagens in der unteren Liechtenthaler Hauptstraße traten die sorglos in der Mitte der Straße dahin Schlendernden auf die Seite und zogen ehrfurchtsvoll die breiten Hüte, da in demselben ein ansehnlicher geistlicher Herr saß, ein sammtenes Käppchen auf dem ehrwürdigen Haupte, ein funkelndes Kreuz an einer breiten Goldkette um den Hals. Neugierig zischelten die Bauern untereinander, wer der Hochwürdige wohl seyn möge, und wurden von den Umstehenden belehrt, es sey dies der Prälat

Ambros, Propst von Klosterneuburg, der von einer bei Hofe ausgeübten Function zurück nach Hause fahre.

Kaum aber konnte der Wagen die Linie passirt haben, die Bauern besprachen sich eben unter einander, ob sie in der ermüdenden Hitze den Weg weiter fortsetzen oder sich erst bei der altbekannten Linde, dem Liechtenthaler Bräuhause gegenüber, mit frischem Biere erquicken sollten — als auf einmal, plötzlich und fürchterlich, — ein ungeheurer Knall die Luft erschütterte.

Die Leute fielen betäubt zu Boden, zersplitterte Fenster, Mauergesimse, ja selbst ganze Mauerstücke und Schornsteine rasselten und prasselten herab, Kugeln, Steine und Ziegel durchflogen die Luft in allen Richtungen und ein dichter, erstickender Schwefelqualm umzog mit graugelbem Dampfe die ganze Gegend umher, während aus den Häusern und von ferne her banges Klagegeheule ertönte und ein wirres Herzuströmen von Menschen aus allen Gegenden begann.

Erst nach einiger Zeit erholten sich die Betäubten und mitunter leicht und schwer Beschädigten, zumeist durch die Gefahr des Augenblickes wieder ins Leben gerufen, von ihrem halbbewußtlosen Zustande und trachteten die Ursache dieses schrecklichen Ereignisses zu erfahren. Kaum aber war der Laut: „der Pulverthurm! der Pulverthurm! die armen Leute! der arme Prälat!“ im wilden Durcheinanderschreien kund geworden, als einer der Bauern, ein Greis mit weißen geringelten Haaren, abermals wie bewußtlos mit dem lauten Geschrei: „Mein Sohn Andreas — mein Sohn Andreas!“ zu Boden stürzte und seine Gefährten in lautes Wehklagen ausbrachen.

Die Umstehenden leisteten thätige Hilfe, brachten die Landleute über Schutt und Trümmer, die sich allenthalben

auf den Gassen angehäuft hatten, in ein am wenigsten beschädigtes Haus, und da vernahm man, daß der Bauer, Jakob Robausch mit Namen, aus Aland gebürtig sey, daß sein Sohn Andreas im Regimente Preuß diene, daß er eben heute bis 10 Uhr vor dem Pulverthurme Schildwache stehen mußte, worauf er für den ganzen Tag Urlaub erhielt, und daß der Vater mit einigen Verwandten vor Tagesanbruch aufgebrochen und gekommen sey, ihn abzuholen, und nun dieses schreckliche Unglück erfahren müsse. Denn wer konnte zweifeln, daß die Schildwache in der größten Nähe des Gebäudes nicht in tausend Stücke zerschmettert sey, da mehre Personen in viel größerer Entfernung getödtet und verstümmelt worden waren? Die Umstehenden suchten den Armen daher so viel als möglich zu trösten, und sprachen ihm zu, sich in die Schickung Gottes zu fügen, und das Unvermeidliche mit ergebenem Sinne zu tragen; aber das Vaterherz stürmte zu laut in ihm, er mußte wenigstens die Überreste seines unglücklichen Sohnes sehen, und wenn es ihm vollends das Herz brechen sollte. Als er sich daher nur etwas erholt hatte, brach er auf, wies mit Riesenstärke und mit fast wahnsinnigen Geberden alle Versuche zurück, ihn abzuhalten, und wankte, von seinen Freunden begleitet und unterstützt, unter fortwährendem Wehklagen über Steine und Schutt dem Schauplatze des Jammers zu.

Kaum aber hatten sie die Anhöhe erreicht, die zur Linie und zu der Verheerungsstätte führt, so kam ihnen ein Schwarm Menschen entgegen, die unter wunderlichem Zusammengeschwirre ihrer Stimmen einen betäubten Soldaten mit leichenblassem Angesichte daherführten. Ein Blick — ein Schrei, und Vater und Sohn lagen sich laut aufschluchzend in den Armen. Der Himmel hatte den Armen wunderbar geschützt, die Gewalt

der Explosion war nach oben gegangen und die Trümmer und Kugeln waren über seinem Haupte weggeflogen. Nur war er von dem entsetzlichen Knalle betäubt und sinnlos zu Boden gefallen, und hatte für seine ganze übrige Lebenszeit das Gehör verloren. Die große Kaiserin Maria Theresia beschenkte Vater und Sohn, welcher Letztere natürlich seines Dienstes entlassen wurde, reichlich, und so wurde Andreas noch die Stütze seiner Familie. Er lebte noch lange Jahre ruhig und zufrieden im Vaterhause und erzählte Jedermann mit gerührtem Andenken seine wunderbare Rettung.

Aber auch der würdige Prälat, dessen trauriges Schicksal man als gewiß voraussetzte und beweinte, blieb unverletzt, obwohl ihm ein Pferd aus seinem Postzuge durch eine umherfliegende Kugel getödtet wurde. Die Verheerungen aber, welche durch dieses schreckliche Ereigniß angerichtet wurden, waren deßungeachtet fürchterlich genug. Fünfundzwanzig Handlanger und Constabler wurden so zerrissen, daß man ihre Körper nur stückweise wieder fand. Viele Personen auf der Straße oder auf den nahen Feldern und Wiesen wurden durch die, in zahlloser Menge herumfliegenden Kanonenkugeln, Haubitzen und Granaten getödtet oder schwer verwundet. In der Brigittenau und im Augarten zersplitterten die stärksten Bäume, viele Häuser in den Vorstädten Liechtenthal, Thury und Himmelpfortgrund wurden gänzlich zerstört oder mindestens unwohnbar gemacht. Selbst in der inneren Stadt spürte man eine Erschütterung wie von einem gewaltigen Erdbeben; Dächer und Fenster der nahen Vorstädte, auch in der Stadt und den benachbarten Dörfern, wurden zerstört. Viele Menschen erhielten durch die fliegenden Kugeln und Trümmer Verletzungen, die sie bis zum Grabe an sich trugen, mehre verloren durch den entsetzlichen Knall das Gehör für lange Zeit, einige auch durch

das Sprühen des entzündeten Pulvers und durch den erstickenden Qualm periodisch das Licht ihrer Augen.

Über die Ursachen dieser furchtbaren Explosion, welche nie genügend ermittelt wurden, gab es verschiedene Meinungen. Einige gaben die Schuld auf die starken Nägel in den Schuhen eines Artilleristen, die auf den Steinen Feuer gegeben haben sollten, Andere, und bei weitem wahrscheinlicher, auf unvorsichtiges Tabakrauchen. Seit dieser Zeit durfte jedoch, billiger Weise, kein Pulvermagazin mehr in der Nähe der Stadt errichtet werden.

Als Denkmal dieser furchtbaren Explosion dient noch heute eine vor der Nußdorferlinie an der Straße gegen Nußdorf rechts aufgerichtete Steinsäule, welche der Propst Ambros von Klosterneuburg an derselben Stelle errichten ließ, wo er eben fuhr, als die Explosion erfolgte. Der Knauf auf derselben wird durch eine Kugel gebildet, welche dieselbe Größe hat, als jene, durch die sein Pferd getödtet wurde. Die Inschrift auf der Säule besagt das Übrige.

Papst Pius VI. in Wien. Feierlichkeiten während dessen Anwesenheit.

Im Anfange des Jahres 1782 entschloß sich Papst Pius VI. (mit seinem Familiennamen Angelo Braschi) zum Erstaunen von ganz Europa, selbst nach Wien zu reisen, um sich mit dem Kaiser Joseph über dessen Reformen und über kirchliche Angelegenheiten überhaupt zu besprechen. Zu diesem Zwecke erließ der Papst unterm 9. Februar ein Breve an den Kaiser, worin er ihm seinen Entschluß mit dem Beisatze anzeigte, daß er nur mit einem kleinen Gefolge kommen und

ſeine Wohnung in der Nuntiatur nehmen wolle. In der Antwort des Kaiſers vom 26. Februar bezeigte dieſer ſeine Freude über den Beſuch, erbat ſich jedoch, daß der Papſt in einem Theile der Hofburg wohne. Das Schreiben ſchloß mit folgenden Worten: »Dieß iſt Unſerer beiderſeitigen Würde gemäß und der Wohlſtand erfordert es unumgänglich. Auf ſolche Art wird geſchehen, daß während Dero hieſigen Aufenthaltes Wir einander näher und alſo vertraulicher unter Uns ſeyn mögen. Eure Heiligkeit können das Vergnügen, welches Uns die Gelegenheit, Dieſelben zu ſehen und perſönlich zu ehren, bringen wird, ſich nicht lebhafter vorſtellen, als wenn Sie von Unſerer vollkommenſten Ergebenheit ſich überzeugt halten und verſichert ſeyn wollen, daß Wir Gott um Dero Wohlſein und Erhaltung zum Beſten ſeiner Kirche inſtändig bitten.«

Hiermit wurde in Rom der Tag zur Abreiſe auf den 27. Februar feſtgeſetzt. Auf Befehl des heiligen Vaters wurden außer der dreifachen päpſtlichen Krone oder Tiara, zwei koſtbare Infuln, der ganze päpſtliche Ornat, zwei prachtvolle goldene Kelche, vier Cardinalshüte und, zum Geſchenk an verſchiedene Perſonen, 800 Stück goldene Denkmünzen, jede 15 Thaler an Werth, auf einer Seite mit den Bruſtbildern der Apoſtel Petrus und Paulus, mit jenem des Papſtes auf der andern, eingepackt. Ferner wurde die Bulle: **Ubi Papa, ibi Roma** von dem heiligen Vater aufgehoben und auf ſeinen Befehl eine andere des Inhaltes entworfen, daß, im Falle er auf der Reiſe ſterben ſollte, das Conclave zur neuen Papſtwahl zu Rom, vorzugsweiſe vor allen andern Städten ſolle gehalten werden.

Den 27. Februar verrichtete der Papſt noch ſehr früh das heilige Meßopfer in der Privatcapelle des Vaticans und betete vor den Bildniſſen der heil. Apoſtel Petrus und Paulus.

Hierauf hörte er eine Messe bei dem Altare des heiligen Stuhles und begab sich dann unter dem Zulauf einer außerordentlichen Volksmenge, die sich seinen Segen erbat, hinaus an den mit sechs Postpferden bespannten Wagen, den er unverzüglich bestieg und durch die Porta del Popolo seine Reise antrat. Im Wagen befanden sich noch der Patriarch Marucci, Bischof von Montalto und Vice-Regent von Rom, und Contessini, Erzbischof von Athen, Groß-Almosenier. Vier andere Wagen mit dem Hauspersonale und der nöthigsten Dienerschaft folgten, voraus ritten zwei Couriere.

Das erste Nachtlager wurde zu Otricoli, das zweite zu Foligno, das dritte zu Tolentino, das vierte zu Loretto, das fünfte zu Sinigaglia gehalten. Den 4. März übernachtete der Papst zu Rimini und traf den 5. zu Cesena, seinem Geburtsorte ein, wo deshalb besondere Feierlichkeiten veranstaltet wurden und er auch dem Domcapitel daselbst einen prachtvollen goldenen Kelch zum Andenken hinterließ. Den folgenden Tag brachte er in heiligen Verrichtungen und in der Mitte seiner Anverwandten zu, den 7. reiste er nach Imola, woselbst das Nachtlager gehalten wurde. Den 8. und 9. übernachtete er in Bologna, den 10. erreichte ihn zu Ferrara ein von Wien ihm entgegengeschickter ungarischer adeliger Leibgardist, welcher von Seite des Kaisers die Nachricht brachte, daß das Absteigequartier für den Papst in der Hofburg und zwar in den Zimmern, welche die Kaiserin Maria Theresia bewohnt hatte, bereitet und alle Anstalten zum würdigen Empfange desselben in den österreichischen Staaten getroffen seyen. Der Gardist wurde von dem Papste mit einem Rosenkranze von Lapis Lazuli beschenkt.

An demselben Tage kam der Papst in dem Gebiete der Republik Venedig an und wurde allenthalben auf das feier-

lichſte empfangen. Beim Nachtmahle zu Chioggia wurde in goldenen Geſchirren ſervirt. Den 11. beſtieg Pius mit ſeinem Gefolge das bereit gehaltene Prachtſchiff, an deſſen Bord er den Patriarchen von Venedig, Giovanelli, empfing, fuhr an Venedig vorüber und übernachtete in Meſtre. Den 12. war das Nachtlager in Sacile, den 13. in Udine und den 14. wurde die öſterreichiſche Gränze erreicht.

Zu Wippach, zwei Stunden außer Görz empfingen den hohen Gaſt der k. k. Vice-Staatskanzler, Graf Cobenzl, dann der päpſtliche Nuntius in Wien, Cardinal Garampi und die zur Ehrenbegleitung beſtimmte adelige Leibgarde ſammt andern kaiſerlichen Hofbedienten. Den 15. wurde das Nachtlager in Görz gehalten und die Reiſe ſodann ohne vielen Aufenthalt nach Gratz fortgeſetzt, wo der Papſt den 19. eintraf, mit vielen Feierlichkeiten empfangen wurde und im ſogenannten Lamprechterhofe wohnte. Den 20. März übernachtete der Papſt in dem gräflich Stubenberg'ſchen Schloſſe Wyden, den 21. im Schloſſe Stuppach und überſchritt am folgenden Tage die Gränze von Steiermark.

Den 22. traf Kaiſer Joſeph, der in Begleitung des Erzherzogs Maximilian dem hohen Gaſte entgegen gefahren war, mit demſelben in Neunkirchen zuſammen. Der Monarch empfing den Papſt auf das Freundſchaftlichſte und Herzlichſte und erſuchte denſelben, in den kaiſerlichen Reiſewagen überzutreten, welches Anerbieten Pius mit Vergnügen annahm. Gegen 11 Uhr traf der ganze Zug in Wiener Neuſtadt ein und, nachdem der Papſt in Geſellſchaft des Kaiſers die Merkwürdigkeiten dieſer altberühmten Stadt beſehen hatten, wurde unter unermeßlichem Zudrange des Volkes die Reiſe nach Wien fortgeſetzt.

Nächſt dem Spinnerkreuze am Wienerberge erwartete

ein Theil der ungarischen und polnischen Leibgarde den Zug und begleitete ihn in die Hofburg. Beim Absteigen auf der sogenannten Bellaria waren alle Minister, geheimen Räthe, Kämmerer und Truchsesse versammelt, welche den Kaiser mit seinem hohen Gaste bis in die Appartements begleiteten. Nach kurzem Verweilen in der Hofburg erhoben sich Beide in das Oratorium der Kammercapelle, wo ein Tedeum gesungen wurde und begaben sich dann wieder in ihre Appartements zurück. Die nächstfolgenden Tage vergingen mit Audienzen, Vorstellungen und geheimen Conferenzen. Am Feste Maria Verkündigung, den 25. März, fuhr der heilige Vater öffentlich mit drei Wagen zur Kapuzinerkirche in der Stadt, las in der Frauenkapelle daselbst eine Messe und besuchte die kaiserliche Familiengruft, wo er am Sarge Maria Theresiens betete. Den 28. März, am Gründonnerstage, las der Papst in der Kammercapelle eine stille Messe, welcher sowohl der Kaiser als auch der Erzherzog Maximilian beiwohnten und dann aus seinen Händen das heilige Abendmahl empfingen. Dann verfügte sich der heilige Vater zu Fuß, aber im feierlichen Zuge, in die Augustiner-Hofkirche und trug nach den üblichen Ceremonien das Venerabile selbst in das Repositorium. Später nahm der Papst im Audienzzimmer die alljährlich übliche Fußwaschung an 12 armen Greisen persönlich vor, gab ihnen während des Mahles den päpstlichen Segen, nahm den Truchsessen die Speisen ab und setzte sie selbst den Greisen vor. Jeder derselben erhielt außer den gewöhnlichen Gratificationen von dem Kaiser 12 Dukaten und von dem Papste eine goldene und eine silberne Medaille. Der älteste derselben, Mathias Gerhammer, war 93 Jahr, der jüngste 77 Jahr alt.

Am folgenden Tage, am Charfreitage, besuchte der

zu Fuß in folgenden Kirchen das heilige Grab: Bei den Minoriten, bei den Schotten, auf dem Hofe, zu St. Peter und zu St. Michael. An demſelben Tage erſchien eine gedruckte Anzeige, des Inhaltes, daß Se. päpſtliche Heiligkeit am Oſterſonntag, Früh um 9 Uhr, ſich nach der St. Stephanskirche begeben würden, um allda den Gottesdienſt abzuhalten, nach deſſen Endigung der heilige Vater von dem Balkone der Kirche am Hof dem verſammelten Volke den Segen ertheilen werde. Auch war an allen Kirchenthüren die Nachricht angeſchlagen, wie und unter welchen Bedingungen diejenigen, welche nach reumüthiger Beicht und Communion innerhalb der Linien den päpſtlichen Segen erhalten würden, einen vollkommenen Ablaß erhalten könnten.

Die Feierlichkeiten am Oſterſonntage, welche genau nach römiſcher Sitte abgehalten wurden, waren folgende: Morgens um 9 Uhr fuhr der Papſt in einem ſechsſpännigen Hofwagen, dem noch mehre dergleichen folgten, unter der Begleitung der adeligen Garden nach St. Stephan. Er war ganz weiß gekleidet, nämlich in einem weißen Talar und Rochet, weiß ſeidenen Mozzet mit ausgeſchlagenem Pelzwerk, einer mit Gold geſtickten Stola und Häubchen von nämlicher Farbe, mit dem rothen Cardinalshute auf dem Haupte. Dem Papſte gegenüber ſaßen die Cardinäle Migazzi, Erzbiſchof von Wien, und Bathyany, Primas von Ungarn, mit Rochetten, rothen Manteletten und Mozetten über ihre langen Kleider, dann rothen Schuhen. Die Biſchöfe und Prälaten in Kirchenkleidern und das Domcapitel mit der Churgeiſtlichkeit gingen dem heiligen Vater entgegen. Cardinal Herzan mit der übrigen Geiſtlichkeit erwartete ihn an der Kirchenthüre. Bei dem Einzuge in die Kirche wurde mit allen Glocken geläutet.

Sogleich beim Eintritte reichte der Cardinal Migazzi dem

Papſte das Aſperſorium, womit dieſer zuerſt ſich ſelbſt, dann die Umſtehenden beſprengte. Hierauf verfügte ſich Letzterer in die Katharinencapelle, die ſtatt der römiſchen Camera Paramentorum diente und wurde, nach abgelegter Stola und Mozzet, mit Humeral, Alben, Stola und Pluvial bekleidet. Alsdann wurde ihm die Tiara oder dreifache Krone aufgeſetzt und der Zug ging in folgender Ordnung nach dem Paſſionsaltar, wo das Venerabile ausgeſetzt war: 1. Die erzbiſchöfliche Kurgeiſtlichkeit. 2. Das Domkapitel. 3. Der päpſtliche Leibarzt und Kämmerer in rothen, mit Pelz ausgeſchlagenen Kappen. 4. Zwei Domherrn, die auf rothſammtenen Poſtamenten zwei biſchöfliche Infuln trugen. 5. Ein Domherr mit dem Rauchfaß. 6. Ein päpſtlicher Subdiacon mit dem dreifachen Kreuze, neben und um denſelben ſieben Domherren mit Wachsfackeln. 7. Der Weihbiſchof von Wien, Graf von Arzt und Baſſegg, als lateiniſcher Subdiacon, ihm zur Seite ein griechiſcher Diacon und Subdiacon. 8. Die Prälaten in Rochetten und Pluvialen, jedoch ohne Infuln und Stolen. 9. Die Biſchöfe, der Patriarch und der Erzbiſchof, welche mit dem Papſte von Rom kamen, mit glattweißdamaſtenen Infuln, jedoch ohne Stolen, dann ein griechiſcher Biſchof in ſeiner eigenthümlichen Kleidung und Kopfzierde. 10. Cardinal Migazzi als **Presbyter assistens** im Rochet, Pluvial, rothem Häubchen und weißer Inful, der päpſtliche Nuntius als Diacon ihm zur Seite. 11. Der Papſt im langen weißen, golddurchwirktem Pluvial, mit der dreifachen Krone auf dem Haupte; die Cardinäle Batthyany und Herzan trugen als Diakone die vorderen Theile des Pluvials, und endlich 12. der päpſtliche Schleppträger, welcher die Schleppe des Pluvials trug, der Ceremonienmeiſter und der Kreuzträger.

Nachdem der Papſt in dem Paſſionschore das Venera-

bile kniend angebetet hatte, begab ſich der ganze Zug in den Speiſechor, wo ſich der heilige Vater auf einem bereitſtehenden Throne niederließ und ihm die Cardinäle die Hand, die Biſchöfe die Knie und die Prälaten den Fuß küßten. Nachdem durch den Papſt die Terz angeſtimmt und durch die Kurgeiſtlichen der Chorgeſang geſungen worden war, holte der lateiniſche Subdiacon die Pontificalſtrümpfe und Schuhe von dem Altare ab und der Cameriere zog ſie dem Papſte an. Bei dem Händewaſchen leiſteten die Fürſten von Schwarzenberg und Auersberg wechſelſeitig Dienſte und der päpſtliche Leibarzt brachte das Tuch zum Abtrocknen auf einer goldenen Taſſe. Nun wurden den Domherren, als Akolythen, die päpſtliche Meßkleidung übergeben, welche ſie zum Throne brachten und dem Nuntius reichten. Dieſer kleidete nun den Papſt mit Beihilfe der Cardinäle an, ſetzte ihm die Juful auf das Haupt und Cardinal Migazzi ſteckte ihm den Pontificalring an, worauf ſich der Zug zu jenem Altare begab, wo die feierliche Meſſe gehalten werden ſollte. Dieſer Altar war zu dem feierlichen Pontificalamte eigens errichtet worden. Er beſtand eigentlich nur aus einem acht Schuh langen und 4½ Schuh breitem Opfertiſche, welcher vor- und rückwärts mit reichen Behängen ausgeſchmückt war. Auf demſelben ſtand bloß ein ſilbernes Crucifix, nebſt ſieben Leuchtern von gleichem Metalle, drei zu jeder Seite und einer hinter dem Kreuze. Der eigentliche Hochaltar war abgetragen und an deſſen Stelle war ein koſtbarer, auf fünf langen und breiten Stufen erhöhter, und mit einem hohen goldreichen Arm und Lehnſeſſel für den Papſt verſehener Baldachin errichtet worden.

Neben daran waren zwei Stockſeſſel für die Cardinäle Batthyany und Herzan, dann ein größerer Sitz zur Rechten

des Thrones auf der oberſten Stufe für den Cardinal Migazzi. Außerdem waren noch überzogene Bänke für die Biſchöfe und Prälaten vorhanden. Der Altar war dem Throne gerade gegenüber, an der Evangelienſeite des Altares ſtand die gewöhnliche Oſterkerze und der Stein, worin das päpſtliche Kreuz geſtellt wurde. Auf jeder Seite des Altares war eine Credenz, auf deren einer die ſieben Leuchter, auf der andern aber die erforderlichen Bücher ihren Platz hatten. Außer dem Altare, unter den Stufen zur Evangelienſeite, war ein auf drei Stufen erhöhter, hoher Arm- und Lehnſeſſel für den Papſt hingeſtellt. Zwiſchen dem Seitenaltar und den mittleren Kirchſtühlen war eine eigene Bühne für die Hofmuſik errichtet und vor derſelben Schämel für die oberſten Hofämter geſetzt. Die mittleren Kirchſtühle aber nahmen die Hofcavaliere ein; die Oratorien und der Muſikchor waren mit Damen beſetzt. Kaiſer Joſeph ſelbſt wohnte wegen Augenſchmerzen dem Gottesdienſte nicht bei.

Da ein ſolches Pontificalamt aus ganz abſonderlichen und eigenthümlichen Ceremonien beſteht, ſo, glaube ich, wird die Beſchreibung desſelben nicht unintereſſant ſeyn. Zuerſt incenſirte (beräucherte) der Papſt den Altar, wurde darauf ſelbſt vom Diacon incenſirt und umarmte ſodann die drei Cardinäle. Darauf ließ er ſich auf dem Throne nieder, der Nuntius und der Weihbiſchof als Diacone, ſaßen mit dem Geſichte gegen den Thron gekehrt und laſen die vorkommenden Theile der Meſſe mit. Auf dieſelbe Weiſe ſaßen tiefer die zwei griechiſchen Diacone neben einander. Auf der oberſten Stufe des Thrones links hatten die zwei Biſchöfe ihren Platz, die dem Papſte mit dem Buche und brennender Kerze bedienten. Die Domherrn umgaben, auf den unterſten Stufen ſitzend, den ganzen Thron. Die Cardinäle hatten aber neben dem Papſt ihren

Platz, die Biſchöfe und Prälaten aber auf der Seite auf den Bänken. Der lateiniſche Diacon und Subdiacon laſen in lateiniſcher, die griechiſchen in griechiſcher Sprache die Epiſtel und das Evangelium und nachdem Jeder in ſeiner Sprache bei dem päpſtlichen Throne um den Segen gebeten hatte, erhielten ſie ihn von dem heiligen Vater.

Nach geendigten beiden Evangelien küßte der Papſt beide ihm vorgehaltenen Bücher und hielt, mit der Inful auf dem Haupte, eine ausgezeichnete lateiniſche Rede *), in welcher er die Verſammlung zur Freude über die Auferſtehung des Erlöſers und zur Bereuung ihrer Sünden ermahnte. Nach dieſer Rede trat der Nuntius vor den Thron und ſang das Confiteor, worauf der Papſt ſelbſt das Misereatur und die Abſolution abſang und den Segen ertheilte. Hierauf wurde die Meſſe mit dem Credo fortgeſetzt, unter welchem die lateiniſchen Diacone nach den Worten: „Et incarnatus est“ zur Credenz traten, die Hände wuſchen und alsdann über den Altar ein prachtvolles, mit Gold reich beſetztes Altartuch breiteten. Zugleich wurde dem Diacon Alles zum Meßopfer Nöthige durch den Subdiacon überreicht, welches jener an ſeine Stelle legte, jedoch vorher jene Hoſtie, die bei der Meſſe gebraucht werden ſollte, mit einer anderen Hoſtie abrieb und dieſe alsdann einem der päpſtlichen Caplane zu verſpeiſen gab. Eine ähnliche Ceremonie wurde auch vor dem Einſchenken mit dem Weine und Waſſer beobachtet. Fürſt Auersberg goß hierauf dem Papſte das Handwaſſer auf, worauf dieſer zum Altare trat und das Offertorium verrichtete. Zum Sanctus traten acht Domherren mit Fackeln und Einer mit dem Rauchfaße heraus und blie-

*) Papſt Pius VI. war ſeiner feuervollen Beredſamkeit wegen ſehr berühmt, und die Italiener nannten ihn deswegen il persuasore.

ben in zwei Reihen vor dem Altare kniend, bis die Communion vorüber war. Nach dem **Agnus Dei** gab der Papſt den drei Cardinälen den Friedenskuß, Cardinal Migazzi gab ihn darauf den übrigen anweſenden Biſchöfen. Dann begab ſich der Papſt wieder auf ſeinen Thron. Der Diacon und der Subdiacon blieben jedoch bei dem Altare, auf welchem die conſecrirte Hoſtie noch vorhanden war. Nun begann der intereſſanteſte und Hauptheil der Ceremonie.

Es wurde ein goldener Stern gebracht, den der Diacon auf die Paten über die Hoſtie legte, dieſe ſodann mit der Paten bis zu den Augen erhob und ſich damit langſam auf jede Seite und wieder zum Altare wendete, dann dieſelbe dem knieenden Subdiacon, deſſen Hände mit einem reich mit Silber geſtickten Tuche bedeckt waren, übergab. Dieſer überbrachte ſie dem Papſte, der ſie knieend anbetete. Mit dem Kelche verrichtete der Diacon die nämliche Ceremonie und brachte denſelben, mit einem ſeidenen Tuche bedeckt, ebenfalls dem Papſte, der ihn gleichfalls anbetete und hierauf ſtehend die vor der Communion üblichen Gebete verrichtete. Nach dem „**Domine, non sum dignus**“ nahm der Papſt die Hoſtie, genoß aber nur die Hälfte derſelben. Die andere Hälfte brach er in zwei Theile. Hierauf trank er mittelſt eines goldenen Röhrchens einen Theil des conſecrirten Weines aus dem Kelch und communicirte ſodann die zwei übrigen Theile der Hoſtie dem Diacon und Subdiacon, umarmte Beide und ſprach zu Jedem: **Pax tecum.** Endlich ſog der Diacon ebenfalls einen Theil des Weines mit dem goldenen Röhrchen und gab das Übrige dem Subdiacon, der den Reſt aus dem Kelche trank. Nun wurde die Meſſe auf gewöhnliche Weiſe bis zu Ende fortgeſetzt. Noch bleibt zu bemerken, daß der Papſt ſich bei den öfters in der Meſſe vorkommenden Worten: **Dominus**

vobiscum“, ſo wie bei dem: „orate fratres“ nicht umwendete, ſondern ſtets mit dem Geſichte gegen den Altar gerichtet blieb.

Nach Beendigung des feierlichen Hochamtes begab ſich der Papſt in derſelben Kleidung, in welcher er gekommen war, aus der Kirche und fuhr über den hohen Markt nach der Kirche am Hof, um dem verſammelten Volke den feierlichen päpſtlichen Segen und Ablaß zu ertheilen.

Auf dieſem Platze hatte ſich ſchon mit dem früheſten Morgen eine außerordentliche Volksmenge eingefunden, ſo, daß bei der Ankunft des Papſtes nicht allein der ganze, ſehr geräumige Platz, ſondern auch alle Fenſter und Dächer, ja ſogar die auf der Mitte des Platzes befindliche Säule und alle benachbarten Plätze und Straßen mit Menſchen vollgepfropft waren, ſo daß man deren Zahl über 50,000 ſchätzte.

Auf dem durchaus rothſpalirten, mit Teppichen belegten Balkon war ein goldreicher Baldachin errichtet, mit einem eben ſo koſtbaren Arm- und Lehnſeſſel, nebſt Fußgeſtelle. Mit dem weißen Pluviale bekleidet, die Tiare auf dem Haupte, beſtieg der Papſt, begleitet von den drei Cardinälen und zwei ſeiner Biſchöfen, den Balcon. Der Subdiacon trug das Kreuz vor und an dem Eingange zum Balcone ſtanden zwei Ceremoniarien mit brennenden Kerzen in ſilbernen Leuchtern. Der Papſt ließ ſich auf dem Seſſel nieder und ſang die Abſolution, worauf die Hofſänger antworteten. Hierauf erhob er ſich wieder von ſeinem Sitze, ſegnete das Volk dreimal und ſprach dabei in lateiniſcher Sprache: „Der Segen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes komme über euch und bleibe bei euch alle Zeit, Amen.“ — In demſelben Augenblicke wurde auf der Freiung durch ein daſelbſt poſtirtes Grenadierbataillon

eine Salve gegeben, worauf auf den Wällen rings um die Stadt die Kanonen abgefeuert wurden, um alle Katholiken inner den Linien dadurch zum vorgeschriebenem Gebete und zur Erlangung des vollkommenen Ablasses zu ermahne. Nach diesem Segen setzte sich der Papst wieder und Cardinal Batthyany beugte sich vor ihm und bat ihn im Namen des ganzen Volkes mit den Worten um Ablaß: **Indulgentias. beatissime Pater!** worauf der Papst antwortete: **plenariam** (ein vollkommener). Diesen verkündigte nun der Cardinal dem Volke durch, vom Balcon heruntergeworfene in lateinischer Sprache gedruckte Zettel, worin die schon erwähnte Bedingung enthalten war, daß nämlich Jeder, der den Ablaß gewinnen wolle, vorzüglich für das Wohl des Kaisers und des Papstes zu beten verflichtet sei. Darauf ging der Zug wieder in die Hofburg und so endete sich diese merkwürdige Feierlichkeit.

Den 2. April besah der Papst die kaiserl. Bildergallerie und ließ sich bald darauf von dem kaiserl. Kammermaler Hickel portraitiren. Den 6. und 7. besah er die Hofbibliothek und die kaiserl. Sammlungen, den 9. das kaiserl. Zeughaus, den 10. die Porcellanfabrik, den 11. das Waisenhaus, den 12. die theresianische Ritteracademie, den 13. die kaiserlichen Stallungen und Schönbrunn. Den 15. besuchte er die fürstl. Liechtenstein'sche Gallerie, den 16. die Ingenieursakademie. Den 19. ertheilte er im Spiegelsaale der kaiserl. Hofburg mit den üblichen feierlichen Ceremonien den Cardinalshut an die Cardinäle Firmian, Bischof zu Passau und Batthyany, welche Ertheilung früher nur in Rom Statt finden durfte. Den 20. fuhr der Papst in Gesellschaft des Fürst-Erzbischofes von Olmütz, Grafen Colloredo nach Klosterneuburg, und besah dort alle Merkwürdigkeiten des Stiftes. Den 21. stattete er bei dem Kaiser

und dem Erzherzog Maximilian seinen Abschiedsbesuch ab und erhielt deren Gegenbesuch.

Den folgenden Tag begab sich der Papst nach Anhörung der Messe abermals zum Kaiser. Nach längerem Gespräch kam er mit diesem und dem Erzherzog Maximilian aus den kaiserl. Gemächern. Der Kaiser setzte sich mit dem Papste in einen zweisitzigen Wagen, der Erzherzog Maximilian folgte in einem zweiten und darauf das ganze Gefolge und so trat der hohe Reisende unter Bedeckung der Garden und unter dem Zusammenlauf einer unermeßlichen Volksmenge seine Abreise aus der Residenz an. Zu Mariabrunn stiegen die Fürsten aus und unter dem Vordergebäude der Kirche erfolgte der Abschied, was noch heute eine Inschrift an demselben bezeugt. Der Kaiser und der Erzherzog wurden von dem Papste auf das Zärtlichste umarmt, gesegnet und geküßt. Darauf kehrten Erstere in die Residenz zurück und der Papst setzte seine Reise über St. Pölten, Melk und Linz nach Deutschland fort. Allenthalben in den österreichischen Staaten, wo er durchreiste, hatten große Feierlichkeiten Statt.

Da die weitere Reise des Papstes nicht zu dem Zwecke dieses Buches gehört, so will ich nur kurz andeuten, welche wichtigen Orte er auf seiner Rückreise nach Rom berührte. Den 26. April traf er in München ein und verweilte daselbst bis 2. Mai. Den 5. Mai feierte er in Augsburg sein Namensfest. Den 7. Mai langte er in Innsbruck an, den 9. in Brixen, den 11. in Verona, den 13. in Padua, den 15. in Venedig, wo ebenfalls große Festlichkeiten Statt hatten und wo der Papst mehre Tage verweilte. Den 22. kam er in Bologna an, den 26. zu Imola, den 30. zu Cesena, wo er dem Frohnleichnamsfeste beiwohnte, den 3. Juni zu Rimini, den 4. zu Sinigaglia, von wo die Reise weiter über Ancona, Lo-

retto, Tolentino, Foligno und Otricoli ging. Den 13. hielt er seinen feierlichen Wiedereinzug in Rom.

Bei der Abreise des Papstes von Wien hatte sich Joseph II. wahrhaft kaiserlich gezeigt. Er verehrte dem Papste ein kostbares brillantenes Kreuz, über 200,000 Gulden an Werth. Die beiden Prälaten in seinem Gefolge erhielten jeder einen kostbaren Ring, im Werthe von 2000 Gulden, eine goldene Dose und eine goldene Medaille mit des Kaisers Brustbild. Von dem Gefolge des zweiten Ranges erhielt Jeder einen Brillantring von ungefähr 800 Gulden im Werthe, dann eine kleinere goldene Medaille. Der päpstliche Kammerdiener erhielt nebst einer kostbaren goldenen Dose auch das Decret eines kaiserlichen Kammerdieners. An die übrige Dienerschaft wurden 500 Ducaten vertheilt. — Die päpstlichen Geschenke bestanden in folgenden: Der Oberstküchenmeister, Graf von St. Julien, erhielt einen Rosenkranz von Lapis Lazuli, nebst einem brillantenen Ring, 500 Duc. an Werth; Graf Rosenberg eine schön gefaßte Reliquie. Der Kammerfourier Le Noble, welcher die Einrichtung der Zimmer zu besorgen hatte, erhielt eine Medaille von 100 Ducaten, ein anderer Kammerdiener ein Amulet von 30 Ducaten im Werthe. Jeder kaiserliche Kammerdiener erhielt überdieß eine Medaille von 6 Ducaten und 50 Ducaten baar. Unter die zu Wien Dienste leistende Dienerschaft wurden 1000 Ducaten, unter jene auf der Reise 500 Ducaten vertheilt.

Das Impromptu des Meisters.

Den 28. Mai 1786 war gewählte Abendgesellschaft in einem schönen Garten der Vorstadt Landstraße in Wien, wel-

cher, nebst einem niedlichen Sommergebäude, Eigenthum des Großhändlers N. war. Bereits trieben sich, nach damaliger Mode glänzend und steif geputzte, Herren und Damen, Erstere in lichtfarbigen Seidenröcken, bunten Westen und zierlichen Chapeaubas; Letztere in schweren faltenreichen Reifröcken von geblümten Damast und dem babelthurmähnlichen Haaraufsatze, plaudernd und kosend in den mäandrischen Gängen herum, deren Einfassung aus kunstreich zugeschnittenen Buchs- und Taxusbüschen bestand, und welche sich um künstlich geschlungene Beete drehten, sparsam mit Blumen bepflanzt, aber desto anmuthiger mit farbigem Kies und Glas in symmetrischer Ordnung belegt. Denn damals liebte man es nicht, sich bei dem Hause mit vielen Kosten einen unregelmäßigen Wald zu ziehen, den man in mäßiger Entfernung ganz unentgeldlich und jedenfalls naturgetreuer genießen konnte. In und am Hause mußte damals die Kunst herrschen, was sie denn auch manchmal mit eisenem Scepter that, und so gab es dann keinen Baum und kein Bäumchen, welches sich nicht zu irgend einer plastischen Augenweide hergeben mußte, ja selbst das gestaltlose Element des Wassers wurde auf die kunstvollste und mühsamste Weise in irgend eine gefällige bildliche Form gezwängt, und noch heut zu Tage liefern, obwohl meistens in Ruhestand versetzte, Fontänen, Wasserspiegel, perückenförmige Wasserkünste ꝛc. die Beweise davon. Über den Werth und Unwerth solcher geschnörkelten und abgezirkelten Gartenanlagen ist viel gesprochen und geschrieben worden, und ich will die Debatten darüber nicht vermehren; jedenfalls aber hat man oft das Kindlein mit dem Bade verschüttet, und selbst der große naturbegeisterte Jean Paul spricht: „Nahe an einem Hause nehmen sich die holländischen Gartenschnörkel mit ihrer häuslichen Winzigkeit besser aus,

als die erschütternde Natur mit ihrer ewigen Majestät. Ich liebe solche Gärten, die im Grunde blos eine fortgesetzte Wohnstube ohne Dach und Fach sind.“

Aber zurück zu unserer Gesellschaft, die ohnehin schon durch das lange Ausbleiben des Hausherrn in eine etwas unmuthige Stimmung gesetzt war. Die galanten Redensarten, so geschweift und geschnörkelt wie der Schauplatz selbst, auf dem sie gehalten wurden, sowie die wenigen Tagesneuigkeiten hatten sich erschöpft; nur Einzelne sprachen noch von Josephs Reformen, von dessen bevorstehender Reise nach Rußland, von dem liebenswürdigen Erzherzog Franz, der im vorigen Jahre nach Wien gekommen war, um sich unter den Augen seines großen Oheims auszubilden und dergleichen.

Natürlich fiel auch das Gespräch auf das Theater, man stritt sich hin und wieder um Madame Adamberger, Sacco, und wie die damaligen Notabilitäten der Bühne heißen mochten, so wie man bei dieser Gelegenheit auch auf die zu dieser Zeit auflebende Oper zu sprechen kam, als deren tüchtigsten Repräsentanten man ohne weiters den damals in Wien anwesenden Maestro Vinzenz Martin mit der allerdings vortrefflichen „cosa rara“ und dem „arbore di Diana“ erklärte, aber nebenher auch die „Entführung aus dem Serail“ pries, und das Für und Wider einer neu zu erwartenden Oper des Salzburger Meisters besprach, die einen spanischen Intriguenstoff zum Gegenstande haben sollte.

Aber allmälig, wie sich die Schatten verlängerten, erschlaffte die Conversation und die sehnsüchtigen Blicke der Gesellschaft richteten sich weniger auf entfernte Kunstgenüsse, als auf den inmitten der großen vergitterten Gartenrotunde aufgerichteten Credenztisch, der bereits mit köstlichem Geschirre

prangte, aber vor Ankunft des Feſtgebers nicht ſervirt werden konnte.

Endlich öffnete ſich die grün und weiß lackirte Gartenpforte, und der Erſehnte erſchien, ein Männlein ſeltſamen Ausſehens mit ſich führend, das die lauten Begrüßungen, die eigentlich den Herrn des Hauſes allein betrafen, linkiſch genug mit beantwortete. Es war ein kleiner, ſchmächtiger Mann in ſchnupftabakfarbigem Fracke mit großen, ſeidenumſponnenen Knöpfen, weißer Weſte, ſchwarzen Kniehoſen mit ſilbernen Schnallen, Schuhen und Strümpfen. Das nicht ſchöne, aber ausdrucksvolle Geſicht mit wunderſam überſtürzt gebogener Naſe zierte eine runde, nett geordnete und gepuderte Perücke mit ſtattlichem Zopfe; aus der Weſte ſtarrte eine umfangreiche, blendend weiße und ſteife Buſenkrauſe, der linke Arm hielt den Chapeaubas, während der rechte ein erkleckliches ſpaniſches Rohr mit großem Elfenbeinknopfe handhabte, an welchem zwei anſehnliche ſchwarze Quaſten herabhingen.

Die Geſellſchaft glotzte mit neugierigen Augen den fremden Gaſt an, es im Stillen erwägend, ob ſeine Converſation die durch ſeine Anweſenheit geſchmälerte Collation überwiegen dürfte. Aber ſelbſt dieſe Erwartung ſchien nicht in Erfüllung zu gehen. Während der Hausherr ſich mit geſchäftiger Höflichkeit, wie ſie gebildeten Kaufleuten eigen zu ſeyn pflegt, mit den gewöhnlichen Begrüßungsformeln von einem Gaſt zu dem andern wandte, blieb der Fremde, nachdem er ſein: „Gehorſamer Diener“ mit ſchwerfälliger Verbeugung hervorgebracht hatte, verlegen auf einem Flecke ſtehen, ſpielte unbeholfen mit ſeinen Stockquaſten und ſchien ſich wie im fremden Elemente zu fühlen.

Auf einmal aber, als der Bankier mit ſeinen damals

ſtreng geforderten und beobachteten Willkomms-Complimenten fertig war, ergriff er den ſtummen Gaſt bei der Hand und ſtellte ihn der Geſellſchaft mit den Worten vor: „Herr Mozart wird mir heute die Ehre geben, an unſerer Abendmahlzeit Theil zu nehmen.“

Sogleich durchlief ein leiſes Geflüſter: „Mozart? — Mozart? — die Geſellſchaft, das die Näherſtehenden von Mund zu Munde den Entfernteren zulispelten; die Neugierde war befriedigt, man freute ſich einen berühmten Künſtler in der Geſellſchaft zu zählen, und verſprach ſich Wunderdinge von ſeiner Unterhaltung, wunderte ſich auch wohl, daß er ſo ganz wie ein anderer Menſch ausſah, wie das jederzeit zu geſchehen pflegt, wenn man irgend eine ausgezeichnete Notabilität zum erſten Maße erblickt. Der Meiſter ſchien aber anfangs in noch größere Verlegenheit zu gerathen und fing nur an, links und rechts ziemlich linkiſche Bücklinge zu machen, als er auf einmal, durch das unmäßige Geflüſter der Geſellſchaft aufmerkſam gemacht, wie von einem anderen, höheren Geiſte beſeelt wurde. Seine eintönigen, faſt nichts ſagenden Geſichtszüge belebten und veredelten ſich, eine plötzliche, begeiſternde Idee ſchien ihn ergriffen, lang Geſuchtes ſchien er gefunden zu haben, und eben als ſich ihm die begünſtigteren Mitglieder der Geſellſchaft nähern wollten, brachte er nur, mit dem Stocke abwehrende Bewegungen machend, in ſeinem gewohnten bequemen Dialecte die Worte hervor: „Erlaubens nur einen Augenblick, ich bin gleich wieder da, gehorſamer Diener!“ und entfernte ſich mit ſchnellen Schritten.

Die Geſellſchaft ſtarrte ihm verwundert nach und erſchöpfte ſich in Muthmaßungen über das ſonderbare Benehmen des Meiſters. Sie hatten jedoch nicht lange gewartet und ſich ihre Bemerkungen mitgetheilt, als Mozart ſchon wieder

erſchien. In ſeinem Benehmen aber war er ganz verändert. Zufriedenheit und Luſt ſtrahlte aus ſeinen Augen, jede Spur von Steifheit war verſchwunden, er lachte, ſchwatzte und ſcherzte, wußte mancherlei drollige Anekdoten zu erzählen, und als die Collation eingenommen war, ſetzte er ſich ungebeten zum Clavier und phantaſirte auf ſo geiſtreiche und mitunter muthwillige Weiſe, daß die ganze Geſellſchaft auf das Höchſte entzückt war und erklärte, lange keinen ſo fröhlichen Abend erlebt zu haben.

Ja, ſeine Begeiſterung und ſeine frohe Laune gingen ſo weit, daß er, als der Hausherr den Bedienten Martin wegen eines verſchütteten Glaſes Punſch ſchalt und ihn ganz ſubtil einen Eſel nannte, ſogleich in einer Art Übermuth dieſe Gelegenheit ergriff, die zwei Zeilen: „O du eſelhafter Martin, o du martiniſcher Eſel!“ improviſirend vortrug und endlich daraus den berühmten, komiſchen Kanon bildete, der noch heute zum großen Ergötzen mancher Geſellſchaft vorgetragen wird.

Endlich trennte man ſich ſpät und in der heiterſten Stimmung. Der Hausherr aber konnte ſeine Neugierde nicht länger unterdrücken, was Mozart eigentlich fortgetrieben und in ſo veränderter Stimmung zurückgeführt hatte, und er fragte ihn beim Abſchiede um die Urſache. Mozart aber lächelte und ſagte: „Haben Sie das Ziſcheln bei meiner Ankunft gemerkt und wie man mit meinem Namen Fangball ſpielte? Nun gut, ſo kommen Sie künftige Woche in meinen Figaro, da wird Ihnen Alles klar werden. Gute Nacht, gehorſamer Diener.“

Und bei der erſten Vorſtellung dieſer herrlichen und in ihrer Art unübertroffenen Oper wurde zwar Jedermann durch die harmoniſchen Zauberklänge, durch die Wahrheit und

Feinheit der Charakteriſtik, ſo wie durch die köſtliche Laune, die ſich in Tönen ausſprachen, entzückt; die gegenwärtigen Mitglieder der Abendgeſellſchaft aber wußten ſich vor Erſtaunen und Bewunderung kaum zu faſſen, als ſie in dem herrlichen erſten Finale, wo die Gräfin Suſannen und dieſe Figaro die Auskunft über den Pagen zuflüſtern, ein lebendiges Bild ihrer eigenen Gartenſcene erblickten, welche den Meiſter zu einer ſo tief gefühlten und herrlichen Scene begeiſtert hatte, die jedem Fühlenden noch heute ſo hoch entzückt, obſchon nur Wenige den eigentlichen Urſprung davon wiſſen.

Das aber iſt die Weihe des Genies, die Natur in ihren unbedeutendſten Wirkungen aufzufaſſen und künſtleriſch verarbeitet wieder zu geben. Wie viele unwichtig ſcheinende Vorfälle im menſchlichen Leben mögen Veranlaſſung zu den größten Meiſterwerken der Kunſt gegeben haben! Ich brauche hier nur an die ewigen Symphonien Beethoven's mit ihrer heiligen Muſenzahl zu erinnern; denn jede derſelben drückt nicht nur allein irgend eine Gemüthsſtimmung, ſondern dem geweihten Sinne ſelbſt eine fortgeſetzte, durch Töne dargeſtellte Begebenheit aus.

Mozart hätte wohl auch ohne äußere Einwirkung ſein claſſiſches Finale componirt, und auch ſchön und charakteriſtiſch componirt, allein die Wahrheit der Darſtellung wurde jedenfalls durch die Beobachtung und Aufnahme dieſer charakteriſtiſchen Gartenſcene erhöht. So mochte der Meiſter oft Scenen des wirklichen Lebens ſtill beobachtet und künſtleriſch aufgefaßt haben, während er ſchweigſam in ſich verſunken da ſaß und allgemein als ſchlechter, langweiliger Geſellſchafter galt; darum aber ſind ſeine Opern auch Meiſterwerke der Charakteriſtik, zu deren allgemeinen Anerkennung es leider bis heute noch nicht gekommen iſt, da ſogar, in anderer Hin-

ſicht, große Geiſter, geſchweige das eigentliche Publikum, der Muſik nur das Sinnliche zugeſtehen, und es in derſelben ſuchen und vorzugsweiſe zu finden lieben.

Eine Scene auf dem Graben.

Den 14. Mai 1809, zur Zeit, als die franzöſiſchen Heere Öſterreich und Wien beſetzt hatten, erſchien ein drohender Aufruf an die öſterreichiſche Landwehre, folgenden Inhaltes:

1. Die Miliz oder ſogenannte Landwehre iſt aufgelöst.

2. Ein Generalpardon wird hiermit allen Gliedern derſelben bewilligt, welche ſich ſpäteſtens binnen vierzehn Tagen nach der Einrückung der franzöſiſchen Truppen, in die Ortſchaften, wohin ſie gehören, nach Hauſe begeben werden.

3. Sollten Offiziere derſelben in dem gegebenen Zeitraume zurückzukehren unterlaſſen, ſo ſollen ihre Häuſer abgebrannt und ihre Meubeln und ſonſtiges Eigenthum confiscirt, die daran Schuldtragenden aber zur ſtrengſten Verantwortung gezogen werden.

4. Die Ortſchaften, welche Mannſchaft zur Landwehre geliefert haben, ſind gehalten, dieſelbe zurückzurufen und die Waffen, welche dieſe erhalten haben, ſogleich abzuliefern.

5. Den Commandanten der verſchiedenen Provinzen iſt aufgetragen, alle gehörigen Maßregeln zur Vollziehung des gegenwärtigen Befehles zu ergreifen.

Obzwar dieſe fulminante Erklärung eigentlich nur ein Schreckſchuß war und faſt gar keine Folge nach ſich zog, ſo machte ſie doch viel böſes Blut, eine düſtere Stimmung bemächtigte ſich der Landeseinwohner und der allgemeine Haß

gegen die übermüthigen Sieger ſteigerte ſich um ſo mehr auf einen bedenklich hohen Grad, als bald darauf eine zweite Verordnung erſchien, welche alle jene Einwohner mit ſtrenger Ahndung bedrohte, die verkleidete öſterreichiſche Krieger bei ſich aufnahmen und dieſelben nicht alſogleich dem Stadtcommando anzeigten. Die Franzoſen ſelbſt aber blieben ſich in ihrem nonchalanten Benehmen gleich. Zwar übermüthig und ſiegestrunken, aber ſorglos und vergnügensluſtig ſtreiften ſie in den Gaſſen Wiens umher, als ob dieſelben die Boulevards ihres leicht- und frohſinnigen Paris wären und ſie kümmerten ſich, wohl auch ihres Übergewichtes bewußt, nur wenig um die mißtrauiſchen und feindſeligen Blicke, denen ſie von Zeit zu Zeit begegneten, ließen ſich auch durchaus nicht von kleinen Abenteuern abhalten, wie ſie dem leichten franzöſiſchen Blute eigen ſind.'

So las man kurz darauf einen öffentlichen Anſchlag, wodurch allen Sängerinnen, Tänzerinnen und Figurantinnen des Kärnthnerthortheaters bei alſogleicher Dienſtentlaſſung unterſagt wurde, ſich auch nur bei einem Fenſter des Theatergebäudes blicken zu laſſen, was mit einem galanten Vorgange welcher an einem der vorhergehenden Abende die Urſache eines bedenklichen Tumultes geweſen war, in Verbindung ſtand. Zwei bürgerliche Grenadiere nämlich, welche bei dem Eingange, der zur Bühne führt, die Wache und ſelbſt von dem franzöſiſchen Commandanten den ſtrengen Auftrag hatten, Niemand außer dem Theaterperſonale den Eintritt durch dieſe Thüre zu geſtatten, wieſen einen Offizier zurück, der, durch die auffordernden Blicke einer Figurantin gelockt, mit Gewalt hinein wollte. Nach einem heftigen Wortwechſel fiel er ſie ſogar mit dem Säbel in der Fauſt an, ſo daß ihnen die übrige Theaterwache zu Hilfe eilen mußte. Nun kam auch franzöſiſches

Militär herbei, allein dieſes, ſtatt den Beleidigten Recht zu ſchaffen, ſchlug ſich auf die Seite des Offiziers und durch ihre größere Anzahl bemächtigten ſich die franzöſiſchen Soldaten der Gewehre der Bürgerwache. Nun wurde auch das Volk aufgebracht und mengte ſich in den Streit und es würde gewiß blutige Auftritte gegeben haben, wäre nicht eine Abtheilung bürgerlicher Cavallerie herbeigekommen, welche ſogleich die Gaſſe ſperrte und das Volk, welches bereits die enge Komödiengaſſe und den Platz vor dem Theater füllte, beredete, ſich ruhig nach Hauſe zu begeben. Die Bürgerwache erhielt auch auf die Verwendung des Bürgerofficiers ihre Waffen wieder und bezog ihren Poſten wie vorher.

Trotz dieſer im Allgemeinen gereizten Stimmung aber beſaßen die Wiener, wie immer, im Ganzen ſo viel Tact, Beachtung der Umſtände und Abſcheu vor nutzloſer, ja verderblicher Aufregung, daß ein wirklicher Ausbruch ihrer Mißſtimmung nicht leicht zu beſorgen war, es müßte denn der Anlaß dazu gar zu eclatant gegeben werden. Endlich, das iſt nicht zu läugnen, gab es auch unter den Feinden, beſonders unter den eigentlichen eingebornen Franzoſen, viele Redlichgeſinnte, welche nicht allein den Übermuth ihrer Kameraden nicht theilten, ſondern ihm bei jeder Gelegenheit entgegen wirkten; ja welche ſich ſelbſt dann ihres posse nicht bedienten, wenn ſie auf Koſten der Einwohner das volle Recht dazu in Händen hatten. Es fehlte ſelbſt nicht an Zügen hervorſtechenden Edelmuthes und des feinſten Ehrgefühles in dieſer Hinſicht, wovon nachfolgende Begebenheit, die übrigens nahe daran war, die Ruhe der Hauptſtadt in gefährlichem Grade zu ſtören, eine der ſprechendſten iſt.

Es war den 4. Juni, an einem ſchönen Sonntage um die Mittagsſtunde, als ſich, wie gewöhnlich, eine Maſſe

Spaziergänger auf dem Graben drängte, unter welchen häufig die glänzenden Uniformen der französischen Offiziere hervorstachen. Einer der Letzteren, ein junger Mann von äußerst vortheilhafter Gesichtsbildung, blieb in der Gegend der Dreifaltigkeitssäule stehen, und ließ die vorüber schwebenden Schönen Wiens die Musterung passiren. Auf einmal faßte er aber auch einen vorübergehenden Mann in Civilkleidung scharf ins Auge und folgte ihm mit sichtlich erregter Neugierde mehre Schritte nach. Doch kaum war er bis gegen den Trattnerhof gekommen, als der Offizier mit französischer Nonchalance seine Forschung aufgab und sich wieder umwendete, wahrscheinlich um zu seinem früheren Standpunct zurückzukehren. In dem Augenblicke aber wurde er von einem Frauenzimmer, das ihn schon einige Zeit beobachtet hatte, am Arme gefaßt, wobei sie ihm einige Worte zuflisterte. Der Offizier aber, weit entfernt, die altbekannte französische Galanterie zu beobachten, starrte sie nur einen Augenblick mit zorniger Miene an und gab ihr dann eine derbe, lautschallende Ohrfeige, so daß sie verblüfft zurück taumelte und sich ohne weitere Lust, die Conversation fortzusetzen, beschämt und eilig durch den Trattnerhof verlor.

Diese rohe Mißhandlung eines gut gekleideten Frauenzimmers auf öffentlicher Straße aber empörte mit Recht die Menge und goß den letzten Tropfen in die ohnehin schon übervolle Schale der Erbitterung. Mit wildem Geschrei und drohenden Geberden versammelten sich sofort mehre Gruppen Volkes um den Offizier und es wäre gewiß zu ernsten Thätlichkeiten gekommen, deren Folgen nur betrübt seyn konnten, hätten sich nicht schnell mehre französische Offiziere um ihren Kameraden versammelt und ihn selbst über sein unverantwortliches Benehmen ernsthaft zur Rede gestellt. Seine Verantwortung aber verkehrte die Wuth der Menge mit Eins in

Beifall und Hochachtung für den Offizier und in Abscheu und Verwünschungen gegen das Frauenzimmer, die zu ihrem Glücke nicht mehr aufgefunden werden konnte. Er erklärte nämlich in gebrochenem Deutsch, die Dame hätte ihm, als er in dem Vorübergehenden einen alten Bekannten vermuthete, zugeflistert, es sei ein verkleideter österreichischer Offizier und er solle ihn ja nicht aus den Augen lassen. Diese Zumuthung sei ihm als einem braven Franzosen und kaiserlichen Soldaten so entehrend vorgekommen, daß er seine Verachtung über ihre Niederträchtigkeit in der Eile auf keine andere Weise zu äußern gewußt habe. Diese Begebenheit ist buchstäblich wahr, ungewiß aber, ob das erwähnte Frauenzimmer eine Deutsche oder eine Ausländerin gewesen ist. Zur Ehre des Vaterlandes und als eine größere Wahrscheinlichkeit aber wollen wir jedenfalls das Letztere annehmen.

Beethovens merkwürdiges letztes Concert im grossen Redoutensaale im Jahre 1826.

Die Versammlung war heute sehr zahlreich. Die Räume des großen weitläufigen Redoutensaales waren in allen ihren Abtheilungen im vollsten Sinne des Wortes überfüllt, theils aus wahrem heiligen Enthusiasmus, theils aus frommer, gläubiger Pietät, zumeist aber aus vornehmer und gemeiner Neugierde, um doch sagen zu können: „Ich bin auch dabei gewesen, ich habe ihn auch gesehen!“

Denn heute sollte er, der größte Meister in dem geheimnißvollen Reiche der Töne, er, dessen Leben selbst in Harmonie aufgelöst war, sollte heute das neueste Product seiner gottbegeisterten Phantasie, seine wundervolle neunte Sim-

phonie dirigiren. Aller Augen waren ſtarr auf das vollbeſetzte Orcheſter mit verſchiedenem Ausdrucke, durch obige Urſachen angeregt, gerichtet und als er endlich mit ſtarkem, ſchnellen Schritte erſchien, im ungewohnten ſchwarzen Fracke und Beinkleid, weißer Weſte und lockeren Halstuche; über das markige, geiſtreiche, aber etwas düſtere Antlitz die grauen Haare in genialer, faſt etwas wüſter Unordnung hängend; die geiſtvollen, aber wie von unwillkürlicher Raſtloſigkeit und Ungeduld belebten Blicke unter den buſchigen, etwas zuſammengezogenen Brauen hervorſprühend, da erhob ſich ein einſtimmiger donnernden Beifallsſturm.

Doch auch dafür, wie leider ſonſt im Leben, ſchien der große Meiſter nach Außen taub zu ſeyn, während ſein Inneres von den herrlichſten Harmonien erbebte und erklang. Feind jeder Oſtentation fertigte er die geſpendete, geräuſchvolle Anerkennung mit einem Paar kurzen, etwas linkiſchen Bücklingen ab, griff ſchnell nach dem Tactſtabe und gab das Zeichen zum Beginnen.

Das tobende Getöſe verwandelte ſich plötzlich in Grabesſtille und während nun die gewaltigen Tonmaſſen der Einleitung erklangen, ſchien ſich erſt die Geſtalt des alten Meiſters zu beleben. Von dem göttlichen Genius erfüllt, untheilnehmend an Allem, was außer ihm, ſchien er die Seligkeit des Schaffens aufs Neue zu genießen, als ſich durch Klang und Schall die ſchwarzen todten Zeichen auf dem Papiere belebten. In jeder Note ſchien ein Theil ſeines Geiſtes zu ihm zu ſprechen; heilige dithyrambiſche Begeiſterung belebte jeden ſeiner Muskel, das gemeine irdiſche Leben war weit von ihm gewichen, ein höherer Strahl aus unbekannten Welten hatte ihn fremdartig und faſt unheimlich beſeelt und — hätte die Muſik geſchwiegen und nur er ſeine Bewegungen fortgeſetzt, auch

dann würde ein begeistertes Gemüth den Gang seines groß-artigen Gedichtes vernommen haben.

Aber freilich vermag nur Begeisterung wieder die Begeisterung in seiner höchsten Weihe zu begreifen. Der Funke des Genius bedarf wieder eines empfänglichen, ja gleichgestimmten Gemüthes und so geschah es auch dießmal, daß sich mehre Augen bei diesem Anblicke mit Thränen füllten, während andere, wie bei einem gemeinen Spaß, vergnügt, oder wohl gar, denen die Götter verzeihen wollen, mitleidig lächelten; Beethovens innere, alle Fesseln des Irdischen sprengende Begeisterung für äußere Wirkung und Folge seiner leiblichen Taubheit nehmend.

Als nun endlich nach dem seelenvollen Adagio, nach dem von dem herrlichsten Humor durchdrungenen Scherzo und dem großartigen, jedoch, trotz alles Panegyrisirens, noch bis heute nicht allgemein gefühlten und begriffenen Finale, welches, allerdings sonderbar, mit einem Vocalchor schließt, — der Meister den Tactstab schnell niederlegte und sich eben so schnell entfernte, forderte der Enthusiasmus oder die Mode abermals ihr Opfer und dreimaliger Beifallssturm zwang ihn abermals zu drei schnellen, unbeholfenen Verbeugungen, worauf er sich denn endlich entfernen durfte.

Ein weiteres Stimmen der Instrumente erfolgte, dessen abgerissene Präludien sich jedoch schon auf die vorhergehende Production ausnahmen, wie Waschbecken-Tumult gegen den Niagarafall. Siehe da, weiche, lydische Töne erklangen als Introduction einer wohlbekannten, vielbeliebten und abgeleierten Melodie, welche zu dieser Umgebung paßte, wie ein kranker Seidenhase auf weichem Kissen zu einem Löwen, der mit fliegender Mähne und Triumphgebrülle die heimischen Wälder durchstürmt. Es erschien ein schlanker, wohlgewach-

ſener Mann in ſchwarzem, netten Coſtume, mit italieniſchen Geſichtszügen, Manieren und Kehle, er begann das — di tanti palpiti als Futter für geiſtige Mägen, die nur Leckerbißlein vertragen, oder keine Mahlzeit ohne dieſelben verdauen können — er begann es alſo herabzuſingen und mitunter zu krähen, wie es denn ſchon ſeine Manier mit ſich brachte.

Es ſchien faſt, als wollte man gefliſſentlich auch unſerm Goliath einen — David entgegenſetzen, dem aber dießmal die ſiegende Schleuder fehlte; denn ſelbſt Jene, die in Zelmina, Donna del lago etc. ſich in raſenden Beifallsjubel erſchöpft hatten, fanden ſich denn doch durch dieſe Zuſammenſtellung wenigſtens par honneur indignirt. Die ganze Verſammlung erhob ſich mit Eins wie ein Mann und der arme, dießmal gewiß wohl unſchuldige Künſtler wurde auf die eclatanteſte Weiſe unanimiter ausgeziſcht, was wohl ihm, ſo wie der armen, ebenfalls unſchuldigen Cavatine zum erſten und letzten Male wiederfuhr. Freilich erhoben ſich hier und da einige aus andern Urſachen indignirte Damen und ſüße Herren gegen dieſe barbariſche Behandlung, allein ſie wurden gegen alle ſonſtige Galanterie überſtimmt und der arme Künſtler mußte dießmal abtreten, ohne ſich mehr als einzelner, ſchnell und gewaltſam platzender Leuchtkugeln des Beifalles erfreuen zu können. In der nächſten Zelmira erhielt er dagegen bei dem beliebten Fangen des hohen D wieder ſeine vollſtändige Ehrenrettung und das Verſäumte ward mit großem Eclat nachgeholt.

Nun erſchien der Meiſter wieder und führte einige Stücke aus ſeiner neueſten, gottbegeiſterten Es dur Meſſe vor, allein mittlerweile war man doch etwas zur Beſinnung gekommen, ein bitteres Reuegefühl, den fremden Gaſt, welchem man ſo viele Genüſſe zu verdanken hatte und obendrein zu Gunſten

eines Einheimischen, ein in Wien unerhörter Fall, gekränkt zu haben, bemächtigte sich vieler Gemüther und so war denn ein großer Theil des anfänglichen Enthusiasmus wieder verraucht und gegen Ende war nur mehr eine kleine Zahl der wahrhaft Geweihten zugegen.

Das Concert währte nämlich ziemlich lange; vor den Augen der Meisten flimmerte der Duft der, ihrer bereits wartenden Suppe so romantisch und idyllisch, daß sie, von unwiderstehlicher Macht ergriffen, den Wanderstab in die Hand nahmen und, noch umsäuselt von den heiligen Tönen der zweiten wundervollen Hymne, welche sie aber in Betracht der warmen Suppe ziemlich kalt ließ, heimwärts pilgerten.

So begann und endete das letzte Concert in Wien, welches Beethoven persönlich dirigirt hatte.

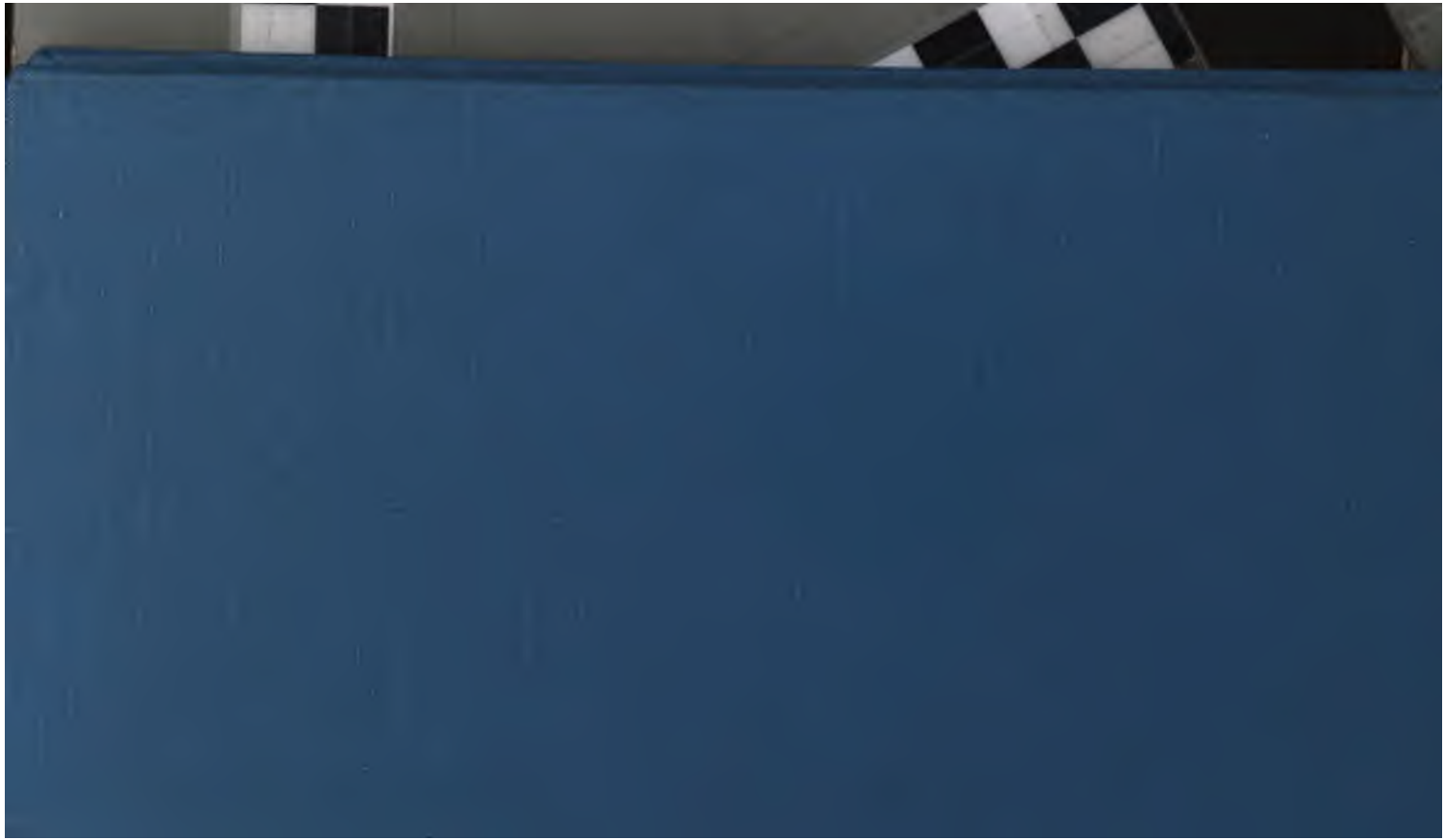
Schon in etwas mehr als einem Jahre, den 29. März 1827, sprach Anschütz an dessen Grabe die herrlichen, tief empfundenen und wahren Worte Grillparzers: „Ein Künstler war er und wer steht auf neben ihm? Wie der Behemoth die Meere durchstürmt, durchflog er die Gränzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners; von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Puncte, wo das Gebildete übergeht in eine regellose Willkür streitender Naturgewalten; Alles hatte er durchmessen, Alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, denn Beethoven hörte nur da auf, wo die Kunst aufhört. — Adelaide und Leonore, Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers gläubiges Lied; Kinder ihr, der drei- und viergetheilten Stimmen; brausende Symphonien! Freude, schöner Götterfunken, du Schwanengesang! Muse des Liedes und des Saitenspiels, stellt euch rings um sein Grab und bestreut es mit Lorbern. Ein Künstler war er, aber

auch ein Mensch; ein Mensch in des Wortes vollkommenster Bedeutung. Weil er von der Welt sich abschloß, nannte sie ihn feindselig, weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht. Gerade das Übermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus. — Wenn er die Welt floh, so wars, weil er in den Tiefen seines Gemüthes keine Waffen fand, sich ihr zu widersetzen; wenn er sich den Menschen entzog, so geschah es, weil er ihnen Alles gegeben und nichts zurück empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein Zweites fand. Aber bis zum Tode bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut aller Welt. So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten."

Ludwig van Beethoven war geboren zu Bonn den 17. December 1772. Sein Vater, Anton van Beethoven, war Tenorist in der Capelle des Kurfürsten von Cöln. Seine ersten Lehrer waren van der Eden und Christian Gottlob Neefe. 1792 kam er nach Wien und blieb fortan daselbst, wo sich sein Genius erst nach und nach seine sieghafte Bahn brach. Er war nie vermählt. Seine vorzüglichsten Werke sind: Die herrlichen neun Symphonien; sein Septett, seine Claviercompositionen, die Musik zu Egmont, die Quartetten und endlich seine classische Oper: Fidelio oder Leonore, zu welcher er nach und nach drei Ouverturen schrieb, da die ursprüngliche und eine zweite großartige dem damaligen Geschmacke nicht zusagten. Er starb den 27. März 1827 im sogenannten Schwarzspanierhaus an der Alserglacis, ein Neffe erbte seine geringe Verlassenschaft.

*091!0-SB
5-06
CC

Stanford University Libraries
3 6105 013 788 000

DB
847
.S29

DATE DUE